Der Pfarrvicar in den Ardennen.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen übersetzt.

Zweiter Band.

H. de Balzac's sämmtliche Werke
57. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.

Der Pfarrvicar in den Ardennen.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen übersetzt.

Zweiter Band.

H. de Balzac's sämmtliche Werke

57. Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1848

Der Pfarrvicar in den Ardennen.

Zweiter Band.

I.

Wie die Marquise den Vicar zu ihrem Beichtvater wählt, und ihn in das Geheimniß ihrer Fehltritte einweihet. Anfang der Abenteuer der Frau von Rosann.

Es war in Aulnay eine Frau, für welche der Vicar die ganze Welt war. Frau von Rosann hörte nicht auf, an Herrn Joseph zu denken. Sie gestand sich sogleich anfänglich, daß dies Wesen zu ihrem Glücke unentbehrlich sei. Eine unschuldige Neigung zog sie mit einer unendlichen Gewalt, die sie nicht bewältigen konnte, zu ihm hin. Da nun aber die Frauen im Allgemeinen geneigt sind, Alles durch die Liebe zu erklären, da sie ganz Liebe sind, so stürzte sich auch die Marquise in das weite Feld dieses verführerischen Gefühles. Sie sahe gleichwohl alle Gefahren einer solchen Leidenschaft; sie verhehlte es sich sogar nicht, daß sie, in dem Momente, da sie zu dem Alter gelangte, das für die Frauen ein sicherer Hafen gegen die Stürme des Lebens ist, scheitern und ihre tugendhafte Existenz zertrümmern würde. Das Bild ihres Gatten, des Mannes, dessen Glück sie machte, sein Alter, seine Tugend, nichts konnte ihre Seele ergreifen und sie zurückhalten. Sie bewunderte bei sich selbst die sonderbare Laune des Schicksals, das befohlen hatte, sie solle ihre Laufbahn so endigen, wie sie dieselbe begonnen.

»Wie,« sprach sie, »war's nicht genug, daß mir in meinem sechzehnten Jahre ein Geistlicher eine heftige Liebe einflößte, deren er nicht würdig war?! Muß ich am Ende meiner weiblichen Laufbahn noch von einer unheiligen Gluth gegen einen andern Geistlichen entbrennen? Und das Verhängniß will, daß die Rollen umgetauscht sind, daß ich jetzt die Rolle desjenigen übernehme, der mich verführte, und derjenige, den ich liebe an meiner Stelle ist. Ach, warum war er nicht vor zwanzig Jahren da?«

Diejenigen, welche Erfahrung haben, wissen, daß unsre Liebe solche nicht zu bändigenden Leidenschaften erzeugt, deren Werke alle Schranken umstoßen. Die Leidenschaft der Marquise war von dieser Art.

Einige Zeit nach dem Tage, an welchem von Margarethen das Manuscript des Vicars gelesen worden war, lustwandelte der Vicar im Parke der Frau von Rosann. Er liebte diesen Ort, der ihm sein liebes Amerika ein wenig vergegenwärtigte. Außerdem gewährten ihm die Ruinen des alten Schlosses einen Anblick, der seiner Melancholie zusagte. Von dem Hügel aus, auf den er sich begab, bemerkte er den ungeheuern Ardennenwald, der ein auf den Kopf der lieblichen Hügel, welche das kreisförmige Thal von Aulnay bilden, gesetzter Kranz zu sein schien. Zu seinen Füßen trennte ihn ein künstlicher, ziemlich großer See von den romantischen Trümmern des alten Castells, von denen nur noch viereckige, festgebauete Thürme, die man nicht hatte zerstören können, übrig waren. Moos und Epheu bedeckten diese Trümmer und das Wasser des See's umgab diese

malerische Insel. Der junge Mann, in ein Nachsinnen versenkt, dessen Erinnerung ihm seine Kindheit lieferte, saß auf seinem Lieblingshügel unter einem amerikanischen Baume. Er bewunderte die Landschaft, die vor seinen Blicken lag, als das leichte Geräusch der Tritte einer Frau in der Luft erschallte. Er drehete sich um, Frau von Rosann war zwei Schritte von ihm entfernt und betrachtete ihn mit einem Ausdrucke, der ihm eine sanfte Rührung verursachte. In diesem Momente war seine Seele gut gestimmt, er entflohe nicht, wie es seine Gewohnheit war, und weit entfernt, sein Brevier zu ergreifen, legte er es vielmehr nieder; kurz, nachdem sich die Marquise neben ihn gesetzt, so war ihm die Gegenwart dieser Frau keineswegs zuwider. Josephine zitterte, wie ein herbstliches Blatt, und wagte es nicht, den Vicar zum zweiten Male anzusehen.

»Mein Herr,« sprach sie mit schwankender Stimme, »ich werde eifersüchtig auf meinen Park werden! Seit acht Tagen haben Sie mich nicht besucht, und seit dieser Zeit ist es schon das zweite Mal, daß Sie meine Gärten durchstreifen.«

»Gnädige Frau, das Schauspiel dieser reizenden Einsamkeit ist stumm und kann sich über mein öfteres Kommen nicht beklagen, anstatt daß Sie, wenn ich Ihnen meine ehrerbietigen Huldigungen darbrächte, sich mit Recht darüber würden beklagen können! Wahrlich, kein Mensch in der Welt paßt schlechter in einen Salon, wie ich!«

»Sie sind viel zu bescheiden, Herr Joseph!« Indem

die Marquise zum ersten Male des Vicars Namen nannte, betonte sie ihn auf eine unbeschreibliche Weise.

»O, Sie sind zu gütig!« antwortete lebhaft der junge Mann.

»Nein, mein junger Freund (ich hoffe, Sie werden der meinige, wenn Sie meine Leiden kennen gelernt haben), nein, es ist hiebei keine Güte im Spiele, ich bin sogar ein wenig egoistisch, denn indem ich so mit Ihnen rede, habe ich bloß mein Interesse und mein Vergnügen im Auge.«

»Ei, wie,« rief der Vicar mit Mitleiden, »Sie sind unglücklich, gnädige Frau?«

»O, sehr unglücklich, ich mache Sie zum Richter darüber. . . . Bei der Erzählung meiner Unfälle werde ich mich an Ihr Herz wenden, damit es meine Sache führe.

Wenn ich Ihnen ein Geheimniß entdecke, das nur drei Menschen kennen, so geschiehet dies deswegen, weil ich Ihnen von heute an die Sorge für ein Gewissen anvertraue, das ich für die mir noch übrigen Lebenstage für beschwichtigt hielt, und weil ich außerdem durch mein Vertrauen das Ihrige zu erlangen, und ihnen den Busen einer Freundin anzubieten hoffe. Mein junger Freund, Ihre tiefe Melancholie hat mir Ihre Bedürfnisse offenbart. Sie bedürfen eines Herzens, in das Sie das ihre flüchten und worin Sie Trost finden können. Nach dem Beispiele der Menschen von ehemals, mit eben solcher Offenherzigkeit biete ich Ihnen meine Hand, indem ich sage: Lassen Sie uns Freunde sein!«

Bei diesen Worten drückte der Vicar, von einer unbeschreiblichen Empfindung bewegt, die zitternde Hand der

Marquise; sie zitterten mit einander und ließen sich mit jener Schämigkeit los, welche den Reiz der Gefühle ausmacht. Eine göttliche Freude stieg in der Seele der Frau von Rosann auf, und sie begann mit folgenden Worten:

»Ich bin eine geborene Waise und habe meine Mutter nicht gekannt.«

Bei diesem Anfange blickte der Vicar die Frau von Rosann an und sprach: »Ich beklage Sie, gnädige Frau, ich kenne dies Unglück.«

»Sie kennen Ihre Mutter nicht?« rief die Marquise aufstehend. »Großer Gott! . . . ja! . . . Sie sind zwei und zwanzig Jahre alt! . . . himmlische Güte! solltest Du erlauben?« Dann betrachtete sie des Vicars gebräuntes Gesicht, Thränen drangen aus ihren Augen hervor und sie setzte sich traurig wieder nieder, wie wenn eine schreckliche Erinnerung vor ihrer Einbildungskraft erschienen wäre. Sie fuhr darauf also fort:

Geschichte der Frau Marquise von Rosann.

»Ich bin Waise, sagte ich; mit den Zeichen und dem Anscheine der Sanftmuth bin ich lebhaft, obgleich betrachtsam (beschaulich).

Diese Lebhaftigkeit wirkt nur im Innern; sie ist ganz und gar wieder in meine Gefühle hineingetragen, um ihre Stärke zu erhöhen, und Sie müssen, wenn sonst Sie sich beobachtet haben, wissen, daß die Leidenschaften uns um so mehr zum Nachdenken und zu jener müßigen Träumerei, die einen so großen Reiz hat, geneigt machen; ich bin zärtlich,

obgleich mein Gemüth anfänglich kalt zu sein scheint. Jene Bescheidenheit, die unserm Geschlechte geziemt, ist in Folge der Erziehung, die ich gehabt, in Gleichgültigkeit ausgeartet.

Eine äußerst fromme Tante, aber von der kleinlichen Frömmigkeit, welche die geringfügigsten gottesdienstlichen Handlungen zum Wesentlichen der Religion machen, übernahm meine Erziehung. Ich brachte also meine Kindheit so hin, daß die Erinnerungen aus dieser Epoche, der schönsten unsres Lebens, nicht angenehm waren, mehr will ich darüber nicht sagen, mein junger Freund, meine Tante ist todt . . . und lebte sie . . . so müßte ich jetzt noch schweigen.

Von meiner Tante für nichts gerechnet, wurde ich selten zu dem Zirkel der Geistlichen, welche Fräulein von Karadeuc umgaben, zugelassen. Je mehr ich an Alter zunahm, desto mehr entfernte sie mich davon. Dieses Gebot, bei ihr nicht zu erscheinen, wenn so heilige Personen um sie waren, beschäftigte lange Zeit meinen Geist. Da ich nun in einer solchen Einsamkeit lebte, so können sie leicht denken, daß meine, sich selbst überlassene Phantasie weite Felder durchstreifte, und, sei es nun, daß die Natur es so will, oder sei es, daß die Neigung meines Gemüthes so war, alle meine Gedanken waren Gedanken der Liebe, und einer unbestimmten Liebe, die sich auf die geringfügigsten Gegenstände erstreckte, es schien in mir ein Bedürfniß zu lieben, das ich nicht zu lenken vermochte, zu wohnen. Ich bildete mir den Charakter der Männer auf eine vortheilhafte Weise, jedoch zeichnete ich sie stets nach dem Muster derer des Alterthums; ich dachte sie mir strenge und sich nur mit Mühe unter das Scepter

der Liebe beugend. Ach, in welche Verirrungen geräth eine Seele in der Einsamkeit.

Das Verbot, welches mich verhinderte, im Salon zu erscheinen, gab der Gesellschaft, die sich darin versammelte, den Reiz, der aus einem Verbote hervorgehet, so daß ich mich neugierig, wie ein junges Mädchen es gewöhnlich ist, versteckte, um alle Geistlichen, welche meine Tante besuchten, kommen und weggehen zu sehen; sie waren Alle von einem gewissen Alter, d. h. von einem bestimmten Alter, denn sie schienen mir alle zwischen funfzig und sechzig Jahren zu sein, und, ohne von meiner Tante schlecht sprechen zu wollen, kann ich es sagen, daß man sie einem jungen Geistlichen eben so sehr fürchten sahe wie einen alten. Durch häufiges Untersuchen bemerkte ich indeß einst einen jungen Abbé, der ungefähr erst dreißig Jahre alt sein mußte; so bald ich ihn sahe, wünschte ich ihn auch oft zu betrachten. Ich wurde nun aufmerksamer, verfehlte nicht ein einziges Mal, ihn bei seinem Durchgange zu sehen und folgte ihm lange mit den Augen, wenn er durch die Zimmer ging.

Eines Tags bemerkte er mich, und ich zog mich schnell zurück, nach einigen Minuten aber reckte ich den Kopf wieder vorwärts; er stand noch auf derselben Stelle und betrachtete den Ort, wo ich verschwunden war. Die Starrheit seiner Augen, das Erstaunen auf seinem Gesichte und in seiner Haltung machten mir ein unglaubliches Vergnügen, und von nun an bestimmten diese kleinen Begebnisse meine Gedanken, bei diesem jungen Manne stehen zu bleiben. Er ward der Gegenstand aller meiner Betrachtungen, und

ich beschäftigte mich ohne Unterlaß auf die unschuldigste Weise mit ihm. Der Neigung meines Gemüthes nach, bemerkte ich keine Gefahr dabei, ihm alle Vollkommenheiten, von denen ich träumte, zu zuschreiben. Lange Zeit begnügte ich mich damit, an ihn zu denken, aber es kam ein Moment, da mir sein Anblick nothwendig wurde: Da ich ihn nur immer verstohlen gesehen, so wollte ich ihn nach meinem Belieben betrachten, sprechen hören, und erfahren, ob seine Seele wirklich so vollkommen wäre, wie ich sie mir dachte.

Ich war damals funfzehn und ein halbes Jahr alt; ohne nicht zu wissen, daß ich schön war, begriff ich doch die Vorzüge nicht, welche die Schönheit verleihet, ich vereinigte die Naivetät mit jener Feinheit des Verstandes, die wir von Natur haben, und so bald ich beschlossen hatte, in den Salon zugelassen zu werden, ward ich es auch. Eines Tages, als ich meinen jungen Abbé kommen sahe, eilte ich, eine sorgfältige Toillette zu machen und ging keck auf den Salon los. Ich trete ein, eile, mich zitternd neben meine Tante zu setzen, und als ich den Kopf erhebe, entstehet ein leises Gemurmel in der Gesellschaft. Fräulein von Karadeuc sahe mich mit Erstaunen an; die Unterhaltung, welche, als ich die Thür, an der ich mich einen Augenblick verweilte, öffnete, lebendig war, wurde unterbrochen, und Aller Augen richteten sich auf mich. Meine Tante sprach kein Wort. Als ich nun einen verstohlenen Blick auf diese Gesellschaft warf, bemerkte ich, daß mein junger Abbé der Einzige war, der mich nicht ansahe. Seine Augen sprachen mit Fräulein von Karadeuc eine Sprache, die mir sonderbar mißfiel.

Ich zweifelte nicht, daß meine Tante innerlich entzückt war, zu sehen, daß, während ihre Nichte alle Blicke auf sich zog, der jüngste der Geistlichen für sie ein freundliches Lächeln aufsparte. Ich erstaunte daher nicht mehr, daß sie mir nichts Strenges sagte und mir nicht hinaus zu gehen befahl.

Ich gestehe aufrichtig, daß die Art von Geringschätzung des jungen Priesters in meiner Seele eine Regung des Verdrusses aufsteigen machte, die mich um so sorgsamer machte, seine Aufmerksamkeit auf mich zu locken.

»Mein junger Freund,« sprach die Marquise lächelnd zu dem Vicare, »Sie sehen, mit welcher Offenherzigkeit ich Ihnen diese ersten Umstände erzähle. Nachher habe ich Erfahrung bekommen und bemerkt, daß das, was mir widerfahren ist, Jedermann begegnet, und daß das, was ich Ihnen erzähle, im Abrisse die Geschichte aller vergangenen und zukünftigen Liebeshändel ist. Ich fahre fort:

Ich erinnere mich noch an die geringsten Worte, die diesen Tag gesprochen wurden und ich glaube den, von dem ich Ihnen erzähle, so zu sehen, wie er mir erschien. Stellen Sie sich einen jungen Mann vor von edelem, aber strengem Gesichte; sein langes Haar fiel in Locken auf die Schultern herab; sein Wuchs war schlank und sein blasser Teint trug dazu bei, das Feuer seiner schwarzen Augen noch lebhafter zu machen; seine vornehmen Manieren, seine Attitüde, die Harmonie seiner Züge, Alles verführte mich. Meine Tante brach das Schweigen, und sprach zu ihm:

»Wie wollen Sie sich, mein Herr, aus diesen Einwürfen herauswickeln? . . . es scheint mir nicht leicht zu sein!«

»Ich habe, gnädiges Fräulein, schon ein großes Unrecht,« entgegnete er mit reizender Bescheidenheit; »das Unrecht, daß ich in meinem Alter mit Personen im Widerspruche stehe, deren Meinungen ich achten muß; ich werde daher die meinigen nicht länger vertheidigen. Nur möge es mir erlaubt sein, zu sagen, daß uns die Kirchenordnung in eine gefährliche Lage versetzt hat, d. h. zwischen ihre Gesetze und die Natur. Ich meinerseits werde es für ein Verbrechen halten, meine Eide zu brechen, und werde Alles thun, um sie zu halten; sollte aber, zu meinem Unglücke, eine Leidenschaft, die einzige, die ich haben würde, in meinem Herzen entstehen, so würde ich mich der Güte dessen anvertrauen, welcher der Samaritanerin und der Ehebrecherin verziehe.«

»Sie würden also den Gegenstand ihrer Verehrung entehren!« rief ein alter Geistlicher.

»Sie geben Veranlassung zu einer andern Frage, mein Herr,« sprach lebhaft der junge Geistliche, »aber diese Frage kann von Niemandem unter uns aufgelöset werden, sie gehört den Frauen an, und wir können sie jetzt nicht abhandeln, sie ist zu gefährlich; denn es kommt auf nichts Geringeres an, als zu wissen, ob eine Jungfrau strafbar ist, wenn sie ihren Begierden nachgiebt. Ich weiß, daß es nach den bürgerlichen Gesetzen strafbar ist, nehmen wir aber an, daß diese abgeschafft sind, so weiß ich nicht, was man auf diese Frage antworten soll . . .«

»Genug,« fiel Fräulein von Karabeuc ein.

Als ich den, welcher der Gegenstand meiner Träume

war, so reden hörte, fand ich sein Organ einschmeichelnd: seine Worte schienen mir voll Freimüthigkeit zu sein. Ich sahe ihn verstohlen an, ohne daß ich's dahin bringen konnte, von ihm angesehen zu werden. Unwissend, wie ich war, wußte ich nicht, daß er diesen Kunstgriff gebrauchte, um des Fräuleins von Karadeuc Verdacht nicht zu erregen und so oft, wie es ihm beliebte, wieder kommen zu können. Dies geschah auch wirklich. Meine Tante, im höchsten Grade geschmeichelt, zu sehen, daß sie in ihrem Alter noch einen jungen Mann fesselte, dessen Aufführung für musterhaft galt und bei welchem die religiösen Ideen eine große Herrschaft hatten, meinte, daß sie einen der schönsten weiblichen Siege davontragen würde, und daß sie noch einen mächtigen Reiz haben müsse, um die Religion zum Schweigen zu bringen. Ich errieth anfänglich Adolphs (dies war von allen seinen Namen derjenige, den ich am liebsten aussprach) Geheimniß nicht sogleich und war lange ein Raub grausamer Qualen. Seitdem ich durch Überlistung einmal in den Salon gelangt war, ließ mich meine Tante immer hineinkommen, und ich glaube es geschahe auf den Rath ihrer Freunde, der Abbé's, daß sie mir den Zutritt nicht mehr versagte. Die Kälte, welche der junge Abbé gegen mich zeigte, die geringe Aufmerksamkeit, die er für mich hatte, ärgerten mich. Ich wurde träumerisch und traurig, wenn ich ihn sahe, mein Blick heftete sich sehr zährtlich auf ihn, und ich versank auf der Stelle in Melancholie.

Eines Tages, da ich Adolph geleitete, und, weil meine Tante Gesellschaft hatte, allein war, sahe ich ihn auf eine

rührende Weise an und sprach zu ihm: „Adieu, mein Herr!“ Es muß in der Weise, wie ich diese Worte aussprach, etwas Außerordentliches gelegen haben, denn er näherte sich mir und ergriff meine Hand. Ich überließ ihm dieselbe, er drückte sie sanft und antwortete mit einem: „Adieu, mein Fräulein!“ das mich erbeben machte. Ich blieb, mich an das Geländer lehnend, oben auf der Treppe stehen, mich stets ansehend, ging er langsam hinunter und ich, ich hörte noch das Geräusch seiner Tritte, als er mich nicht mehr sahe! Diesen ganzen Tag glaubte ich sowohl sein „Adieu, mein Fräulein!“ als auch den köstlichen Ausdruck zu hören, mit dem er diese beiden Worte gesprochen. Mit Vergnügen stellte ich mir unsre verlegene Attitüde und die Scham wieder vor, welche in der Weise, wie wir uns ansahen, herrschte; kurz, die Zurückrufungen der flüchtigen Gefühle dieses reizenden Augenblickes, führten in meine Seele eine Süßigkeit ein, die mir bis dahin noch unbekannt war.«

Als Frau von Rosann diese Worte gesprochen, blickte sie Herrn Joseph an und bemerkte eine über sein Antlitz verbreitete Rührung, denn seine langen Wimpern konnten kaum die Thränen zurückhalten. Eine solche Erzählung mit der Naivetät der Marquise gesprochen, erinnerte ihn in der That an seine eigene Liebe; aber Frau von Rosann, welche sich über den Grund seiner Rührung täuschte, fuhr freudig fort:

»Diese Begebnisse sind geringfügig, aber in der Liebe sind sie Alles, denn nichts ist gleichgültig, eine Geberde, ein Blick machen Epoche. Seitdem Adieu Adolphs entstand

meine Hoffnung. Was hoffte ich? . . . Gott ist Zeuge, daß ich's nicht wußte. Nichts ist schwerer, als die ersten Regungen unsres Herzens erklären zu wollen; diejenigen, welche geliebt haben, müssen sie verstehen. Es giebt in der Natur Dinge, die nur empfunden werden können, wie z. B. die Sensation, welche der Anblick der gestirnten Nacht in uns erregt, oder die wir bei dem Eintritte in einen düstern Wald, oder wenn wir das Brausen der Meereswogen hören, haben, nicht erklärt werden kann. Die ergriffene Seele giebt einen undeutlichen Ton von sich, für den es keine Worte giebt. Eben so ist's mit dem Erwachen unsrer Sinne und unsres Herzens.«

»Es ist wahr! . . . .« rief der Vicar.

»Als wir uns das erste Mal wieder sahen, war unser Blick ein Blick des Einverständnisses der uns Beiden bewieß, daß wir uns, während wir uns nicht gesehen, gegenseitig mit uns selbst beschäftigt hatten. Nun war ich glücklich! Ich gestehe selbst heute, daß diese Zeit des Glückes und der Täuschung entflohen, daß das Prisma zerbrochen ist: ich gestehe, daß es im menschlichen Leben kein reineres, lieblicheres, entzückenderes Vergnügen giebt, und ich glaubte nicht, daß man es zweimal finden könnte! . . .«

Der Marquise Auge wurde feucht; sie hielt einen Augenblick inne und betrachtete Joseph, der, den Kopf in beiden Händen, der Frau von Rosann den Anblick seiner Thränen entziehen zu wollen schien. Der Unglückliche dachte an Melanien, und die Erzählung der Frau von Rosann gab seinem Herzen ein sehr süßes Fest der Melancholie.

Josephine fuhr bald darauf fort:

»Wir gingen, wie sie sehen, sehr langsam auf unserm Wege fort. Beide schüchtern, Beide religiös und aufrichtig, durch einen Blick befriedigt, blieben wir lange in diesem reizvollen Zustande. Wir hatten das Glück, meine Tante über unser geheimes Einverständniß zu täuschen. Um diese Zeit wurde die Verfolgung der Edelleute und Priester grausam. Eines Tags saß ich neben meiner Tante und las in einem heiligen Buche, als sich plötzlich die Stubenthür öffnete, und ich Adolph erblickte. Fräulein von Kadadeuc schlief, er näherte sich mir und sprach:

»Ich werde verfolgt, gnädiges Fräulein, und bin nur durch den größten Zufall den Gefahren, die mich umgeben, entgangen, ich suche ein Asyl in Ihrem Hause, und habe zu glauben gewagt, daß Sie es mir nicht verweigern werden. . . .«

»Ich glaube nicht, mein Herr,« entgegnete ich, »daß meine Tante Sie abweiset; Sie wird, ich bin davon überzeugt, entzückt sein, Ihnen einen Dienst zu leisten, und Sie . . . Ich konnte vor Freude nicht weiter sprechen; als ich ihn ansah, hielt ich inne. Mein Blick sagte ihm Alles, was ich dachte. . . .«

»Jetzt wachte Fräulein von Karadeuc auf und war höchlich erstaunt, ihn an meiner Seite zu finden. Da er aber meine Tante im Auge hatte, so geberdete er sich vortrefflich und unterrichtete sie von den traurigen Umständen, in denen er sich befand. Fräulein von Karadeuc überlegte lange, ehe sie antwortete; sie schien mir so wohl die Gefah-

ren, die sie lief, wenn sie einen Priester verbarg, als auch das Gute, was sie davon in diesem und in jenem Leben haben konnte, zu berechnen. Ich zitterte während dieses Schweigens. Endlich sagte sie mit sichtlichem Widerstreben, sie willige ein, Adolph zu verbergen, aber bloß auf einige Zeit. Eine göttliche Freude zog bei diesem Bescheide des heiligen Mädchens in mein Herz ein und ich fand ein unaussprechliches Vergnügen an allen Details, welche die Sorgfalt, die wir anwenden mußten, um Adolph Aller Blicken zu entziehen, mit sich brachten. Er wohnte also in unserm Hause. Unausgesetzt beieinander, entbrannte nun unsre Leidenschaft immer stärker und unsres Herzens bemächtigte sich der Enthusiasmus, den die erste Liebe erzeugt. Adolph schien viel zu leiden und zu kämpfen. Er kämpfte mit einem unglaublichen Muthe, und das geheime Feuer, von dem er brannte, verursachte, daß er sich veränderte und blaß wurde. Dieser junge Priester war von einer äußerst frommen Mutter erzogen worden, und sie hatte ihm, von der Wiege an, die Furcht Gottes und die strengen Lehren unsrer Religion dergestalt eingeprägt, daß die Idee, das Heil seiner Seele in Gefahr zu setzen und den Glanz eines heiligen Lebens zu verdunkeln, seinen Ruf zu verlieren, stets über ihn die größte Herrschaft gehabt hatte. Er litt nun furchtbar und lieferte seiner verzückten Seele harte Kämpfe.«

»Kommen Sie,« sprach Frau von Rosann zum Vicare, »wir wollen über die Brücke, welche vor uns ist, gehen, und uns nach der zerfallenen Capelle begeben. Ich will Ihnen das einzige Denkmal zeigen, das ich von dieser Liebe aufbewahrt habe . . .«

Joseph folgte der Marquise schweigend; sie traten in die alterthümliche Capelle ein; und als sie an einen Altar von schwarzem Marmor gekommen waren, hob Frau von Rosann den Schaft einer Säule auf und zog Papiere hervor. Sie setzten sich auf eine steinerne Bank und die Marquise fuhr in ihrer Erzählung fort.

»Nach Verlauf von vierzehn Tagen legte Adolph, der seiner Leidenschaft nicht mehr widerstehen konnte und mir nichts davon zu sagen wagte, in der Nacht folgenden Brief auf meinen Tisch.«

Die Marquise entfaltete nun ein ganz abgenutztes Papier und las mit sichtbarer Rührung:

Mein Fräulein!

So groß auch die Gefahren sind, die mich draußen erwarten, so muß ich doch das Asyl verlassen, das mir Ihre Tante bewilligt hat. Obgleich nun deshalb mein Tod fast gewiß ist, so ziehe ich ihn doch der Gefahr vor, die ich in dem Hause laufe, das Sie bewohnen! . . . Ich schreibe Ihnen dies deswegen, daß Sie nicht überrascht werden, wenn Sie mich, ohne scheinbaren Grund, Sie jählings verlassen sehen; denn sonst könnten Sie wohl glauben, daß irgend ein Gefühl der Geringschätzung (was weiß ich's?) diese Flucht verursachte, und ich möchte, selbst zum Heile meiner Seele, Ihrem Herzen nicht den geringsten Kummer bereiten; denn kurz, gnädiges Fräulein, ich glaube, daß Sie ein wenig Freundschaft für mich hegen! Ach, wird es mir, da ich mich zurückziehe, da ich auf immer fliehe, gestattet sein,

Ihnen zu schreiben, daß ich Sie liebe? Das verhängnißvolle Geheimniß gehet aus meinem glühenden Herzen heraus! ... O, Josephine, ich weiß, daß das Feuer, welches mich verzehrt, Sie nicht erreichen kann, und gerade dieser Umstand macht mich so kühn, Ihnen zu sagen, was ich empfinde. Sie sind zwar schön; aber wie sehr übertreffen die Schönheiten Ihrer Seele die Reize Ihres Körpers! Welche aufrichtige Seele enthüllt Ihr reiner, keuscher Blick! Diese Vollkommenheiten sind es, die mich verführt haben, und nicht erst seit gestern, schon seit langer Zeit. Die Leidenschaft, die ich seit einem Vierteljahre bekämpfe, wird, wenn ich am Tode liege, mein Herz noch in Wallung setzen! Ich werde Sie mein ganzes Lebenlang mit einer anscheinenden Kälte verschleiern, ich werde mein ganzes Lebenlang nur dadurch leben, daß ich mich sammele, und die Züge suche, von denen mein Herz ewig einen Abdruck bewahren wird. Ich suche nicht zu erfahren, ob Sie mich lieben, ich bitte Sie nicht, mir irgend eine Gunst zu bewilligen! ... wohin würde sie uns führen? ... Nein ich begnüge mich damit, Sie in der Ferne anzubeten, wie einen Altar, dem man sich nicht zu nähern wagt. Ich hoffe bloß, daß Sie ein wenig Mitleid mit mir haben und sagen werden: „Er ist in der Welt! ... Ich weiß nicht wo! ... Ein Unglücklicher, der mich liebt! ... Ohne Hoffnung! ...“ Die Idee, daß Sie bisweilen an mich denken werden, wird mir Freude machen, und wenn ich todt sein werde, werde ich einige Thränen verlangen. Dies sind die einzigen, die Sie, meinem Wunsche nach, um mich vergießen sollen.

Ach, mein Fräulein, wenn Sie mich versicherten, daß Sie Ihr rührendes Mitleid ablegen, Ihre Blicke mit Strenge waffnen wollten! . . . Für mich kann ich bürgen . . . dann würde ich bleiben, und in meinem Leben wenigstens noch einige Augenblicke zu zählen haben, denn, wenn ich Sie sehe, empfinde ich Alles, was es von Vergnügen auf der Erde giebt! und . . . wenn der Himmel, der Zufall . . . was weiß ich's, gäben, daß Sie für mich etwas mehr, wie Freundschaft, hegten! . . . O, mein Fräulein, wir würden die göttlichsten Genüsse haben! . . . Gott! . . . wenn unsre Seelen sich verständen! Welch' volles, angenehmes Leben! Ich würde im Paradiese nur den Genuß verlangen, den man durch ein heiliges Leben erwirbt. Sie erfüllen mein ganzes Herz, Sie sind für mich Alles! . . . Aber ich fühle es, ich habe meiner Phantasie den Zügel schießen lassen. Ich muß fort von hier, denn mit diesem Allem ist es nichts! Adieu also reine, geliebte Schönheit! Adieu! Ich grüße Dich, wie das Gestade des Vaterlands, das man auf immer verläßt! Ich gehe, um anderwärts meine Liebe und meine traurige Existenz hinzuschleppen, glücklich, wenn ich unterwegs dem revolutionairen Beile begegne.«

»Sie können nicht glauben, mein Herr,« sprach die Marquise, »in welchen Zustand mich das Lesen dieses rührenden Briefes voll Melancholie versetzte. Ich stand lange da mit thränenvollen Augen, ohne überlegen zu können. Als ich am andern Morgen dem jungen Priester begegnete, ergriff ich seine Hand zog ihn zu mir und sprach zu ihm mit bewegter Stimme: „Reisen Sie nicht von hier weg!“

Damit war Alles gesagt! deshalb erbebte er denn auch vor Glück und warf mir einen rührenden Blick zu. Da uns unsre Tante nie allein ließ, so konnten wir uns nicht Alles sagen, wovon unsre Herzen voll waren. Unsrer beiderseitigen Unschuld mich anvertrauend, folgte ich daher eines Abends dem Abbé auf sein Zimmer, und dort neben ihm sitzend, ergriff ich seine Hand, und sprach, vor Scham weinend, zu ihm:

»Ach, ich liebe Sie?«

»Josephine!« rief er »Josephine! Sie tödten mich durch zu großes Glück!«

»Aber was soll aus uns werden?« fragte ich.

»Josephine, fühlen Sie nicht in Ihrem Herzen ein berauschendes Glück? . . . Es muß uns genügen. Der reizende Einklang unsrer Herzen wird uns reine, ruhige Freuden gewähren. Durchlaufen wir eine Bahn, auf der wenig Sterbliche geglänzt haben; trennen wir uns, machen wir uns von Allem frei, was Materielles an uns ist, und leben wir das Leben der Engel . . . Mit einem festen Willen werden wir jede Begierde ersticken, und wenn wir keinen Kampf mehr zu fürchten haben, das größte Glück hienieden genießen. Zufrieden, im Genusse einer Glückseligkeit, welche der Tugend ihr glänzendes Colorit nicht rauben, werden wir mit einander sterben, nachdem wir alle Freuden der Seele erschöpft haben!«

»Also,« versetzte ich, »von heute an verstehen sich unsre Herzen, und wenn ich Sie anblicke, so werden Sie Alles begreifen, was ich Ihnen sagen will. Dem ersten Glücke

der Liebe, jenem Zauber der ersten Worte, durch die man mit Verschweigungen, mit unbeschreiblichen Regungen der Scham und der Freude Alles zu sagen wagt, uns hingebend, verlebten wir nun eine wonnige Stunde. Dieser süße Moment voll Bitten, Seufzer, Blicke, die man zu verstehen fürchtet, und doch gern empfindet, dieser entzückende Moment ist in mein Gedächtniß so tief eingegraben, daß er in meiner Phantasie nie erscheint, ohne mir eine geheime Wollust zu verursachen, welcher die Entfernung der Zeit eine rührende Anmuth verleihet. Unser erhabener, muthiggefaßter Entschluß, ward einige Zeitlang standhaft und ohne zu murren befolgt; aber mein junger Freund, wie unbedachtsam sind solche Gelöbnisse, und wie viele gebieterische Regungen steigen in der Seele auf, wenn zwei Wesen, die sich zärtlich lieben, bei einander leben! . . .«

»O, gnädige Frau!« rief der Vicar; dann entfernte er sich einige Schritte von der Marquise, blieb wieder stehen, und schien von der lebhaftesten Rührung ergriffen zu sein. Als er zurückkam, rollten Thränen seine bleichen Wangen hinab, und in seinen Angen glänzte das ganze Feuer seiner Liebe zu Melanien.

»Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, gnädige Frau, wie schmerzlich diese Erzählung für mich ist!« sprach er. . . . Die Marquise lächelte, drückte die Hand des jungen Mannes und warf ihm einen Blick zu, der ihm zu sagen schien, sie verstehe seinen energischen Ausruf und er könne hoffen. Dieser Blick des Mitgefühles machte den Vicar erbeben. Er

setzte sich schweigend wieder neben Josephinen, und diese fuhr fort:

»Eines Abends zog mich Adolph an sich und sprach: Ich muß fort von hier, Josephine; denn nichts ist weniger sicher, als das Heil meiner Seele und das Deinige.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß ich Dich zu sehr liebe, und nicht lange mehr widerstehen kann; wir haben uns zuviel Stärke zugetrauet: ich begehre mehr . . . ich bin nicht mehr zufrieden.«

»Nun, so reden Sie!« sprach ich; »was wollen Sie?« Statt aller Antwort ergriff er meine Hand, und drückte sie an sein Herz. Er blickte mich an! . . . O, ich gestehe, daß diese einfachen Bewegungen mich von Allem unterrichteten! Ich betrachtete ihn lange und mein Kopf schien durch eine unbesiegliche Gewalt zu dem seinigen hingezogen zu werden. Wir beharreten lange in diesem furchtbaren Schweigen; endlich aber neigte sich Adolph gegen mein Gesicht und drückte auf meine Lippen einen Kuß, den ich mit Trunkenheit aufnahm . . . Dann trat er plötzlich drei Schritte zurück und sprach zu mir: »Trennen wir uns! . . . Josephine, ich werde Dich mein ganzes Lebenlang lieben! Du wirst die einzige Frau sein, deren Namen, deren Andenken mein Herz klopfen machen wird! . . . aber ich liebe Dich zu sehr, als daß ich nicht Deine Ehre dem Vergnügen, Dein künftiges Glück dem Glücke eines Augenblickes vorziehen sollte!« Er ging in sein geheimes Kämmerlein, und ich hörte ihn beten und seufzen. Ich lauschte lange Zeit . . .

Ich bewunderte ihn, und ein süßes Mitleid, eine siegende Rührung schlich sich in meine Seele ein.

Ich ging in mein Gemach zurück und fing an nachzudenken, wenn man sonst die unklaren Gedanken, welche die Seele einer leidenschaftlich Liebenden überschwemmen, Nachdenken nennen kann!«

II.

Fortsetzung und Schluß der Geschichte der Frau von Rosann. Der Vicar haßt die Marquise nicht.

Die Marquise fuhr in folgenden Ausdrücken fort:

»Es giebt, um das Herz einer Frau zum Wanken zu bringen, nichts Mächtigeres und Rührenderes, als den Anblick der Anstrengungen, die ein Mann macht, um sie zu ehren: Dieser große Beweis der Liebe richtete mich zu Grunde: es schlich sich in meine Seele ein Erbarmen, ein verrätherisches Mitgefühl ein. — Wie! sprach ich, muß ich mich nicht für das Glück desjenigen opfern, den ich liebe? — Zeige ich nicht wenig Seelengröße, wenn ich für mich allein die Kämpfe eines andern benutze? Ist es nicht viel besser, nur mein Unglück zu wählen, und Alles über mich zu nehmen. . . . War ich nicht grausam, diese auf seinem Gesichte verbreitete Bläße zu betrachten, ohne ihn für so hohe Gluth und Wärme zu belohnen? Ich werde insgeheim die Fehler beweinen, die ich begehen werde, um meinen Geliebten zu retten, und in seiner Gegenwart werde ich freundlich und lachend sein!

Kurz, ich fand, ich weiß nicht, welche Größe, welche Erhabenheit darin, mich für mein ganzes Leben an ein und dasselbe Individuum zu knüpfen, obgleich dabei nur Scham

zu verdienen war, weil ich mir vorstellte, Alles durch die heftigste Liebe und die Schönheit dieser Aufopferung bedecken zu müssen, damit Niemand mich tadeln könnte, weil man sagen würde: Welch eine Liebende! Durch solche Raisonnements gelang es mir, die Vernunft aus meinem Herzen zu verjagen. Ein Umstand führte die völlige Niederlage meiner Tugend herbei: der größte aller Zufälle machte, daß ich das geheime Cabinet meiner Tante betrat; ich fand daselbst Rousseau's „Neue Heloise," und las sie. In diesem Buche sahe ich die getreue Geschichte meiner Gefühle. Der beredte Verfasser dieses Meisterwerkes überredete mich, daß ich, trotz meiner befriedigten Liebe glänzend, rein, aufrichtig bleiben würde. Wir waren in einer ähnlichen Lage, und ich ahmte Julien nach . . . in Allem!«

Hier bedeckte sich die Marquise das Antlitz mit ihren niedlichen Händchen und schwieg eine Zeitlang. Endlich erhob sie das Köpfchen und blickte den Vicar an; er war unbeweglich, auf seinem Gesichte lag keine Strenge. Josephine fuhr nun fort:

»Alles, was ich weiß, ist, daß es den Menschen nicht zukommt, mich zu tadeln. . . . Mein Adolph bewunderte meine Aufopferung, er ertränkte seine Scrupel in einem Oceane von Wollüsten, und ich habe den Muth, zu sagen, daß ich keine Gewissensbisse fühlte! . . . ich bin indeß nicht gesunken, ich konnte es nicht sein, nichts hatte die liebenswürdige Reinheit meiner Sitten verdorben. Dieses Fehlen des Bedauerns, diese Seelenruhe mitten unter dem, was die Welt Verbrechen nennt, muß mehr als eine Betrachtung erzeugen.

Die Strenge der Grundsätze Adolph's quälte ihn indeß in jedem Augenblicke, und er litt für mich.

Mitten in diesem süßen Leben, gerade als ich mich in so vielen Vergnügungen berauschte, bekam Fräulein von Karadeuc mehr Licht. Eines Abends, als wir bei einander waren, sagte sie mir mit strenger Miene: »Denken Sie, meine Nichte, an den erhabenen Posten, den Sie bekleiden sollen? Vergessen Sie, daß dem Adel Ihrer Familie das Recht gegeben, in ein Ordenscapitel einzutreten, und daß die mächtigen Protectionen, die ich bei dem deutschen Kaiser und dem heiligen Vater habe, mir für Sie eine kirchliche Würde in dem Capitel zu L.... versprochen haben, und daß Sie, wenn Sie einen regelmäßigen Lebenswandel führen ... (bei diesen Worten sahe sie mich mit durchdringender Ironie an), Äbtissin werden können!«

»Aber, mein Fräulein, ich versichere es Sie, ich habe nicht die geringste Lust zum Klosterleben.«

»Sie lieben die Kirche nicht?« entgegnete sie mit einem sardonischen Lächeln.

»Ich bin,« antwortete ich, »ich bin religiös, ich glaube an Gott; aber er hat einem Jeden das Recht gelassen, sich, um sein Glück zu machen, den für sich paßlichsten Stand zu wählen.«

»Der, den Sie erwählen, kleine Heuchlerin, muß Sie geradezu in die Hölle führen. Glauben Sie denn,« sprach sie zornig, »daß meine Brillen mich verhindert haben, die Blicke zu sehen, welche Sie unserm jungen Flüchtlinge zuwerfen? Morgen soll er das Haus verlassen.«

»Wie, liebe Tante, Sie wollen ihn entfernen? Sie wollen ihn in den Tod schicken? . . . Sie können denken, wie ich zitterte, als ich diese Worte sprach. Das alte Mädchen warf einen forschenden Blick auf mich und sprach:

»O, Du Unglückliche! . . . Du liebst ihn!«

»Nein, liebe Tante,« antwortete ich mit schwankender Stimme. »O, ich bitte Sie darum, daß ein unwillkürlicher absichtsloser Blick nicht einen Diener des Herrn in's Verderben stürzen möge! . . . Sie würden am jüngsten Tage seines Todes schuldig sein, und dies ist ein Verbrechen, von dem Sie nichts rein waschen kann.«

»Da sehe Einer den kleinen Satan, wie er sich fürchtet, ihn von hier weggehen zu sehen. . . . Er wird sich entfernen mein Fräulein und fürchten Sie nichts, ich werde ihn selbst zu einer frommen Jungfrau führen, die ihn aufnehmen wird.«

»Aber wissen Sie denn auch, mein Fräulein, ob er die Pflege haben wird, die Sie ihn hier angedeihen lassen, und wofür er so erkenntlich ist? Bedenken Sie, daß, wenn eine Unvorsichtigkeit derjenigen, der Sie ihn anvertrauen wollen, zu seiner Entdeckung Veranlassung gäbe, Sie alsdann die Ursache des Unterganges eines jungen Mannes sein würden, der einer der edelsten Familien Frankreichs angehört, eines jungen Mannes, der bei einer Veränderung der Verhältnisse Cardinal werden würde.«

»Alles, was Sie da sagen, die Wärme, mit der Sie es sagen, bestätigt nur meinen Verdacht, und Sie sind vielleicht strafbarer, wie ich's denke!«

Diese Worte verursachten mir einen tödtlichen Schauder, denn sie sprach wahr.

»Mein Fräulein,« sprach ich mit imponirender Würde zu ihr, »Sie vergessen den Namen, welchen ich führe, und daß Sie die wachsamste und beste der Tanten sind.«

»Sie sehen, mein junger Freund, daß wir im Nothfalle auch lügen können.«

Fräulein von Karadeuc sahe mich an, und blieb einen Augenblick unentschlossen, nach kurzem Bedenken aber ließ sie mich allein, ließ das Geheimzimmer des jungen Priesters öffnen und führte mich an der Hand hinein. Das alte Mädchen war würdig, ein Kloster zu regieren. Sie stellte Adolph vor mich, und, an meinem Erröthen sich ergötzend, sprach sie mit Güte zu ihm: »Ich weiß, daß Sie sich lieben!« Adolph erbleichte. Noch ehe er antworten konnte, nahm ich die gehörige Miene an und antwortete der Tante:

»Wer hat sie denn auf diesen Einfall bringen können?« Mein Freund verstand mich, er sahe Fräulein von Karadeuc mit unaussprechlicher Verwirrung an und entgegnete: »Ich glaubte, mein Fräulein, meine Sitten wären noch nicht so ausschweifend, um Veranlassung zu einem solchen Verdachte zu geben. Dann rief er mit dem Tone der Melancholie: »O, mein Gott, was ich zu sagen gezwungen bin, ist schon eine Bestrafung meiner Sünden.

Wird diese irdische Demüthigung vollständig sein? . . . und« fügte er, mich ansehend hinzu, »wird das, was ich leide, in dem ewigen Buche, worin unsre Fehler verzeichnet werden, etwas auslöschen können?« Meine Tante prüfte uns um die Wette mit boshafter Neugier.

»Mein Herr,« sprach sie mit dumpfem Zorne, den sie zurückhielt, der aber in der Betonung ihrer Worte durchbrach; »ich glaube Ihren Worten, ich gab Ihnen gern ein Asyl, aber es ist für Sie nicht mehr sicher genug und meine bekannte Frömmigkeit wird früher oder später Besuch hieher ziehen. Morgen werde ich Sie selbst zu einer meiner Freundinnen führen und Sie werden dann nichts mehr zu fürchten haben.«

»Mein Fräulein, meine theure Tante,« rief ich, »ich sehe, daß nichts Ihren Verdacht verscheuchen kann; nun so will ich Ihnen denn einen augenfälligen Beweis geben, der Sie vielleicht umstimmt. . . . Was sollte ich nicht thun, um einen Priester zu retten, der dem Tode in die Hände fällt, sobald er diesen Ort verläßt? . . . Ich will ihn verlassen! Ich lasse ihn allein bei Ihnen, sagte ich mit einer Ironie, und werde mich in Aulnay = le = Vicomte in Mariens, meiner armen Amme Hütte verbergen! Sind Sie nun zufrieden?«

Bei diesen Worten schien meine Tante sanfter zu werden, und während sie überlegte, sahe mich Adolph mit thränenfeuchten Augen an, und sein gerührter Blick sagte mir, wie sehr er meine Aufopferung bewunderte. Fräulein von Karadeuc willigte in meinen Vorschlag und meine Abreise nach Aulnay wurde auf den folgenden Tag festgesetzt. Adolph und ich konnten uns umarmen und uns Lebewohl sagen! Welche rührende melancholische Scene!«

»Nein,« sprach Adolph, »ich werde Dich nicht verlassen, besonders in dem Zustande, in dem Du bist!«

»Adolph, bleiben Sie hier! Wenn ich für Ihr Leben zittern müßte! . . . Ich würde sterben! . . . Welches Weinen! Welche Küsse! . . . Welch' grausamer Zauber! Ich reisete ab!

In tiefem Schmerz versunken lebte ich einige Zeit und vertraute Alles meiner Amme an. Ich konnte mich an einem befreundeten Busen ausweinen, und jetzt lernte ich das Glück schätzen, welches man empfindet, wenn man Jemandem seine Geheimnisse anvertrauen kann! — Mein junger Freund, o, berauben Sie sich dieser süßen Freiheit nicht!

Als ich eines Abends an Mariens Heerde saß, und wir uns von Adolph unterhielten, trat ihr Gatte in's Zimmer und betrachtete mich mit trauriger Miene . . . Wir befragten ihn, und er zählte, daß der junge Priester, den Fräulein von Karadeuc versteckt gehalten, entdeckt und in's Gefängniß geführt worden sei! . . . Diese schonungslos herausgesagte Nachricht bewirkte, daß ich bewußtlos niederstürzte; ein hitziges Fieber ergriff mich, und in meinem Phantasiren sprach ich nur von dem Kinde, das ich in meinem Schooße trug. Marie zitterte für mich. In dem Momente, da ich durch die Leiden, die mich zu Boden drückten, so sehr geschwächt war, daß meine, zu meinem Haupte sitzende Amme mein Ende nahe glaubte, erschallte vor der Thür das Geräusch eines galoppirenden Pferdes, ein Militaire trat in's Gemach! . . . Ich erkenne Adolph! Er fliegt an mein Schmerzenslager. Die Freude hatte auf mich dieselbe Wirkung, wie der Kummer. Als ich zu mir kam, hielt Adolph

meine Hand in der seinigen, und als ich im Stande war, ihn anzuhören, erzählte er mir, daß die Heftigkeit seiner Liebe ihm nicht mehr gestattet hätte, meine Abwesenheit zu ertragen, und daß ihm die Liebe die List eingegeben, die meinen Schmerz verursachte. Wenn er entflohe, so wäre Fräulein von Karadeuc dadurch in ihren Vermuthungen nur noch mehr bestärkt worden, und hätte denken können, daß er zu ihrer Nichte eilte.« – »Ich schläferte daher,« sprach er, »zuerst die Tante ein, indem ich alle möglichen Aufmerksamkeiten an sie verschwendete, was sie mir höchlich Dank wußte. Ich vertilgte in ihrer Seele jede Spur des Verdachtes, und als ich glaubte, daß sie zu ihrer frühern Freundschaft für mich zurückgekommen, schrieb ich an treue Freunde, unter Andern, an meinen Bruder, als Gendarmen verkleidet in einer Nacht unversehens bei Fräulein von Karadeuc einzufallen, und mich gewaltsam von ihr zu entführen! Sie machten ihre Sache so gut, daß Deine Tante vor Kummer vergehen zu müssen glaubte, als man um Mitternacht ihr Hotel durchsuchte, und mein Bruder, dem ich meinen Schlupfwinkel bezeichnet hatte, mit dem Säbel die Wand untersuchte, in welcher die falsche Thür angebracht worden war. Ich spielte den Resignirten, ich täuschte Deine Tante die sich der Unbedachtsamkeit anklagte, und verließ sie, froh, Dich wiedersehen zu können. Mein Bruder hat mir eine Uniform gegeben, ich bin in der Nacht von Wald zu Wald geeilt, und . . , hier bin ich nun.«

»O, berauschende Freude! . . . O, Wonne! . . . Ich habe in dieser Epoche meines Lebens allen Kummer und

alle Wonne einer langen Liebe genossen, denn ich war meinem Ziele nahe, und der Kummer sollte mich bald mit seiner Eisenhand berühren!«

»Mein junger Freund,« sprach die Marquise, mit der Hand nach dem Parke hinzeigend; »sehen Sie da dieses reizende Asyl, es ist voll von Erinnerungen für mich! . . . Diese Örter, diese schönen Örter haben mich drei Monate glücklich gesehen! . . . So glücklich, wie es nur eine Sterbliche sein kann! . . . Diese drei Monate lang frei ohne Besorgniß, geliebt, angebetet von Adolph, erbat ich vom Himmel nichts weiter, als stets so zu leben

Die erste Strafe für mein Verbrechen ward mir von Adolph selbst auferlegt, als er sahe, daß für immer ein Zeuge unsrer Liebe da sein würde. Er wurde träumerisch; durch die Fragen, die ich an ihn richtete, erfuhr ich, daß er an die Zukunft dachte, daß er sogar die Zärtlichkeit fürchtete, die ich für mein Kind haben würde. Damals war es, als er mir rieth, Aulnay zu verlassen, um anderwärts die Frucht, die süße Frucht unsrer Liebe zur Welt zu bringen.

Niemand bemerkte meinen Zustand, weil ich den grausamen Muth hatte, ihn bis zum letzten Augenblicke zu verhehlen, und ich blieb in den Augen der Menschen rein und jungfräulich. Was habe ich der Societät Böses gethan? . . . Ach, ich habe nur dem Wesen geschadet, das ich am meisten lieben sollte! . . . meinem armen Kinde!

Um Fräulein von Karadeuc hinter's Licht zu führen, sagten wir zu Marien, sie sollte meine Tante benachrichtigen, daß ich zu einer meiner Verwandten zu flüchten genöthigt

gewesen wäre, weil man in Aulnay nach Adeligen gesucht hätte, um sie zu verhaften, und daß ich, so bald der erste Moment der Nachsuchung verüber wäre, wieder zu ihr zurückkehren würde. Adolph nahm mich also mit sich; er war für mich Alles. Aber ach! . . . der Barbar raubte mir mein Kind, und . . . ich sahe es nie wieder! . . .«

Hier weinte die Marquise lange Zeit!

»Ich weiß nichts weiter davon, als daß ihm Adolph auf meine Bitten meinen Namen gegeben und ihn Joseph genannt hat.«

»Joseph! . . .« rief der Vicar mit den Zeichen des Erstaunens und flammendem Gesichte. Frau von Rosann betrachtete ihn mit Vergnügen.

»Sie heißen auch Joseph!« sagte sie.

»Wo sind Sie niedergekommen?« fragte er, ihren Arm fassend und sie betrachtend.

»O, fern von hier,« entgegnete sie, in Vans = la Pavée! . . .« Und ängstlich prüfte sie das Gesicht des jungen Priesters.

»Ich Unglücklicher!« rief er; »ich weiß also noch nicht, wer ich bin! . . . Doch, ein Priester! . . .« Er versank in ein Nachsinnen, welches Josephine ehrte.

Nach einem langen Schweigen, während dessen Joseph die Marquise verstohlen ansahe, fuhr diese fort:

»Übrigens sagte mir Adolph, mein Sohn wäre gestorben: er gebrauchte große Schonung, um mir diese traurige Nachricht mitzutheilen; aber, darf ich's sagen? ich habe nie an die Wahrheit dieses Vorgebens geglaubt! . . . Eine ge=

heime Ahnung sagt mir, daß mein Sohn lebt! Sie können sich also leicht denken, daß mein Herz bei dem Anblicke eines Kindes oder eines jungen Mannes voll von einer Zärtlichkeit ist, die aus dem Herzen, das sie aufschwellt, hinaus zu dringen sucht!

Von da an habe ich nur Unglück gehabt. Adolph emigrirte, ich kehrte zu meiner Tante zurück, und lebte in Thränen, weil in Folge meiner Charakterbeschaffenheit, eine Leidenschaft in meiner Seele große Verwüstungen anrichten mußte. Welche Melancholie ergriff mich! Ich war untröstlich, sowohl über den Verlust meines Kindes, wie über den meines Freundes. Ich bekam Nachricht von ihm, er betheuerte mir, daß er mich liebe, und doch herrschte eine geheime Bekümmerniß in seinen Briefen; er schien seinen Fehltritt zu beweinen und wagte nicht, mir ihn vorzuwerfen; denn dies wäre der Gipfel der Infamie gewesen. . . . O, die nicht zu religiösen Charaktere, diejenigen, die ein Anstrich von Fanatismus entwürdigt, sind vieler Grausamkeiten fähig. Sie sollen sogleich selbst darüber urtheilen! . . . Großer Gott! es blieb mir weiter nichts übrig, als von dem verachtet zu werden, den ich so heiß geliebt, dem ich Alles geopfert hatte! Denn ich habe so stark geliebt, wie man hienieden nur lieben kann! . . .

Nach dem Tode meiner Tante zog ich wieder nach meinem lieben Aulnay. Herr von Rosann sahe und liebte mich. Ich fand Süßigkeit in dem geschlossenen Bunde, verschwieg meinem Gatten aber meinen Fehltritt und er soll ihn nie erfahren!

Bald trat eine glänzende Regierung an die Stelle unsrer revolutionairen Ausschweifungen. Der damalige Gewalthaber stellte die Religion und die Altäre wieder her; Adolph ward zurückgerufen, und bekam einen glänzenden Posten; vor sechs Jahren eilte ich entzückt nach seinem Wohnorte, um ihn wiederzusehen! Nie wird diese Scene aus meinem Gedächtnisse schwinden. Er war zu Hause, ich trete ein, er erkennt mich nicht, und der Laquais nennt ihm meinen Namen: Diese zwecklose Verhöhnung durchdrang mein Herz mit einer tödtlichen Eiseskälte.

Wie, rief ich, auf ihn zu eilend, Joseph erkennt seine Josephine nicht?

Kalt sprach er zu mir:« — »Sie sind's, gnädige Frau!«

»Er ließ alle Gegenwärtigen abtreten und wir blieben allein! . . . Ich glaubte, diese große Strenge, diese Zurückhaltung würde weichen! Nein, ach! nein . . .«

»Josephine,« sprach er, »Sie sind verheirathet?«

»Diese Frage machte mich erbeben. O, ich erntete in diesem Augenblicke alles Unkraut, das ich in meiner Jugend gesäet.

Grausamer! rief ich; es wäre schön gewesen, Ihnen treu zu bleiben, und so empfangen zu werden!«

»Josephine,« fuhr er mit ernstem Tone fort, »ich liebe Dich immer noch.«

»Trotz dem tiefen Accente, der diese Worte begleitete, vernichteten doch seine Kälte, sein bleiches, strenges Gesicht die Überzeugung, die ich so sehnlich zu haben wünschte.«

»Josephine,« fuhr er fort, »Sie haben einen Gatten!«

»Und glauben Sie, sagte ich lebhaft zu ihm, daß ich hierher komme, um gegen das zu verstoßen, was ich ihm schuldig bin? Sollen Ihre Worte dies bedeuten, so haben Sie nicht nöthig, mehr zu sagen! . . . . O, Adolph! Adolph! Trotz meinem Stolze zerfloß ich in Thränen.«

»Die Religion . . .« sprach er.

»Ei, bleibe mit Deiner Religion weg, und wirf mir einen einzigen Blick zu, wie ehemals! Bei diesen Worten schleuderte er auf mich einen Blick des Abscheues und der Verachtung.

Adieu! sprach ich zu ihm, und stürzte aus seinem Hotel, schwörend, ihn nie wiederzusehen. Die Trockenheit seines Organes, seine finstere Attitüde, seine Reue hatten mich überwältigt.

Glauben Sie also, mein junger Freund, daß es einen Menschen giebt, der so streng sein sollte, meinen Fehltritt, nachdem ihm zwei so strenge Züchtigungen, der Verlust dessen, der mich stolz auf mein Verbrechen machen konnte, und die Kälte und Verachtung dessen, den ich so sehr geliebt — gefolgt sind, verdammen könnte?

O, es giebt Verbrecher, (wenn dieses eins ist) welche der Himmel hienieden hart bestraft! Sie sehen, daß ich ein weites Feld zum Nachdenken habe. Der Himmel hat mein Ehebett verflucht! . . . Ach, werden die Thränen, die ich im Stillen vergieße, meine Fehltritte ausgleichen? Unsre Religion, die aus der Reue eine Tugend macht, giebt mir Hoffnung dazu! . . . Aber, großer Gott! . . . was wird noch aus mir werden, wenn ich nicht die neuen Funken

zügele, die mein glühendes Herz aussprühet? . . .« Sie sahe den Vicar an.

Joseph blieb in tiefes Nachdenken versunken.

Die naive einfache Weise, wie die Marquise ihre Geschichte erzählt hatte, die Gegend, die Erinnerungen, die bei der Erzählung dieser Frau in der Tiefe seines Herzens aufwachten; ihr zärtlicher Ton und die Blicke, die sie ihm bei gewissen, von ihr augenscheinlich für ihn gewählten Phrasen zugeworfen. — Alles trug dazu bei, ihn träumerisch zu machen, so daß er sogar nicht einmal die letzten Worte der verliebten Josephine hörte. Die Marquise wagte anfänglich nicht, seine Melancholie zu unterbrechen. Nach einigen Momenten sprach sie indeß zu ihm:

»Setzen wir uns wieder auf unsre Rasenbank, diese Ruinen, diese Gewölbe stimmen zu ernsten Betrachtungen!«

Sie stützte sich auf den Arm des jungen Priesters und sie kehrten schweigend zu der Bank unter der Ceder zurück.

»Nun, Herr Joseph, Sie sagen mir ja nichts!«

»Gnädige Frau,« antwortete er, »ich kann Ihnen nichts sagen; ich bin in solchen Fällen incompetent, denn ich spreche stets diejenigen frei, welche dergleichen Qualen gelitten haben oder leiden.«

»Sie sind würdig des heiligen Amtes, das Sie bekleiden! . . . O, kommen Sie bisweilen zu mir, um mir sanften Trost einzusprechen, ich fühle, daß er mein Herz erquicken wird! . . . Ach, es ist stets entzündet! . . . Ich glaube, daß mich ein grausames Verhängniß verfolgt! . . . Ach, wenn Sie wüßten!«

Sie wandte den Kopf ab und weinte.

»Kommen Sie,« sprach sie, »kommen Sie junger Freund! . . . Sie sollen mir den vorstellen, den . . . ich verloren habe!«

Bei diesen Worten läutete die Schloßglocke zum Frühstück. Die Marquise sahe Joseph an und sprach zu ihm:

»Wenn Sie nicht fürchten, ein schlechtes Frühmahl zu halten, so machen Sie mir das Vergnügen, die Hälfte des meinigen anzunehmen.«

Der sinnende Vicar folgte, ohne zu antworten, der Frau von Rosann. Man hätte sagen sollen, ein geheimer Zauber wirke auf ihn und ziehe ihn wider seinen Willen fort.

III.

Die Marquise liebt den Vicar. Rückkehr des Herrn von Rosann. Sein Empfang. Das dem Herrn Joseph gegebene Rendez-vous.

Wir verließen den Vicar, wie er, in tiefe Melancholie versenkt, der Frau von Rosann in den Speisesaal des Schlosses gefolgt war. Er sitzt bereits neben Josephinen am Tische und weiß noch nicht, wo er ist. In dem Momente, da Josephine ihm etwas anbot, hob er die Augen auf und sahe auf dem Gesichte des einen der Bedienten, welche aufwarteten, ein Lächeln, dessen sardonischer Ausdruck ihn erbeben machte.

Dieser Diener stand, die Serviette unter dem Arme, dem jungen Priester gerade gegenüber, nur auf einem Fuße, und sein leicht gebeugter Kopf folgte der allgemeinen Neigung des ganzen Körpers. Diese Neigung erhöhete den ironischen Austruck seines Körpers noch mehr. Seine Augen überschaueren mit ihrem durchbohrenden Blicke zugleich die Gräfin und ihren Schützling. Dieser Blick des Dieners zügelte Josephs Extase und warf in seine Seele eine undeutliche Bekümmerniß, die ihn peinigte.

Dieser Diener, Namens Jonio, war eins von jenen Wesen, welche das Verlangen verzehrt, aus dem Stande, in den sie der Zufall versetzt hat, herauszugehen; die genügend

philosophirt haben, um das Joch des Gewissens abzuschütteln und die höchst möglichen Mittel zu gebrauchen, um sich empor zu schwingen; auch besaß er, vermöge einer besondern Gunst der Natur, Formen und Manieren, deren scheinbare Aufrichtigkeit und Ungekünsteltheit jeden Verdacht über seine Grundsätze ausschloß. Er schien dem Herrn Marquis von Rosann, in dessen Dienste er seit einiger Zeit war, sehr ergeben zu sein; aber er diente ihm nur so eifrig, weil das Ansehen, in dem Herr von Rosann seit der Rückkehr der Bourbons bei der Regierung stand, ihm Hoffnung gab, und er sahe seinen Herrn für das erste Werkzeug an, dessen er sich zum Baue seines Glückes bedienen wollte.

Der Vicar ward von der lästigen Gegenwart dieses Bedienten bald befreit, denn Frau von Rosann, welche in den Augen des Vicars eine Art von Unruhe las, und bemerkte, daß er den Jonio verstohlen ansahe, entließ diesen sogleich.

Herr Joseph hatte von Natur Mitleid mit denen, welche das Opfer irgend einer Liebschaft waren. Die Marquise fand den rauhen Vicar also weit liebreicher, wie sie hoffte; sie freuete sich über diese Veränderung, wie wenn es der erste Schritt wäre, womit ihr der junge Mann entgegenkäme.

»Mein junger Freund,« sagte sie zu ihm mit liebreichem Tone, »ich hoffe, daß sie mir einst ihren Kummer anvertrauen werden.«

»Ach, gnädige Frau, ich würde Ihnen denselben mittheilen, wenn mir die Freundschaft Trost bieten könnte; aber

es giebt keinen für meinen Kummer, und ich würde meinen Nebenmenschen ganz vergeblich betrüben, wenn ich ihm meine Schicksale erzählen wollte.«

»Ich möchte,« entgegnete die Marquise, »gern an ihrem Kummer Theil nehmen, selbst, wenn Sie sagen, ganz vergeblich. Zwei Unglückliche fühlen sich stärker zur Tragung ihrer Leiden, wenn sie beisammen sind, und ihre Herzen einander verstehen.«

»O, gnädige Frau, Ihr Unglück hat den höchsten Gipfel noch nicht erreicht! . . . Sie werden Ihren Sohn wiederfinden! . . . aber ich! . . . Das unglückliche „Nie" ist auf alle meine Wünsche eingegraben, und sogar die Hoffnung ist mir untersagt!«

»Armes Kind!« rief die Marquise, und zwar mit so freundschaftlicher Miene, daß der Vicar über diesen Ausruf, der für diejenige, die ihn that, alle Rechte der Freundschaft in Anspruch zu nehmen schien, unmöglich erstaunen konnte.

Die Marquise führte den Vicar in den Salon und setzte sich daselbst, nach einigen unbedeutenden Redensarten an ihr Piano. Sie begann nachlässig und aus dem Gedächtnisse ein Stück von Haydn. Bei den ersten Noten erbebt der Vicar, er tritt näher, Josephine gewahrt des jungen Mannes Aufmerksamkeit, und fährt, ihre ganze Gefühlvollheit im Spiele entwickelnd, fort. . . . Sie wendet sich um; der Vicar, die Augen feucht, unbeweglich, stand da, gleich einem Propheten, und sammelte andächtig die Töne, welche die Marquise dem harmonischen Instrument entlockte.

»Gnädige Frau,« rief er, »Sie haben mir, ohne es zu

wissen, das größte Vergnügen und den tiefsten Kummer zugleich verursacht!«

Als der Unglückliche seiner Schwester Lieblingssonate hörte, glaubte er, Melanien selbst wiederzusehen. . . . Er sank in seinen Sessel, bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, und die Marquise, seinen Schmerz ehrend, eilte an seine Seite.

Dieser Morgen war für Frau von Rosann einer der wonnigsten Momente ihres Lebens, sie schmeckte ein reines Glück, ohne daß es ihr einmal ihr Gewissen vorwarf. Als sich der Vicar entfernte, nahm sie einen Besuch bei ihrer Amme zum Vorwande, um den jungen Priester bis an das Schloßthor begleiten zu können. Ihr Herz hüpfte vor Freude, als sie neben diesem Wesen einherging, das ihre ganze Seele mit sich weg zu nehmen schien.

Als sich der Vicar allein befand, fing er an, über die Zuneigung nachzudenken, welche Frau von Rosann zu ihm hegte, und nichts murrte in seinem Herzen dagegen.

Das Andenken an Melanien schadete dieser neuen Süßigkeit, die sich in sein Herz einschlich, auf keine Weise. Gleichwohl war er gegen dies aufkeimende Gefühl auf seiner Huth und beschloß, weniger nach dem Schlosse zu gehen; Josesephine aber besaß zu viel Gewandtheit und zu viel von jener weiblichen Schlauheit, welche die größten Hindernisse besiegt, um den jungen Priester im Pfarrhause zu lassen. In jedem Augenblicke erfand sie Vorwände, und Marie war ihr bei solchen Gelegenheiten besonders behilflich. Bald zürnte Frau von Rosann auf einen ihrer Diener und entließ

ihn: sogleich tröstete Marie den Betrübten nnd rieth ihm, zu Herrn Joseph zu gehen und dessen Beistand in Anspruch zu nehmen; der Vicar kam auf's Schloß, bat um Gnade für den Verabschiedeten und erlangte sie, sobald er nur sprach. Bald unterrichtete Marie den Vicar von der Noth einer armen Familie, und in der Hütte derselben fand Joseph einen Engel der Güte, der ihm zuvorgekommen war. Frau von Rosann, die, um ihren Wohlthaten nicht den Schein einer stolzen Philanthropie zu geben, zu Fuße dahin gekommen war, bedurfte bei der Rückkehr der Gesellschaft und des Armes des Herrn Joseph. Unterwegs wurden süße Unterredungen, zartsinnige, reizende Worte, zärtliche Reden eben so viel Schläge, welche Josephine auf des Priesters Herz that.

Alle diese Schliche waren unter zu viel Gutmüthigkeit und Geist versteckt, als daß Joseph sie bemerkte; dennoch begann er über die eifrige Sorgfalt, mit der man ihn umgab, nachzudenken. Wenn er mit dem biedern Pfarrer von seiner Verlegenheit sprach, so wußte Herr Gausse nichts zu antworten. Da er die glühende Liebe des jungen Mannes für Melanien kannte, so wußte er wohl, daß in Josephs Herzen kein anderes ähnliches Gefühl mehr wohnen konnte; andrerseits wäre er aber entzückt gewesen, seinen Vicar in eine Liebschaft verwickelt zu sehen, die ihn das Wesen hätte vergessen machen können, dem sich zu nähern ihm unübersteigliche Schranken verboten. Der gute Pfarrer begnügte sich dann mit einem gewissen schlauen Lächeln, und ließ zwei oder drei Sprüchwörter los, die seinen geheimen Gedanken,

den Joseph wegen seiner Aufrichtigkeit nicht fassen konnte, umhüllten.

Des Vicars Nachdenken hatte zum Ergebniß, daß er auf die Besuche im Schlosse verzichten müsse; nicht, weil ihm die Natur des Gefühles, das er für Frau von Rosann hegte, verdächtig geworden wäre, sondern weil er eine Versündigung an Melanien zu begehen glaubte, wenn er in Gesellschaft einer andern Frau Vergnügen fände, und weil er übrigens gewissermaßen den Eid, sich von der ganzen Menschheit zu scheiden, den er geleistet, bräche.

Dieser unwandelbare Entschluß wurde streng befolgt und die feinsten Intriguen der Frau von Rosann scheiterten an der Entscheidung des jungen Priesters, der wieder zur Betrachtung seines geliebten Bildes zurückgekommen war. Frau von Rosann war in Verzweiflung.

Ihre Liebe, die den höchsten Gipfel erreicht hatte, konnte eine solche Entbehrung nicht ertragen. Eines Morgens wagte sie es folgendes Billet an den Vicar zu schreiben:

Josephine an Joseph.

»Sie scheinen jetzt Josephinen sehr zu vernachlässigen, mein Freund; Sollte sie für Sie noch Frau von Rosann sein? Ich glaube, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, genug gethan zu haben, um den schönen Namen Freundin zu verdienen. Haben Sie etwas Gegenseitigkeit! . . . Bedenken Sie, daß Sie mir viel Trost schuldig sind; Sie allein können die Traurigkeit verbannen, die mich zu Boden drückt. Es ist nun bald ein Monat, daß Sie nicht zu mir

gekommen sind. Ich erwartete Sie, ach! ich fühle, daß Sie mir von Tage zu Tage unentbehrlicher werden! Denken Sie einmal über das Glück eines Großen nach, wenn er einen Freund findet und sehen Sie, ob ich nicht Ursache habe, mich zu freuen . . . Kurz, mein junger Freund, ich sehne mich nach Ihnen, und dies muß Ihnen genügen«

Unglücklicherweise beauftragte die Marquise den Jonio mit der Bestellung dieses Briefes. Als der Bediente in Frau von Rosanns Zimmer trat, bemerkte er auf ihrem Antlitze einen leidenden Ausdruck, dessen Ursache der ungeübteste Beobachter errathen haben würde.

»Jonio,« sprach sie, »gieb mir ja den Brief an Herrn Joseph selbst ab; ist er nicht daheim, so bringst Du ihn zurück!«

Der Ton, der Blick der Marquise sagten Alles, und ihre Augen folgten dem Briefe in Joseph's Händen, wie er ihr Lebensfaden gewesen wäre.

Sobald Jonio nur den Brief besaß, so faßte er auch schon den Entschluß, ihn unterzuschlagen.

»Aber,« sprach er bei sich, »sagt dieser Brief nichts, so ist es unnütz, ihn unterzuschlagen.« Mit diesem Gedanken gelangte er in den Baumgang des Schlosses und ging langsam seines Weges dahin, als ein Mann zu ihm trat, die Aufschrift des Briefes las und zu ihm sprach:

»Tu quoque Brute! auch Du Jonio! . . . auch Du beförderst den Liebeshandel, und gehest in die Schlinge? Quo te Moevi pedes? Du gehest zum Vicare; es mag sein! Timeo Danaos, et dona ferentes — ich fürchte

die Danaër, selbst wenn sie Geschenke bringen. Fürchte die Stockprügel, wenn Du Küchlein austrägst!«

»Sie sind's, Herr Lesecq? . . .« sprach der befangene Diener.

»Zum Glücke für Sie! Kann Ihnen unbekannt sein, was das ganze Dorf vom Herrn Joseph denkt? Frau Rosann liebt ihn, **et traxit per ossa furorem** und sie hat den Teufel im Leibe; es ist etwas für uns zu machen, **oportet servire marito**, wir müssen den Ehemann aufklären, und wir werden dabei gewinnen, **funus (munus)** ein Amt, **in circumvallationibus**, bei dem Zollwesen, **vel aerario**, oder im Steuerfache.«

»Sie meinen also, dieses Schreiben sei ein Liebesbrief? . . . Hm! . . . Wie kann man's erfahren? . . .«

»Darum sind Sie verlegen?« sprach der neugierige Schulmeister, der bei dieser Sache keine Gefahr lief. »**Ego sum Alpha et Omega**, ich bin einzig für solche Dinge! Still! . . . unser Glück ist gemacht und wir werden **vertere materiam**, die Spille abwickeln. Kommen Sie mit zu mir, ich habe noch eine Flasche Wein, das ist Alles, was mir von dem, was mir der Pfarrer geschenkt hat, übrig ist.«

Jonio folgte dem Schulmeister, welcher Wasser siedend machte, den Brief über den Dampf hielt, dadurch die Oblate anfeuchtete und dann den Brief entsiegelte, ohne den Abdruck des Pettschaftes zu beschädigen. Als er den Inhalt des Briefes las, erbebte Jonio vor Freude und Hoffnung.

Der Brief wurde so wiederhergestellt, daß man unmöglich glauben konnte, er wäre geöffnet gewesen.

»Welche Neuigkeit!« rief Lesecq; »ich werde nun mehr davon wissen, wie Margarethe, wahrhaftig! . . . Ach,« fuhr er, den Bedienten ansehend, fort, »ich hoffe, daß Sie mich nicht vergessen werden, wenn Sie der Herr Marquis von Rosann belohnt! Behalten Sie den Brief, und wenn Sie etwas Neues erfahren, so sagen Sie es mir . . .«

Jonio kehrte in's Schloß zurück und versicherte seiner Herrin, Herr Joseph habe in seiner Gegenwart den Brief gelesen, und als er ihm aufgetragen, die Frau Marquise seiner Ehrerbietung zu versichern, hinzugefügt, er werde die Antwort in Person überbringen.

Der mit einer Ungeduld ohne Gleichen erwartete Vicar kam nicht. Frau von Rosann, welche an einem Fenster der Façade nach der Allee hin saß, richtete ihre Augen öfter auf die Wiese, als auf die Arbeit, die sie, um Fassung zu haben, in der Hand hatte. Gegen Abend erschallte das Geräusch einer Kutsche in der Allee; die Marquise blickte zitternd dahin und gewahrte den Wagen des Herrn von Rosann. Ein unerklärliches Gefühl gleitete in Josephinens Seele. Um sich eine Vorstellung davon zu machen, müßte man zugleich Ärger und Zorn mit der Mißlaune vermischen, welche man gegen Diejenigen hat, die uns in unsern Plänen stören, und mit diesem Allen verband die Marquise noch, ich weiß nicht, was, das dem Abscheue glich, ohne daß es dieses Gefühl selbst gewesen wäre. Kurz, ihr Gemahl war ihr zum ersten Male zur Last und seine bloße Gegenwart

störte sie. Je nach dem Maße, wie der leichte Wagen der Freitreppe zuflog, erhoben sich in ihrer Seele lästige Gewissensbisse. Der Marquis, der seine Frau am Fenster des Salons im Erdgeschosse bemerkt, hatte seinem Pferde einen tüchtigen Peitschenhieb versetzt, um schneller anzukommen.

Ein Mann von funfzig und einigen Jahren, aber im Äußern und im Gesichte noch jung, schwang sich leicht aus seinem eleganten Wagen, und stieg, seinen mit Bändern und Orden geschmückten, blauen Frack aufknöpfend, rasch die Schloßtreppe hinauf. Er war überrascht, als er seine Gemahlin nicht auf der Hausflur fand, öffnete die Thür des Vorzimmers, glaubte, als er Frau von Rosann dort nicht sahe, sie sei unwohl, eilte in den Salon und gewahrte nun die Marquise, die langsam aufgestanden und beinahe bis in die Mitte des Zimmers vorgegangen war.

»Man siehet,« sprach er mit leichtem Lächeln, »daß Sie mich nicht erwarteten, meine Schöne!«

»Wahrlich nicht!« entgegnete Josephine, die noch an den Vicar dachte.

Bei diesen Worten blickte der Marquis seine Gemalin überrascht an und begann die ausgesuchte Toillette, die sie noch verschönte, zu prüfen. Er glaubte, es sei ein überlegtes Spiel und entgegnete:

»Sie ahnten gewiß meine Ankunft, Josephine, denn Sie haben sich mit einer Eleganz, einer Coquetterie gekleidet, welche beweisen, daß Sie die Erstaunte recht gut, zum Bewundern, spielen!«

»Ah,« rief, zu sich selbst kommend, die Marquise, »ich

sche, daß es des Scherzes genug ist!« Sie umarmte Herrn von Rosann und glaubte, in ihren Kuß die ganze Anmuth, den ganzen Reiz von ehemals zu legen; aber es war ein Ehestandskuß in der vollsten Bedeutung des Wortes, und der Marquis, der seiner Frau die ganze Kälte dieser Liebkosung wiedergab, konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß seiner Frau etwas begegnet sein müsse.

Es folgte also ein Moment des Schweigens, das Frau von Rosann nicht brechen konnte, denn ihr verstörter Geist gab ihr nichts an die Hand und sie begann schon das Gewicht dessen, was sie zu sagen hätte, zu überlegen.

»Ei, theure Freundin,« rief Herr von Rosann, »seit unsrer Verheirathung, ist dies, glaube ich unsre erste Wiederzusammenkunft, bei der Sie mich nicht mit Fragen bestürmen!«

»Aber, Herr Marquis, ich weiß nicht, wer von uns diesen Vorwurf verdient, denn ich schweige nur, weil Sie schweigen!«

»Sie haben eine sinnende Miene und Ihre Blicke suchen die meinigen nicht. . . .«

»Eben dies könnte ich von Ihnen sagen!«

»O, Josephine, richte Deine Augen auf mich, und Du wirst lesen, wie entzückt ich bin, Dich wiederzusehen! Du hast also den Peitschenhieb nicht gehört, den ich meinem Pferde gegeben? Er würde Dir Alles gesagt haben. Ich habe alle meine Geschäfte in Paris beeilt und die Kammer vor dem Schlusse der Sitzung verlassen, um Dich zu überraschen! Aber hast Du denn auch bisweilen an mich ge-

dacht? . . . Hast Du Dich nach mir gesehnt? . . . Wie hast Du hier die Zeit hingebracht? . . . Was giebts Neues in Aulnay? . . . sprich? . . .« Nach diesen Worten näherte sich der Marquis seiner Frau, ergriff sie bei'm Arme und küßte ihr mit Wärme die Hand.

»Ich bin entzückt, Sie wiederzusehen, mein Herr; aber ich hätte gewünscht, daß ich durch ein Wort von ihrer theuern Hand von Ihrer Ankunft benachrichtigt worden wäre, und wäre es auch nur gewesen, um mich vor Ihrem Vorwurfe zu schützen . . . dann (denn ich sehe wohl, daß ich's vergessen, Ihnen auf der Schloßtreppe entgegen zu eilen), dann würden Sie mich, Sie mit beispielloser Angst erwartend, in der Kutsche auf der Heerstraße gefunden haben, und mein Kutscher würde, als Sie Ihrem Pferde einen Peitschenhieb gaben, meinen Pferden zwei . . . ja, zehn, versetzt haben, um den entzückenden Augenblick unsrer Wiedervereinigung schneller herbeizuführen. Kurz, ich weiß nicht. ob ich nicht, um Sie von meiner Zärtlichkeit zu überzeugen (denn es ist Mode, wie es scheint, daran zu zweifeln) Ihnen bis A...y entgegengekommen wäre.«

»Nun, Sie würden dann nur etwas sehr Gewöhnliches gethan haben!« entgegnete lebhaft der Marquis, den die Ironie verdroß, welche die Marquise in die Weise legte, wie Sie diese Worte aussprach.

»Ein anderes Mal, fuhr sie fort, »werde ich bis Septinan gehen; finden Sie, daß fünfundzwanzig Lieues genug sein werden? . . . Sollte dies noch nicht genügen, so würde ich Ihnen bis nach Meaux entgegenkommen!«

»Den, der uns liebt, kann man nicht genug lieben,« murmelte der Marquis.

»Seine Liebe vorwerfen, ist ein wenig stark!« sprach die Marquise und stampfte zu wiederholten Malen mit ihrem niedlichen Füßchen leicht auf den Fußboden.

»Ich habe Unrecht, gnädige Frau, ich habe Unrecht!« sprach der Marquis mit verbißenem Ärger und seine Handschuhe zerknitternd.

»Nein, mein Herr, nein, ich habe Unrecht! . . . Ich hätte mich stets daran erinnern sollen, daß ich Fräulein von Vaurcelle, und Sie der Marquis von Rosann waren . . . und daß es dann meine Pflicht ist, unablässig in Unterthänigkeit zu sein . . . und in Ihnen nur einen Wohlthäter zu sehen . . . sogar einen Herrn!«

»O, Josephine! . . . Josephine! . . .« rief Herr von Rosann mit tiefem Schmerze.

Frau von Rosann, die bei diesem Tone wieder zu ihrer natürlichen Güte zurückkam, hatte eine Regung der Scham, und warf sich, ihre Grausamkeit verabscheuend, in die Arme ihres Gatten; dann umarmte sie ihn, kraft der den Frauen angeborenen Verstellung, mit einem Ergusse, welcher dem der Liebe glich, und sprach lachend:

»Gestehe nur, mein Lieber, daß solche kleinen Stürme nothwendig sind, um das Glück im Ehestande zu empfinden!«

Wer sollte nicht durch dergleichen Kunstgriffe getäuscht werden? Herr von Rosann entschuldigte sich und erhielt seine Verzeihung. In seiner Seele blieb indeß ein leiser,

aber so unbestimmter Argwohn zurük, daß er erstaunte, bei solchen Gedanken stehen bleiben zu können.

Frau von Rosann erzählte ihm von Laurettens Tode und vergaß wahrlich auch den Vicar nicht. Als die Marquise von Joseph sprach, schien sie auf glühenden Kohlen zu stehen. Herr von Rosann, welcher bemerkte, daß seine Frau eben so ungern sprach wie schwieg, drang in sie, und eine schwarze Ahnung zog in seine Seele ein, je nach dem Maße, wie die Marquise leidenschaftlicher wurde, indem sie die Vollkommenheiten des jungen Mannes aufzählte.

»Er ist ohne Zweifel auch auf's Schloß gekommen?« fragte er.

»Ziemlich oft.«

Als die Marquise antwortete, hatte Herr von Rosann seine Augen auf Jonio geheftet, und sahe auf den Lippen des Dieners jenes Lächeln des Mitleids und der Ironie schweben, das den Vicar so sehr aufgeregt hatte. Es erzeugte eine furchtbare Wirkung auf den Marquis. Er sprach nicht mehr und begnügte sich damit, seine Frau mit forschendem Auge zu betrachten, so daß es schien, als ob er in ihrer Seele lesen wolle. Jonio betrachtete seinen Herrn mit interessirter Neugier; er suchte zu errathen, ob Herr von Rosann wohl eifersüchtig genug wäre, um denjenigen, der ihm Aufklärung geben würde nicht zu verachten.

»Bedenken Sie, meine Liebe,« sprach Herr von Rosann, »daß ich keine besondere Absicht dabei habe, wenn ich noch einmal davon rede, aber gestehen Sie, daß Sie einen Grund

gehabt, warum Sie mir nicht entgegengekommen, denn mein Wagen kann von Ihnen nicht unbemerkt geblieben sein.«

»Um mich Ihrer parlamentarischen Sprache zu bedienen, fange ich damit an, Ihnen das Recht, solche Fragen an mich zu thun, abzusprechen, entgegnete Frau von Rosann lachend; ich will Ihnen indeß Ihre Besorgniß nehmen, obgleich ich, als kluge Frau, Ihnen dieselbe lassen müßte. Nun, Vasall! Ihre Souverainin gestehet Ihnen, daß sie, als Sie eintraten, ganz mit den Mitteln zur Erlangung der Begnadigung eines armen Holzhauers beschäftigt war, den man zu halbjährigem Gefängniß verurtheilt hat und dessen Abwesenheit eine ganze Familie in das tiefste Elend versetzen wird. Ich bedachte, was ich Ihnen hierüber nach Paris zu schreiben haben würde, und überlegte zugleich auch, ob es nicht angemessen wäre, unsern jungen Vicar abzuschicken, um diesem Hilfe zu bringen.«

»Dieser junge Vicar beschäftigt Sie sehr. . . .«

»Sehr, mein lieber Vasall, und ich werde mich noch mehr mit ihm beschäftigen, wenn ich gewahre, daß er Sie eifersüchtig macht, denn alsdann werden wir wieder in die Zeiten unserer ersten Liebe zurückkehren.«

Der Ton, der Accent, die Ironie, die feine Coquetterie, welche Frau von Rosann in dieser Antwort entfaltete, schwächten den Verdacht des argwöhnischen Marquis; gleichwohl schlich sich in seine Seele ein dem Vicare ungünstiges Vorurtheil ein und es war nur eine Kleinigkeit nöthig, um dieses Vorurtheil in Haß zu verwandeln.

Durch einen außerordentlichen Zufall begab sich Herr

Joseph an demselben Abende auf's Schloß. Er sahe Frau von Rosann nur in Gegenwart ihres Mannes, und die Marquise konnte also nicht erfahren, ob der Besuch des Vicars eine Folge des am Morgen an ihn geschickten Billets war, oder nicht.

Der Vicar benahm sich gegen den Marquis nach seiner Gewohnheit: er war streng, zurückhaltend, kalt, und ließ jener Geringschätzung, jener Verachtung, die er gegen die Menschen affectirte freien Spielraum. Er zermalmte gewissermaßen den Herrn von Rosann, der sich gar nicht dachte ein Wesen anzutreffen, dessen Manieren und Worte der der höchsten Classe der Gesellschaft angehörten. Der Marquis, den die Überlegenheit, die er dem Vicare schweigend zuerkannte verletzte, faßte einen Groll gegen denselben, und hatte den sonderbaren Verdacht, daß Josephs Priestergewand einen Liebhaber von hohem Range verstecke. Er haschte einige Blicke seiner Frau auf, die ihn, so wie Joseph's affectirte Artigkeit gegen Frau von Rosann in dieser Meinung bestärkten.

Einige Tage hindurch kam der junge Mann wieder auf's Schloß, und diese Besuche waren nicht von der Art, daß sie Herrn von Rosann auf andere Gedanken hätten bringen können. Er wurde sinnend, barsch und begann, seine Frau mit der Aufmerksamkeit der Eifersucht zu studiren.

Ein seit einer Reihe von Jahren beständig glücklicher Mann, der sich von seiner Frau geliebt glaubt und in ihrem Umgange Alles findet, muß wirklich stark angegriffen werden, wenn er, zu dem Alter gelangend, da man eine wahr-

haft treue Lebensgefährtin am meisten wünscht, sein Glück plötzlich, wie einen Traum verschwinden siehet.

Die Marquise schien indeß noch kühner zu sein, seitdem die Gegenwart des Herrn von Rosann ihre Lage gefährlicher machte, und ihre, durch diese Gefahr gereizte Leidenschaft erboßte sich und ward wüthend

Eines Tages ging die Marquise nach Mariens Gartenhause; sie steigt die Tritte hinauf und gelangt in das Zimmer, wo der Vicar jüngst die erste Huldigung ihres Blickes bekam.

»Marie,« sprach sie, »ich trotze Jedermann, eile zum Pfarrer, und sage Herrn Joseph, die Familie des verurtheilten Holzhauers Jakob Cachel, sterbe vor Hunger! Er solle sich morgen dahin begeben; aber, liebe Amme, sage ihm nicht, daß ich dort sein werde.«

Die Amme besorgte getreulich diesen Auftrag. Der Vicar versprach, sich am andern Tage nach dem Mittagsmahle zu Jakob Cachel zu begeben, und Marie verkündigte der Frau von Rosann die Stunde, zu welcher der Vicar unter dieser unglücklichen Familie sein werde.

IV.

Erklärung. Was darauf erfolgt. Die Marquise todtkrank. Herr von Rosann verläßt sie. Joseph zu den Häupten des Bettes Josephinens.

Die Hütte Jakob Cachels lag auf dem Abhange eines der Hügel, welche Aulnay-le-Vicomte umgeben. Damals bewohnte sie eine arme, ziemlich hübsche Frau, welche drei Kindlein, Dürftigkeit und Hunger zur Gesellschaft hatte.

Man denke sich die bekümmerte Mutter, wie sie, mit Hadern bedeckt, zusiehet, ob die in einem Topfe befindlichen Kartoffeln sieden, und ihre Kinder verhindert, sie herauszuholen, ehe sie gar sind! Sie beweinte das Unglück ihrer Kinder, den Schmerz ihres Mannes, und dachte nicht einmal an ihr eigenes Unglück. Sie hat übertrieben gearbeitet, und seufzt, weil selbst diese übertriebene Arbeit ihr kaum die Mittel zur Anschaffung der nöthigsten Lebensbedürfnisse für ihre kleine Familie gewährt; sie wendet ihre Blicke nach dem Loche hin, das zum Fenster dient und freuet sich über die zauberischen Gebilde, welche die Strahlen der untergehenden Herbstsonne erzeugen, denn sie meint, ihre Kinder werden sich in der Nacht nicht über Hunger beklagen und der Schlaf werde sie ihre Leiden vergessen machen. Ihr betrübter Blick ist nicht der Blick eines Unglücklichen, der nur

für sich zittert, nein, es ist der Blick einer Mutter, der für Andere als sie zittert. Die ihr mehr sind, wie sie.

Sie weint, obgleich sie weiß, daß ihre Thränen unnütz sind. Sie weint! . . . Hat schon Jemand den Anblick der Thränen einer Frau ertragen können? . . . Die arme Magdalena betrachtet die Schätze des Thales, und fragt den Himmel, warum es eine so große Ungleichheit in der Vertheilung der Güter giebt. »Ach,« sprach sie, »wäre ich reich, so würde ich Gutes thun!« Bei diesem Ausrufe, den sie mit leiser Stimme thut, hört sie ein leichtes, sanftes und angenehmes Geräusch, sie unterscheidet den Athem einer ermüdeten Person

Die Kinder gehen hinaus und kommen, Furcht und Überraschung auf ihren unschuldigen, von der Noth welken Gesichtern, plötzlich zurück. Magdalena blickt auf, und die Marquise erscheint.

»Nun, mein liebes Kind, Du bist unglücklich, und sagst es mir nicht?« Magdalena knieet sprachlos vor ihr nieder und küßt ihr den Handschuh.

»Schnell, liebe Tochter, stehe auf! Was soll das bedeuten? ich thue nur, was ich muß.«

Die Bäuerin versuchte zu sprechen, um ihre Dankbarkeit auszudrücken; aber die Worte fehlten ihr, und die arme Frau wußte nicht, daß sie der Frau von Rosann nichts schuldig war! daß, hätte es keinen Vicar gegeben, die Marquise sie zwar unterstützt, aber sich nie ihre zarten weißen Füßchen auf den harten Kieseln des Waldpfades wund gegangen haben würde! Laßt uns den Trost haben zu glau=

ben, daß die menschlichen Leidenschaften oft mitten durch ihre Übel hindurch etwas Gutes erzeugen können!

»Hier, Magdalena,« sprach, sich setzend, die Marquise, »hier sind Anweisungen auf den Fleischer des Dorfes, er wird Dir das benöthigte Fleisch geben; hier sind auch dergleichen auf den Bäcker. Brauchst Du Geld, so wende Dich an Marien auf dem Schlosse; sie wird Hanf zum Spinnen geben, und man wird Dich, wenn Du arbeitest, gut bezahlen.

Glücklich, tausend Male glücklich derjenige, dem in einer Hütte die Zähre geflossen, die dem Unglücklichen, dem er dient, die Wange hinabrollt! Der in einer Hütte die schönen Worte gehört, welche die Dankbarkeit durch diese einzige Zähre, durch diesen einzigen Blick ausspricht.

Die Marquise liebkosete den kleinen Kindern mit jener Herablassung, die den Werth der Wohlthaten verdoppelt. Sie betrachtet die zerfallene Hütte und begreift nicht, daß menschliche Wesen in einem solchen Loche wohnen können.

»Ich muß es wohl!« entgegnete Magdalena.

Bei dieser demüthigen Antwort gelobt sich die Marquise selbst, die arme Frau zu überraschen und die Hütte, während ihrer Abwesenheit ausbessern zu lassen.

In diesem Momente erbebt die Marquise, denn sie hört den raschen Gang eines Mannes, und lange vorher, ehe Magdalena es hört, hat Josephine schon das Geräusch des Ganges Josephs erkannt. . . . Er bückt sich, um in die Hütte einzutreten und Frau von Rosann begrüßt ihn mit einem Flammenblicke. Ihr ganzes Innere wurde aufgeregt, denn die Unordnung ihrer Gefühle war auf's Höchste

gestiegen, ihre Liebe hat mit ihren Kräften gewuchert, um sie in diesem Momente zu entwickeln. In diesem Momente beschloß sie, dem jungen Manne zu sagen: »Ich liebe Dich!« Denn sie war zu der Stufe des Verlangens gekommen, wo Alles gleichgültig wird; sie gelangte auf den so hohen Gipfel, daß man weder Gesetze noch Zeit, noch Erde mehr siehet, kurz, wo man allein mit dem ist, den man liebt, wo, mit Ausnahme des „Ich und Er," Alles verschwunden ist.

Ich bin Ihnen zuvorgekommen!« sprach sie lächelnd zu dem erstaunten jungen Priester.

»Dann haben Sie mir nichts zu thun übrig gelassen!« entgegnete er, über die Flammenblicke der Marquise erröthend.

»Nun,« sprach sie, »ich habe Brod und Arbeit gegeben. Was bringen Sie?«

»Die Hoffnung!« sprach er. »Ja, meine arme Magdalena, Ihr werdet bald Euern Gatten wiedersehen! Ich habe eben an den gnädigen Herrn geschrieben und ich glaube, man wird den Proceß Cachels niederschlagen. Ein anderes Mal sei er klüger, denn begehet er einen Rückfall, so ist kein Schutz für ihn da. Schicket Eure Kinder in die Schule; ich will das Schulgeld für sie bezahlen. Wie die arme Frau gelitten hat! Welch' armseliges Lager!«

»Laß Weißzeug vom Schlosse holen!« sprach lebhaft die Marquise.

Als der Vicar Magdalenen einige Augenblicke sanft getröstet hatte, entfernte er sich mit der liebeglühenden Josephine. Die arme Bäuerin folgte ihn lange mit ihren thränenfeuchten Augen, und als sie wieder in die Stube kam,

ließ sie ihrer Zärtlichkeit freien Lauf und umarmte ihre Kinder besorgnißlos mit einem reinen Vergnügen.

Die Marquise ging neben dem Priester; sie sahe, indem sie ihre Augen auf eine bezaubernde Weise zur Seite warf, von Augenblick zu Augenblick zu ihm hin, und ergötzte sich an der Bewunderung des jungen Mannes, welcher die malerische Schönheit eines mit den bizarren Flammen des Sonnenunterganges gezierten Horizonts betrachtete. Der Azur, das Blaßgrün, das Hochroth vereinigten sich mit den unnachahmlichen Tinten der Flamme, des Goldes und des Silbers, und der Himmel glich einem jener Schätze von Edelsteinen, von denen die morgenländischen Mährchen reden. Diese himmlischen Edelsteine warfen ihren feurigen Glanz auf alle Gegenstände im Thale, und jeder Baum, jedes Dach vermischte mit den Widerscheinen des Himmels seine Farbe, so daß die Grashalme Diamanten, zu enthalten, die Baumstämme von Bronze zu sein schienen, die Hüttendächer sich röthlich braun färbten und die originellsten und erstaunlichsten Gegenscheine zusammentrafen, um die Seele in ein Nachsinnen zu versenken, das der Fall der Blätter tief machte. Das Schweigen welches zwischen der Marquise und dem jungen Manne herrscht, wurde nur durch das Geläute der Dorfglocke unterbrochen. Diese Harmonie brachte die süße Melancholie, welche die Seele ergriffen hatte, auf den höchsten Gipfel; etwas Wollüstiges schlüpfte dazwischen und machte auf das Hören zärtlicher Worte gefaßt. Ein plötzliches Geräusch, eine rasche Bewegung würden den Zauber dieses Schauspieles gebrochen haben. Die Marquise hatte wahrlich kein besseres Vorspiel wählen können.

»Welch' ein Schauspiel!« rief sie; »wie erhebt es die Seele! Es flößt die Liebe des Himmels ein und löset von der Erde ab! Es theilt diese Macht mit dem edelsten unserer Gefühle.«

»Ach, ja!« rief der Vicar, der Frau von Rosann Hand ergreifend, wie wenn er die seines Negers Fimo ergriffen hätte. »Ihre Worte,« fuhr er nach einem Augenblicke des Schweigens fort, »Ihre Worte sind in Harmonie mit dem, was in meiner Seele vorgehet!« Eine göttliche Freude erhob sich in der Marquise Seele, als sie diese Worte hörte, die sich auf Josephs vergangenes Leben bezogen. Frau von Rosann legte sie zu ihrem Gunsten aus.

»Mein Freund,« fuhr sie fort, »trotz der Kälte, die Sie im Umgange mit Andern zeigen, trotz der strengen Haltung und den rauhen Manieren, die Sie affectiren, hat mir ein geheimer Instinkt stets gesagt, daß Sie eine jener, der Exaltation fähigen, brennenden Seelen besitzen, die nur Großes und Erhabenes auffassen; kurz, daß Sie die Liebe begreifen, dieses Gefühl der Helden.«

»Nur zu gut!« sprach der Vicar mit düsterer Energie, welche Josephinen entzückte.

»Sie müssen es verstehen, mit Größe die Seelenverirrungen zu entschuldigen, in welche uns jene ungezügelte Leidenschaft stürzt; Sie üben diese so seltene Nachsicht gegen die Opfer; Sie beklagen dieselben, und ihr sanftes zärtliches Mitleid benetzt ihre Wunden mit dem kühlenden Balsame des Trostes Es ist, ich wette darauf, Ihnen nie eingekommen, ein Liebesunglück kalt oder mit Abscheu zurückzustoßen.

»Und wie sollte ein Wilder in Afrika's Wüste dessen fähig sein?« rief der junge Mann mit der Wärme eines Verbrechers, der seine eigene Sache führt.

»Sie werden also nie von ihrem Busen das Wesen verstoßen, das sich dahin flüchtet?« entgegnete die Marquise, vor übergroßem Glücke verwirrt.

Bei diesen, mit unbeschreiblichem Tone gesprochenen Worten, betrachtete der Vicar der Marquise Antlitz, und wurde, wider seinen Willen gezwungen, den erhabenen Ausdruck zu bewundern, von dem ihr Gesicht erglänzte.

»Erinnern Sie sich daran, daß vormals die Athenienser ein Kind, das einen Sperling, der auf seinem Herzen einen Zufluchtsort gesucht, tödtete, zum Tode verurtheilten?«

Der Vicar neigte, Josephinen stets ansehend, das Haupt. O, süße Bewegung! Sie berauschte Josephinen, welche verstanden zu werden glaubte.

»Nun, mein Freund, wenn eine Frau vor Sie träte und zu Ihnen spräche: O, Joseph, ich habe den Edelstolz Deines Blickes nicht vergessen können! ich liebe Dich! Die geringe Strecke, welche wir auf dem Wege, den man das Leben nennt, mit einander zurückgelegt, hat in mir das Verlangen erzeugt, ihn, auf Deinen geliebten Arm gestützt, ganz zu durchlaufen. Ich habe die Hände voll Blumen, laß mich Dich damit kränzen und das schmücken, was ich von allen meinen Schätzen liebe! Ohne mich des Besitzes der Schönheit und Jugend rühmen zu können, kann ich für eine Beständigkeit ohne Verdienst bürgen, denn sie wird mich keine

Anstrengungen kosten. So blicke mich doch an, weil ich an Dein seltenes Lächeln vernarrt bin: hast Du mir denn nicht ein einziges Wort zu sagen? O! ein einziger Seufzer würde mich auf den Thron des Glückes erheben. Nun, Joseph?«

Die unschuldige Aufrichtigkeit und die Ägide, welche seine Liebe für Melanien bildete, verhinderten den Vicar, diese Worte zu verstehen, er war unbeweglich und fand ein unaussprechliches Vergnügen daran, die Marquise zu sehen. Ein verwirrtes Murren erhob sich in seiner Seele; es schien, als ob ein Gefühl in ihm aufkeimte.

»Was würden Sie sagen?« fragte Frau von Rosann mit dem Tone des Schmerzes.

»Aber, wozu diese Dichtung, gnädige Frau? Es wird sich so Etwas nie ereignen.«

»Nun, Joseph, diese Frau bin ich!« rief die Marquise.

Bei diesen Worten prallte Joseph drei Schritte zurück, und blieb, in Erstaunen versunken, stehen. Sein Gesicht trug sogar einen Ausdruck des Abscheues.

»Ja!« fuhr die Marquise fort; wissen Sie, daß ich auf Ihr Herz gerechnet habe. O, mein junger Freund! erröthen Sie für uns Beide, denn die Gewaltsamkeit meiner verhängnißvollen Liebe raubt mir, wie Sie sehen, alle Zurückhaltung. Ich bin des Tageslichtes unwürdig! aber hören Sie wenigstens Alles, was ich leide. Ja, von dem Augenblicke an, da ich Sie gesehen, habe ich gefühlt, daß das Schicksal mich Ihnen gegeben; wider meinen Willen gehöre ich Ihnen auf immer an; seit jenem Momente hat mich ein Fieber erfaßt und verzehrt mich; ich sehe und wün-

sche nur Sie; ich bin so unglücklich, wie ein Geschöpf nur sein kann, und vor einigen Augenblicken beneidete ich das Schicksal der Bäuerin, die wir unterstützt haben! Jetzt werde ich Niemandes Unglück mehr zu beneiden haben, das meinige wird das größte von allen sein! Ich sehe das Verbrechen ein, und nichts hält mich zurück! O, Joseph!

Eine Fluth von Thränen folgte dieser Fluth von Worten. Der Vicar stürzte erschrocken dem Dorfe zu; aber Frau von Rosann eilte ihm nach, hielt ihn auf, und rief mitten unter ihrem Schluchzen: »Joseph, Sie fliehen mich? Sie verachten mich? O, noch einmal, zum letzten Male, lassen Sie mich Sie sehen!«

»Bedenken Sie, gnädige Frau, was Sie begehen! ein Verbrechen!«

»Gott! ... welche Strafe! ... Die Verachtung dessen, den man anbetet! ... Grausamer, Du hast also nie geliebt?«

Der Vicar blieb stehen, denn die Erinnerung an alle seine Leiden rührte ihn.

»Beim Namen der, die Du liebst, laß mich Dir Lebewohl sagen!« rief Frau von Rosann mit fürchterlicher Kraft. »Gnade! ... Gnade für die, welche lieben! ... einen Blick, und ich bin zufrieden!«

»Denken Sie an Ihren Namen, gnädige Frau, er wird Ihnen Alles sagen!

Bei diesen Worten warf der Vicar der armen Marquise einen jener niederschmetternden Blicke zu, welche mit kalter Verachtung und grausamer Ironie die Seele durchbohren.

»Großer Gott! . . . Dies ist mein Tod!« Frau von Rosann sank auf einen Rasenhügel. Der Vicar war schon weit weg. Als er indeß nichts mehr hörte, drehete er sich um, und bemerkte bei dem Scheine der Abenddämmerung wie die Marquise bleich und leblos da lag. Er eilte hinzu, der kalte Schweiß der Furcht brach bei ihm aus. Er hebt, die süßesten Namen an Sie verschwendend, Josephinen auf, er klagt sich an, er drückt sie an seinen Busen.

»Gnädige Frau,« rief er, »ich werde Sie lieben!«

In diesem Momente schlägt sie ihr sterbendes Auge auf und murmelt: »Welche Scene! . . . Ich werde davon sterben!« Sie sinkt kraftlos nieder. Plötzlich erschallt das Rollen eines Wagens und bald ist des Herrn von Rosanns Kutsche und Herr Rosann selbst neben Josephinen. Die Marquise wird, noch ehe sie wieder zur Besinnung kommt, in den Wagen gehoben, und der Marquis ergreift, indem er sich neben seine Frau setzt, heftig Josephs Hand und spricht zu ihm:

»Wir werden uns über diese Sache Licht verschaffen, mein Herr; denken Sie nicht, mir zu entwischen!«

Der Vicar stehet allein auf der Stelle, wo ihm die Marquise das Geständniß ihrer Liebe abgelegt hat; er betrachtet maschinenmäßig die Landschaft, den Himmel und den dahineilenden Wagen. Nach einem Momente des Sinnens, gehet er, über die Sonderbarkeit dieses Abenteuers nachdenkend, langsamen Schrittes nach dem Pfarrhause zurück. Seine jungfräuliche Reinheit und sein gutes Herz ließen ihr

die Marquise beklagen, daß sie alle die Leiden fühlte, die er kannte.

»Ach,« rief er, als er Melaniens Bildniß sahe, »sie ist doppelt unglücklich, denn ihre Liebe wird nie getheilt werden.«

Dieser Vorfall war, wie man leicht denken kann, der Gegenstand der Gespräche des ganzen Dorfes. Margaretha vertheidigte den Vicar und war die Einzige, welche behauptete, Herr Joseph habe die Marquise zurückgewiesen. Margaretha handelte hiebei nicht aus Interesse für Herrn Joseph, sondern weil sie in Verzweiflung gerathen sein würde, wenn, da sie des Vicars Strenge erfahren, eine Andere, wie Melanie, den gleichgültigen Priester zum Wanken gebracht hätte. Der gute Pfarrherr aber sprach, als ihm seine Haushälterin das sonderbare Abenteuer erzählte:

»Ein Jeder ist seines Glückes Schmied!«

Als die Marquise im Schlosse ankam, war man genöthigt, sie sogleich ins Bett zu bringen, und sie erwachte nur aus einer langen Ohnmacht, um in einen erschrecklichen Wahnsinn zu fallen.

»Wie,« sprach sie zu ihrem Gatten, »Du verachtest mich? . . . O, wenn Du mich eine ganze Ewigkeit liebtest, wenn Du mich mit dem holdesten Lächeln überschüttetest, wenn ich endlich auf dem Gipfel des Glückes wäre! . . . so würde ich doch den Blick Deines Auges nicht vergessen können. . . . Weißt Du? diesen Blick. . . . Nicht ein Wort. . . . Nein, es ist ein Felsen!«

Dann richtete sie sich auf, ihre verwirrten Augen rollten, sie ergriff Mariens Arm und schrie:

»Mein Sohn! . . . sähe ich doch meinen Sohn wieder . . . ich würde glücklich sterben. . . . Ich habe meinen Gatten sehr lieb gehabt, fuhr sie mit einem feinen Lächeln fort. O, ja, ich liebe ihn noch jetzt . . . aus Freundschaft — aus Liebe, saget Ihr? . . . Nein . . . nein. . . . Ein Wesen hat Alles weggenommen! . . . in meinem Boudoir! . . . Joseph! . . . Joseph! . . . Lebewohl!«

Herr von Rosann, der in dumpfe Verzweiflung versunken zu Josephinens Füßen auf einem Stuhle saß, hatte einen Eilboten nach A . . . y und einen andern nach Paris geschickt. Kaum wagt er das Gesicht derjenigen, die er so sehr liebt, zu betrachten. Ein furchtbares Fieber hatte die Frau von Rosann ergriffen, und wenn die Anfälle aufhörten, war sie so matt, daß man zweifelte sie lebe, wenn sie, die Augen geschlossen, das Gesicht bleich, ihr schönes farbloses Haupt neigte, wie wenn sie sich nach dem Sarge gesehnt hätte. Der Marquis brachte alle Nächte und den Tag bei seiner Frau zu und war unfähig, eine einzige Bewegung zu machen, irgend eine Idee zu haben, deren Gegenstand nicht die geliebte Kranke gewesen wäre.

Endlich kam der Arzt aus Paris an. Er beobachtete die Marquise mehrere Tage lang, und entschied, daß, wenn das Fieber und die momentane Krankheit gewichen wären, die Marquise stets siechen würde; ihr Geist und Gemüth habe einen zu starken Stoß bekommen, und das geringste Unglück, das daraus hervorgehen könne, sei eine unheilbare Melancholie. Er sagte endlich, daß, wenn diese heftige Erschütterung, diese Melancholie eine Liebschaft, eine Leidenschaft zum Grunde

hätte, dieselbe nur durch eine vollständige Befriedigung verschwinden würde. Da der Marquis an der Freundschaft, welche der Arzt für ihn hegte, unmöglich zweifeln konnte, so versetzte ihn dieses Urtheil in die höchste Bestürzung. Es blieb ihm nichts mehr übrig, als den Grund des Zustandes der Marquise und die Ursache aufzusuchen, warum man sie mitten im Thale von Aulnay fast todt neben dem Vicare gefunden.

Er sollte von Unglück zu Unglück gehen!

Eines Tages ruhete Josephine und bei dem Anblicke ihres sanften Antlitzes, das während ihres Schlummers der Unschuld zur Gesundheit zurückzukehren schien, hoffte er auf ihre baldige Genesung. Vielleicht erquickte ihre Seele ein Traum, in welchem sie den Vicar sahe! . . . Plötzlich tritt Jonio in's Gemach, nähert sich seinem Herrn und bittet um Gehör. Herr von Rasann stehet auf, folgt seinem Diener und stellt sich in die Vertiefung eines Salonfensters.

»Seitdem ich in Ihrem Dienste bin, glaube ich Ihnen mehr als einen Beweis der Anhänglichkeit gegeben zu haben, gnädiger Herr.«

»Was willst Du damit sagen? . . . Solltest Du einen Streit mit einem Deiner Mitdiener haben?«

»Nein, gnädiger Herr, aber ich habe von dem Urtheile des Arztes über die Krankheit der Frau Marquise gehört.«

»Nun?«

»Bedenken Sie, gnädiger Herr, ich flehe darum, daß man Ihnen sehr ergeben sein muß, um sich durch die Offenbarung dessen, was wir in unserm Herzen verbergen sollen,

freiwillig Ihrem Zorne auszusetzen, denn ich sehe wohl, daß es unsre Pflicht ist, Alles zu sehen, Alles zu hören und zu vergessen.«

»Du machst mich ungeduldig, Jonio!« rief der Marquis.

»Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, gnädiger Herr, daß Sie, wenn ich Ihnen in Folge der Geständnisse, die ich Ihnen thun will, Ihnen, wenngleich Sie die Nützlichkeit derselben einsähen, verhaßt werden sollte, durch Verschaffung irgend eines Dienstes bei der Administration für mein Fortkommen sorgen wollen.« . . .

»Ach, Jonio, scherzest Du? . . . Ich befehle Dir, zu reden!«

»Ich werde nicht eher reden, gnädiger Herr, als bis Sie mir feierlich versprochen haben, für meine Zukunft zu sorgen, denn ich weiß, daß, obgleich ich Ihnen die Wahrheit sagen will, eine Zeit kommen wird, da man Sie gegen mich aufhetzt und Sie dann mein Unglück dem der Person, die Ihnen theuer ist, vorziehen werden.

»Ich verspreche Dir, was Du verlangst,« entgegnete der Marquis.

Der verschlagene Jonio verhehlte die Regung seiner Freude, denn Herr von Rosann beobachtete ihn geschickt.

Endlich begann er: »Gnädiger Herr, am Tage nach Ihrer Ankunft sahe die Frau Marquise (der Marquis erbebte) den Herrn Joseph. . . . Seit dieser Zeit, gnädiger Herr, hat sie nur an ihn gedacht; seit dieser Zeit haben sie nicht aufgehört, beisammen zu sein, und das ganze Dorf weiß, was Sie allein nicht wissen!«

»Unglücklicher!« rief der Marquis; »wagst Du es, so zu verläumden?« Aber Herr von Rosann hielt inne, weil in der Tiefe seines Herzens eine Stimme ihm zurief: »Jonio hat Recht!«

»Ich erwartete so Etwas, gnädiger Herr; deshalb bin ich auch nicht vor Sie getreten, ohne Beweise zu haben!«

»Beweise!« rief der Marquis. »Also sollte mein Verdacht doch gegründet sein? Josephine liebt diesen jungen Mann! . . . und sie stirbt für ihn.«

»Nichts ist wahrer, gnädiger Herr, und der ehrgeizige Vicar reizt die Liebe der gnädigen Frau auf, um durch den Einfluß des Herrn Marquis zu Würden und Ehrenstellen zu gelangen.«

»Und Deine Beweise?« rief hastig Herr von Rosann.

»Den Beweis, daß ich dessen, was ich Ihnen sage, völlig gewiß bin, liefert Ihnen gnädiger Herr, dieser Brief, dessen Inhalt ich nicht kenne; ich hätte es für eine Million nicht gewagt, den Brief eines Gebieters zu entsiegeln; aber ich wette um meinen Kopf, Herr Marquis, daß dieses Billet ein Liebesbriefchen ist und eine Zusammenkunft bestellt.

Nachdem der Marquis das Siegel untersucht, öffnete er wüthend das verhängnißvolle Papier und las es mit Begierde. Eine plötzliche Blässe überzog sein Gesicht und er rief: »Es war der Tag meiner Ankunft! . . . Das ist die Ursache der Kälte Josephinens!« Er wandte sich an Jonio und sprach mit düsterm Ingrimme:

»Fort!«

Der Marquis steckte den Brief bei und ging in das

Gemach seiner Frau zurück. Eine furchtbare Verzweiflung peinigte sein Herz und eine gräßliche Wuth bemächtigte sich seiner, als er Josephinens sanftes Antlitz betrachtete. Was sollte er thun? . . . Tausend Pläne, eben so schnell vernichtet, wie entworfen, erzeugten sich in seinem exaltirten Kopfe. Frau von Rosann erwachte.

»Ich bin besser!« rief sie sanft. »Warum sitzest Du nicht mehr zu meinen Häupten, mein Freund? . . . Ich will aufstehen. . . . Ach, wie gern möchte ich in den Park gehen, und mich auf den Hügel, den Ruinen des Schlosses gegenübersetzen!«

»Warum?« sprach der Marquis, näher tretend.

»Um daselbst zu sterben, denn ich fühle, daß mich meine Kräfte verlassen.«

»Du sagtest ja, Du wärest besser?«

»Heißt es nicht besser sein, zu sterben, wenn man nur noch von Schande umgeben leben kann? — Herr Marquis,« fuhr sie mit flehendem Tone fort, indem sie seine Hand ergriff, »denken Sie nie, daß ich Sie nicht liebe, . . . aber erinnern Sie sich daran, daß ich, ehe ich sterbe, den Vicar von Aulnay wiedersehen will!«

»Ich werde Ihnen denselben schicken, Madame!« rief der Marquis mit einem furchtbaren Blicke; »aber wenn Sie ihn sehen, so erinnern Sie sich auch daran, daß es das letzte Mal ist!«

»Was wollen Sie damit sagen? . . . Herr Marquis! . . . Er will ihn tödten! . . . Friedrich! . . .«

Der Marquis entfernte sich mit großen Schritten und

ließ seine Frau in den Schmerzen eines furchtbaren Kampfes zurück.

Marie eilte herbei und pflegte ihre Gebieterin mit rührender Sorgfalt. Mitten im Phantasiren und nahe daran, den letzten Seufzer auszuhauchen, rief die Marquise mit durchdringender Stimme: »Marie, ich sterbe! . . . halte sie zurück. . . . O, wenn ich sähe! . . .« Dieser letztere Vorfall hatte das Blut der unglücklichen Marquise so sehr entzündet, daß sie ihrem Ende nahe war. Auf ihr Kopfkissen geneigt, konnte sie nicht einmal mehr reden, und bewegte, um ihre Gedanken auszudrücken, ihre weißen zierlichen Finger. Unter strömenden Thränen rief die Amme: »Sie stirbt, wie Laurette! . . . meine beiden geliebten Töchter! . . . alle Beide! . . . Das ist zu viel! . . .«

„Wenn ich noch meinen Sohn sähe, Marie," sprach die Marquise mit finsterer Wuth; „wenn ich meinen Sohn sähe, so würde mein Tod fast süß sein! . . . O, mein Sohn, ich würde bei Deinem Anblicke nicht erbebt sein! . . . Mich nicht an einem einzigen Lächeln von Dir ergötzt zu haben! . . . Ach, Marie, welcher Kummer! . . . Die Ursache aller geheimen Thränen meines ganzen Lebens, mein Sohn! . . . der Gedanke aller meiner Momente, ich werde sterben, ohne ihn zu sehen! . . . Wie glücklich sind diejenigen, die umgeben von ihren Kindern, ihre Seele aushauchen! . . . O, mein Gott! vergüte mir dies Alles! . . . Wenn ich noch unsern jungen Priester betrachtete!"

Von diesen herzzerreißenden Reden ermattet, sank Frau von Rosann, wie todt zurück!

„Es scheint mir, als sähe ich Lauretten! . . ." sprach die erschrockene Amme.

Bei diesem Namen macht die Marquise ihre letzte Anstrengung, sie hebt das Augenlied auf, und sucht ein Zeichen zu geben, daß Laurette glücklich sei. . . . In diesem Momente stößt sie einen leichten Schrei aus! Der Vicar ist an der Thür! er ist leise gekommen und betrachtet mit Schmerz das welke Gesicht der Sterbenden.

„Gnädige Frau," spricht er, sich den Häupten des Todbettes nähernd, „der Herr Marquis selbst schickt mich."

Statt aller Antwort ergreift die Marquise mit ihrer brennenden Hand die Hand des Vicars, führt sie mit einer wahnsinnigen Geberde an ihre Lippen und drückt einen Liebeskuß darauf.

„Ach," spricht sie, „ich bin von Engeln umgeben! . . . ich allein bin unwürdig. . . . Sie machen, daß ich meinen Gatten noch mehr liebe, wie ich ihn schon liebte . . ." fügte sie schwach hinzu.

„Er ist verreiset!" entgegnete der Vicar, „und hat mich gebeten, Sie zu besuchen."

„Großes, edelmüthiges Wesen!" rief Frau von Rosann; „Alles dies," fügte sie, sich an den Vicar wendend, hinzu, „gebietet mir, zu sterben!" Nach diesen Worten erglänzte eine göttliche Freude auf ihrem Antlitze; sie blickte Joseph mit um so größerer Wollust an, als sie glaubte, es sei ihr wegen der Nähe des Grabes, Alles erlaubt.

Der Vicar überschüttete Frau von Rosann mit den liebreichsten und zärtlichsten Tröstungen, und, als Josephine

diese geliebte Stimme hörte, so fühlte sie ihren furchtbaren geistigen Schmerz sich mildern, und das merkliche Wohlbefinden, das sie in Josephs Gegenwart empfand, nöthigte diesen, öfter nach dem Schlosse zu gehen, um es zu versuchen, die Gesundheit dieser Unglücklichen wieder herzustellen.

V.

Der Marquis in der Stadt A . . . y. Der Bischof von A . . . y. Herr von Rosann erkundigt sich nach dem Stande des Vicars. Wiedererkennung der beiden Liebenden. Sie sehen mit einander ihren Sohn wieder.

Vom tiefsten Schmerze ergriffen, schlug der Marquis von Rosann den Weg nach A . . . y ein. Nachdem er über das Unglück, welches auf ihm lastete, lange nachgedacht, hatte er endlich einen vernünftigen Entschluß gefaßt: er wollte nämlich, daß der Vicar durch seine Gegenwart der Gemüthskrankheit seiner Frau einige Linderung verschaffte, und fand sogar Zeit dazu, dem Jonio zu befehlen, ihre Unterredung zu belauschen und sich Gewißheit darüber zu verschaffen, bis zu welchem Grade das innige Verhältniß dieser beiden Wesen gelangt sei. Er selbst reisete nach A . . . y, um von dem Bischofe einen plötzlichen, peremptorischen Befehl zu erbitten, durch den der Vicar gezwungen würde, Aulnay sogleich zu verlassen; dann wollte er die Marquise nach Paris führen, weil er hoffte, daß die Zerstreuung die Heilung, welche der Vicar begonnen, vollenden würde.

»Ich kann,« sprach er unterwegs zu sich, »im Grunde meiner Seele auf die arme Josephine wahrlich nicht zürnen! Die Leidenschaften entstehen unwillkürlich in uns, und

die Krankheit der Frau von Rosann, die Reden, welche sie in den Anfällen der Raserei führt, beweisen, daß Sie ihre Leidenschaft bekämpft ... ich kann sie nur beklagen und über mein und ihr Schicksal seufzen! Ihr Tod ist für mich das größte aller Leiden, ich muß daher Alles aufopfern, um ihr die Gesundheit wieder zu verschaffen.«

Sobald er in A...y angekommen, begab er sich nach dem Hotel des Bischofs. Sein Wagen rollt in den Hof und das auf denselben gestreute Stroh zeigt ihm an, daß Herr von Saint-André sehr krank sein muß. Der Herr von Rosann wandle sich nun an den Secretair des hochwürdigen Herrn.

»Mein Herr,« sprach er zu einem jungen Abbé, »Sie müssen den Herrn Joseph, Vicar auf meinem Landgute Aulnay-le-Vicomte, kennen.«

»Ja, Herr Marquis. Haben Sie etwa Beschwerde über ihn zu führen?«

»Im Gegentheile!« rief der Marquis; »ich interessire mich so sehr für ihn, daß ich komme, um den hochwürdigen Herrn zu bitten, ihm eine, seinem Verdienste angemessenere Stelle zu geben.«

»Er würde sie nicht annehmen! ...« erwiederte der Secretaire, und schnippte gegen die Fahne einer Feder, die auf seinem Ärmel steckte.

»Sie setzen mich in Erstaunen! ...« sprach Herr von Rosann bestürzt; »er ist also nach Aulnay gekommen.—«

»Aus eigenem Antriebe,« entgegnete der Secretaire; »er hat Sr. Hochwürden gebeten, ihn dahin zu schicken.«

»Und wer ist denn dieser Mann?« fragte der überraschte Marquis.

»Sr. Hochwürden allein weiß es!« ... erwiederte der junge Abbé mit einer geheimnißvollen Miene, die den Marquis erzittern machte.

»Und wenn ich ihn zum Cardinal ernennen lassen sollte!« rief er mit Ärger: »er muß fort aus Aulnay!«

»Ich glaube es nicht,« sprach der Secretaire fein, »und wenn Hochdieselben Jemanden zum Cardinale machen wollen, so wenden Sie sich nur an einen Andern, der Hoch Sie nicht verschmähen wird!«

»Mein Herr,« entgegnete der Marquis, ich bin kein Erbe des Herrn von Saint-André und werde seine letztwilligen Verfügungen in nichts stören; deshalb bitte ich Sie, mich bei demselben einzuführen.«

»Sehr gern,« sprach der junge Priester und krümmte seinen Rücken vor dem Pair von Frankreich und Freunde des Präsidenten des Ministerrathes. Er führte den Herrn von Rosann auf eine Geheimtreppe und empfahl ihm, kein Geräusch zu machen.

Der Marquis hörte die Stimme des Prälaten und verstand die Worte desselben:

»Ich setze Herrn Joseph, Vicar zu Aulnay, zu meinem einzigen Erben ein.«

Bei diesen Worten hielt Herr von Saint-André inne und horchte auf das Geräusch, welches die Tritte derer verursachten, welche die Treppe hinaufgingen. Der Marquis klopfte drei Male an die Thür, und trat, ohne des Bischofs

Antwort abzuwarten, in dessen Gemach. Er fand den Prälaten auf einem Ruhebette, an dem einzigen Fenster, dessen Persiennen offen standen, so daß das Licht, welches auf ihn fiel, im ersten Anfange die weißliche Farbe seines strengen Gesichtes verschwinden machte Das Gemach zeugte durch seine edele Einfachheit von dem Charakter seines Bewohners.

»Hochwürdiger Herr,« sprach der Marquis, »ich bitte Sie um einen Augenblick Gehör, und werde Ihnen, auf Ihren Befehl, in Paris gern wieder dafür zu Diensten stehen."

Auf des Prälaten Lippen schwebte ein leichtes Lächeln, er winkte dem Notare, sich zu entfernen, und nöthigte den Marquis, sich auf einen Sessel neben seinem Ruhebette zu setzen.

„Mein Sohn," sprach Herr von Saint-André zu ihm, »wenn etwa eine Sünde Sie zu mir führt, so bitte ich Sie, den Riegel an der ersten Treppenthür vorzuschieben, denn, da mein Secretair einmal einen Verstoß gegen meinen Befehl begangen hat, so könnte dies leicht auch zum zweiten Male geschehen."

Während Herr von Rosann eilte, die Thür zu verriegeln, klingelte der Bischof und befahl einem seiner Diener, Jedermann aus den nächsten Zimmern zu entfernen; dann warf er eine violettseidene Decke über seine Füße, schüttelte von seiner violettenen Soutane den Schnupftabak, der darauf lag, und wandte sich, einen von seinen Schmerzen ihm entrissenen Seufzer ausstoßend, gegen Herrn von Rosann. Hier-

auf blickte er auf ein großes, ihm gegenüber an der Wand befindliches Crucifix, stützte sein eisgraues Haupt in die rechte Hand, und sprach zum Marquis: »Reden Sie!«

Als der Marquis den Mund öffnete, um zu antworten, machte der Prälat mit einer Lebhaftigkeit, die gegen die Art von Feierlichkeit seiner Bewegungen sehr abstach, seine Rechte frei, legte sie auf des Marquis Arm und fragte ihn mit sichtlicher Rührung:

»Und wie geht's der Frau von Rosann?«

»Ach,« entgegnete der Marquis seufzend, »sie liegt am Tode!«

»Am Tode!« rief der Prälat und richtete sich hastig auf, »und . . . ich habe nichts davon gewußt? . . . Doch,« fügte er hinzu, »ich bin ja seit einem halben Jahre gelähmt!« . . .

»Gerade der Frau von Rosann wegen bin ich bei Ihnen,« sprach der Marquis.

Bei diesen Worten wechselte der Bischof die Farbe und blickte den Herrn von Rosann mit unbeschreiblicher Angst an; er bewegte sogar sein gelähmtes Bein, ohne es einmal zu bemerken. »Was ist Ihr Begehr? . . .« rief er; »erklären Sie sich!«

»Noch vor einem Monate, Hochwürdiger Herr, war ich der glücklichste Mann in Frankreich; reich, vom Herrn gern gesehen, so viel Macht besitzend, wie ein kluger Mann nur wünschen kann, gesund und wohl, am Busen einer Frau ruhend, die nur für mich Blicke hatte, brachte ich mein Leben mit einem Engel an Tugend hin!«

»Ach, ja!« fiel der Prälat ein, »sie ist das Muster tugendhafter Frauen und ein Jahr ihres Frauenlebens würde tausend Fehltritte auslöschen.«

Als der Bischof dies sprach, hatte er seine Augen gen Himmel gerichtet und sein Antlitz schien sich zu verjüngen.

»Nun,« fuhr Herr von Rosann, mit schwankender Stimme fort, „mein ganzes Glück ist durch einen Mann zertrümmert, und dieser Mann ist — unser Vicar!"

„Joseph!" rief der Prälat schaudernd.

„Ja, Hochwürdiger Herr, Frau von Rosann stirbt aus Liebe zu ihm!"

Der Bischof ist aufgestanden, in furchtbarer Aufregung durchschreitet er sein Zimmer, und ruft — „O, mein Gott! Gott des Friedens!" — Dann schlägt er die Arme über einander, stiert das Crucifix an und spricht: — „Allmächtiger Gott, gieb mir Kraft, gieb sie mir!" Nach einem langen Schweigen wendet er sich endlich an den bestürzten Marquis mit den Worten:

„Was verlangen Sie von mir, wer hat Sie angetrieben, mein Herz zu zerreißen? . . . Warum wählen Sie mich zum Vertrauten dieses Kummers? . . . Was wollen Sie? . . ."

„Hochwürdiger Herr," antwortete der Marquis, „ich wollte Sie bitten, den jungen Priester an einen andern Ort zu versetzen, damit ihn Frau von Rosann vergessen — und wieder genesen kann!"

„Es giebt Dinge, die im Himmel geschrieben stehen!" rief langsam der Prälat, und es ist Thorheit, den Lauf des göttlichen Willens hemmen zu wollen! . . ."

„Was sagen Sie da?“ sprach Herr von Rosann. „Sie kennen diesen Priester?“

„Ob ich ihn kenne! . . .“ antwortete der Prälat mit Energie.

„Wer ist er!“ fragte der Marquis, sich vor den Bischof hinstellend.

„Gott selbst darf es nicht wissen!“ entgegnete mit feierlichem Ernste der Bischof, indem er einen Finger zum Himmel aufhob.

„Bei Gott, ich will's wissen!“ rief Herr von Rosann mit despotischem Tone.

„Mein Sohn? . . .“ entgegnete sanft der Prälat.

„Unterrichten Sie mich von den Verhältnissen dieses jungen Mannes, und Sie sollen einen Cardinalshut haben!“

„Mein Herr,“ sprach der Bischof kalt, „ich stehe am Grabe, die Ehrenstellen rühren mich nicht mehr; dann fügte er mit ironischem Tone hinzu: „Die Gewalt kann mich nicht mehr erreichen, und Alles, was ich jetzt noch zu erstreben habe, ist das Heil meiner Seele, und die Verzeihung für einen ewigen Fehltritt. Die Erde geht mich nicht mehr an.“

„Sie verweigern mir also Alles!“ rief der Marquis mit gereizter Miene.

„Kehren Sie zu Frau von Rosann zurück,“ erwiederte sanft der Prälat, „verkündigen Sie ihr meinen Besuch; ich werde mich, selbst sterbend, bis zu ihrem Schlosse schleppen, und, meine Gegenwart wird dort den Frieden wieder herstellen. . . .“

„Sie wollen also den Vicar von dort verjagen?“

„Im Gegentheile!“ rief der Prälat mit starker Stimme.

„Hören Sie mich, mein Sohn, die Worte der Greise sind weiser, wie man denkt. Haben Sie oft daran gedacht, daß Sie keinen Erben haben, daß Ihr Name mit Ihnen ausstirbt?“ Herr von Rosann seufzte tief und blickte gen Himmel. „Bedenken Sie auch, daß die Gunst, deren Sie genießen, in jedem Augenblicke verschwinden kann, und daß Sie dieselbe schon seit langer Zeit hätten benutzen sollen, um mit Ihnen Ihre Pairie nicht sterben zu lassen?“ . . . Der Ton, mit denen der Prälat diese Worte sprach, sein finsterer Blick zeugten von einem Ehrgeize, von einem Verlangen, von schwankenden Projecten; die Attitüde des greisen Prälaten machte auf Herrn von Rosann einen solchen Eindruck, daß er sich noch lange Zeit daran erinnerte.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er mit unruhigem Tone.

„Es ist genug,“ entgegnete der Bischof; „ich bin ermüdet, und . . . Ich werde Sie bald wiedersehen.“ Er gab dem Marquis seinen Segen, öffnete selbst die Thür, und Herr von Rosann entfernte sich maschinenmäßig. Die letztern Worte des Prälaten hatten ihn in ein tiefes Nachsinnen versenkt.

Der Herr von Rosann stieg in den Wagen und kehrte ungesäumt nach seinem Schlosse zurück. Er eilte so schnell in das Gemach seiner Frau, daß man daraus sehen konnte, wie sehr er sie liebte. Als er Josephinen außer dem Bette fand, stieg in ihm eine lebhafte Freude auf; sie saß auf einem Sopha, aber ihr glanzloses Auge, ihre melancholische Attitüde zeugten von der fieberhaften Gluth, die sie immer

noch verzehrte. Als der Herr von Rosann daran dachte, daß dies traurige Wohlbefinden von den Bemühungen seines Nebenbuhlers herrührte, so konnte er sich eines Schauders nicht erwehren. Die Marquise stand mit Mühe auf, ging langsam auf ihren Mann zu, legte ihre schwachen Arme um seinen Hals und umarmte ihn mit Freude.

„Mein Freund," sprach sie, „ohne Herrn Joseph würdest Du mich nicht lebendig wiedergesehen haben."

Der Marquis verhehlte den Schmerz, den diese naiven Worte ihm verursachten. Er blickte Josephinen mit Theilnahme an; als sie nebeneinander saßen, sprach er:

„Meine theure Schöne, der Bischof von A . . . y, Herr von Saint-André wird Dich nächstens besuchen."

„Es ist einer von Denen, die ich vor meinem Tode wiedersehen muß!"

Abends nahm Jonio, der das menschliche Herz hinlänglich kannte, den Herrn von Rosann bei Seite und sprach zu ihm: — Gnädiger Herr, ich schwöre Ihnen bei meinem Kopfe, daß die Krankheit der Frau Marquise nur davon herrührt, daß dieser junge Vicar ein Fanatiker ist, den die Liebe zu seinem Stande verzückt, und der ihrer Liebe nicht entsprechen will. . . . Ich habe ihre Unterredungen angehört und bin von der Wahrheit des Gesagten fest überzeugt!"

„Jonio! . . . Jonio! . . ." rief der Marquis, „sobald ich nach Paris komme, verschaffe ich Dir die erbetene Stelle." Vor Freude außer sich, eilt der Marquis in das Gemach seiner Frau und überhäufte sie mit Beweisen der Zärtlichkeit, ohne ihr die Ursache seines Glückes mitzutheilen.

Schon am folgenden Tage kam der Bischof von A . . . y nach Aulnay-le-Vicomte auf's Schloß. Als der Marquis den Wagen des Prälaten gewahrte, ging er hinunter, um ihm den Arm zu geben, und führte ihn selbst nach dem Zimmer der Marquise.

Die unglückliche Frau war in ihrem Boudoir, über dessen Kamine noch immer das Bildniß des Geistlichen hing, von dem bereits die Rede gewesen ist. Auf einem Sessel sitzend, und ihre Augen auf einen mousselinenen Behang heftend, glaubte Josephine hier das edele, rührende Gesicht ihres Ideales zu sehen, Thränen rollten unter ihren Augenliedern und ihre Attitüde genügte, um die sinnende Betrachtung einer unglücklichen Liebe zu verrathen. Plötzlich hörte sie Tritte, sie erbebt, die Thür öffnet sich, ihr Gatte erscheint am Arme des Herrn von Saint-André; Frau von Rosann schlägt die Augen nieder und der Prälat wagt es nicht, Josephinen anzublicken. Endlich spricht er mit einer Rührung, die er trotz seiner langen Gewohnheit und der durch das Alter erlangten Geübtheit, seine Leidenschaften dem Auge der Menschen zu entziehen, nicht verbergen kann:

„Sobald ich, gnädige Frau, von Ihren Leiden hörte, bin ich, wie Sie sehen, herbeigeeilt, um Theil daran zu nehmen!"

„Es giebt Leiden, die Sie schon seit langer Zeit hätten lindern sollen, gnädiger Herr," sprach die Marquise.

„Seit langer Zeit schon!" wiederholte der Prälat mit einer Miene des Vorwurfs; „nein, gnädige Frau, nein! — Nur erst seit Kurzem kann ich es."

„Sie sprechen Hebräisch für mich," fiel der Marquis ein," indem er mit Aufmerksamkeit die tiefe Rührung des Prälaten und seiner Frau prüfte.

»Lieber Freund,« sprach Josephine, ihren Mann sanft anblickend, »ich bitte Dich, mich mit Sr. Hochwürden allein zu lassen, und dafür zu sorgen, daß Niemand in unsere Nähe kommt!«

Der Marquis stand auf und entfernte sich! Welch' ein Moment! Nach zehn Minuten sahe die Marquise den Gegenstand ihrer ersten Liebe wieder! Trotz der Rauheit, welche die Religion seiner Seele gegeben, konnte der Bischof eine Regung süßer Wollust nicht zurückhalten und sein Herz erbebte, als ihm seine Geliebte den ersten Blick zuwarf, der das Gepräge der ganzen Anmuth der Erinnerungen trug. Obgleich die starreste Tugend den alten Priester seit langer Zeit von allen weltlichen Freuden abgezogen hatte, so wurde er doch genöthigt, sich der Marquise zu nähern, und eine nicht zu zügelnde Gewalt trieb ihn an, ihr mit dem Rufe: „Josephine!" die Hand zu drücken.

Statt aller Antwort zeigte die Marquise mit dem Finger nach dem Bildnisse über dem Kamine hin, und der strenge Prälat fühlte, als er einen flüchtigen Blick darauf warf, sein ganzes Herz klopfen, fühlte seine ganze Eigenliebe geschmeichelt, als er das Bildniß erkannte, das er ehemals dem Fräulein von Vaucelle, seiner ersten, seiner einzigen Liebe, schenkte. Er richtete seinen Blick wieder auf die bleiche Josephine, und bemerkte, daß das, was er ihr sagen wollte, die höchste Schonung erheischte, denn sie war noch nicht stark genug, um diese wichtige Nachricht ertragen zu können.

»Großer Gott,« rief er, »wie kann ich am Rande des Grabes meinen Fehltritt noch verschlimmern! . . . Großer Gott, wirst Du mir verzeihen?«

»Es ist kein Verbrechen mehr, mich zu sehen!« entgegnete die Marquise.

»Sie wissen also nicht, daß ich Sie noch immer liebe?«

»Wie sollte ich dies nicht glauben nach dem Empfange, den ich bei Ihnen fand, als ich vor zehn Jahren in A . . . y war?«

»Josephine, entschuldige mich!« rief der Prälat. »Ich fürchtete durch irgend eine Unvorsichtigkeit, die Achtung, von der ich umgeben werde, zu verlieren. Dieser Geruch der Heiligkeit, dieser fleckenlose Ruf würde verschwunden sein . . . und, ich muß es gestehen, ich fürchtete mich selbst! Ich fühlte, daß ich Dich immer noch liebte, und die Strenge, mit der ich mich gewaffnet hatte, war für mich nur zu nöthig! . . . Was Sie betrifft,« fuhr der Prälat fort, »in deren Herzen mein Bild nicht lange eingegraben geblieben.«

»Undankbarer!« rief die Marquise, »wenn ich auch den Geliebten hätte vergessen müssen, so würde mir doch der Vater meines Kindes nie gleichgültig geworden sein. . . . Adolph, ich liebe Sie immer noch!«

Der Ton, mit dem sie diese letzten Worte sprach, war von einer Energie ohne Gleichen; er zeugte von der Art des Gefühles, das Frau von Rosann noch für den Prälaten hegte. »Ach,« fuhr sie mit einem Seufzer fort, »ich würde Sie noch weit mehr lieben, wenn Sie mir meinen Sohn gelassen hätten!«

»Wie wagen Sie es noch, Josephine, eine solche Sprache gegen mich zu führen, da Ihre Züge verkündigen, daß Sie der Raub einer strafbaren Leidenschaft sind?«

»Geziemt es Ew. Hochwürden, mir sie vorzuwerfen?« sprach sie, ihm einen niederschmetternden Blick zuwerfend.

»Ja,« entgegnete der Prälat, »weil man, wenn man einen Sohn hat . . .«

»Ich habe einen Sohn! . . . ich habe einen Sohn!« rief sie phantasierend, wo ist er denn? . . o, hochwürdiger Herr! . . . Adolph! . . .« Und sie stürzte zu den Füßen des Bischofs; »aus Barmherzigkeit, sagen Sie mir Alles! geben Sie mir meinen Sohn wieder!« rief sie mit der brennenden Energie, mit dem herzzerreißenden Tone einer Mutter, welche ihren Sohn zum letzten Male zu sehen hofft.

Der Priester stand auf und sprach mit leiser Stimme:

»Bedenken Sie, gnädige Frau, daß man uns hören kann! . . . daß ein einziges Wort mich, Sie und Ihr Kind, uns alle zu Grunde richtet!«

Der Schrecken des Herrn von Saint-André zeigte, wie viel er auf den Glanz seines Rufes der Heiligkeit hielt.

»Er ist also nicht todt?« fragte fast athemlos Frau von Rosann, deren Augen das Eisherz des starren Bischofs verschlangen.

»Nein!« erwiederte er mit ausdrucksvollem Lächeln.

»Mächte des Himmels, meine Seele zerspringt!« Und fast ohnmächtig sank die Marquise auf ihr Sopha. »Adolph, auf welche Folter spannst Du mich . . . bei'm Namen Got-

tes! . . . willst Du Deine Fehltritte in den Augen des Ewigen auslöschen, so laß mich nicht länger schmachten . . . sage mir's, hast Du ihn wiedergesehen?«

»Ja.«

»Du hast ihn Deinen Sohn genannt? . . . Du . . .«

»Nein!« entgegnete kräftig der Prälat; »Niemand darf unsern Fehltritt kennen lernen, selbst er nicht!«

»O, daran erkenne ich,« rief die Marquise, »daran erkenne ich den, welchen die zum Übermaße getriebene Religion, den schönsten Gefühlen, die es im menschlichen Herzen giebt, unzugänglich gemacht hat.«

Josephine faßte den Priester bei dem Arme und fuhr fort:

»Sage mir, Adolph, wo mein Sohn ist, was er ist, oder ich mache meine Schande und die Deinige auf der ganzen Erde bekannt.«

Der Bischof zeigte auf sein Herz und antwortete kalt:

»Das Geheimniß wird also hier sterben, wenn Du mir nicht zuschwörst, Alles, was ich Dir vorschreiben werde, genau zu befolgen.«

»Ach, ich errathe Dich! . . . Wie, Du hast nicht alle menschlichen Gesetze, Tugend, Ruhm, künftiges Leben unter die Füße getreten, um Deinen Sohn mit einem väterlichen Kusse zu begrüßen? . . . o, Gott! . . . ich würde dieses vergängliche Leben und . . . das künftige aufopfern, um ihn zehn Minuten lang zu sehen!«

Nach diesen Worten sank die Marquise wieder auf ihren Sessel und blieb unbeweglich. Der Bischof benutzte

diesen Moment der Ermattung, näherte sich der Marquise und wollte reden, sie aber sprach:

»Still, laß mich! Trotz Deiner Buße wirst Du nicht zu einem Gotte kommen, dessen schönster Name der Name Vater ist! . . . Eine Mutter schmachten zu lassen und auf die Folter zu spannen! . . .«

»Josephine, Du sollst erfahren, wer Dein Sohn ist! der Himmel will es, denn, was ich auch gethan habe, um diesen kräftigen Beweis unsres Fehltrittes zu vernichten, so . . .

»Vernichten! rief die Marquise mit dem erhobenen Schrei des Schreckens.

»So ist er doch gerettet worden.«

„Ach!" und Frau von Rosann athmete wieder.

„So ist er doch gerettet worden, weil Gott will, daß Sie sich an seinem Anblicke ergötzen sollen," fügte der Bischof hinzu.

„Und ich bin gezwungen, solche Reden anzuhören!" sprach Josephine mit dem Tone tiefen Schmerzes.

„Höre mich, Josephine!" fuhr der Bischof fort; „betrachte meine weißen Haare! . . . bald wird das Grab den aufnehmen, dessen einzige Liebe Du warst! Laß dieses weiße Haupt sich fleckenlos mit dem verhängnißvollen Leichentuche bedecken; Du wirst Deine Eide nicht lange zu halten brauchen. Ich will den Schleier zerreißen, der Dir Deinen Sohn verbirgt, aber schwöre mir, daß Du ihn, so lange ich lebe, von dem Geheimnisse seiner Geburt nicht unterrichten willst! Ahme mir nach, Josephine! begnüge Dich mit dem wonnigen Erbeben Deines Busens bei seinem süßen

Anblicke . . . verschließe in Dich selbst diese göttliche Freude. Wenn ich todt bin, kannst Du zu ihm sagen: „Ich bin Deine Mutter!" Bis dahin bewahre das Geheimniß in Deinem Busen, denn, liebe Tochter, das Wohl unsres Kindes erheischt es, Du kannst ihn einst noch adoptiren! . . . Dann hüte Dich, ein einziges Wort zu sagen, daß seinem Glücke schaden könnte . . . es wird glänzend sein . . . um diesen Preis sollst Du Deinen Sohn kennen lernen."

„Adolph, Hochwürdigster, ich schwöre Alles!" rief Josephine lebhaft.

„Du hast mich begriffen," fuhr der Priester fort, indem er durch seinen Blick das Gegentheil ausdrückte.

„Ja!" entgegnete sie kurz.

„Schwören Sie auf das Evangelium!" sprach der Prälat.

„Vor allen Dingen würde ich bei meinem Kinde schwören! . . . aber," fügte sie mit einem ironischen Lächeln hinzu, „der Bischof von A . . . y muß wissen, daß Frau von Rosann einen Schwur zu halten weiß."

„Das ist wahr!" entgegnete der Prälat, der sich daran erinnerte, daß, wie Josephine es vordem geschworen, keine Indiskretion das Geheimniß seines Fehlers verrathen hatte. „Gnädige Frau," fuhr er fort, „Ihr Sohn . . ."

„Ist? . . ." sprach sie erbleichend, erbebend, erröthend, kaum athmend.

„Fassen Sie sich wenigstens, sammeln Sie Ihre Kräfte, Sie müssen sich gefaßt machen."

„Mein Sohn! . . . mein Sohn! . . . mein Sohn!" wiederholte sie mit steigender Kraft.

„Es ist . . .“ sprach der Bischof, sie ansehend.

„Vollenden Sie, denn ich sterbe!“

„Es ist Joseph . . . der Vicar!“ rief Herr von Saint-André.

Bei diesem Namen sank Frau von Rosann in Ohnmacht, ein Blitzstrahl schien ihr Herz getroffen zu haben. Als der Bischof Josephinen auf dem Fußboden liegen sahe, verlor er die Besinnung und schellte; aber er selbst fühlte seine Kräfte schwinden, und als Herr von Rosann herbeieilte, hatte er den schrecklichen Anblick dieser beiden des Lebens beraubter Wesen. . . . Er eilte hinaus, um flüchtige Salze zu holen. . . . Nun kam die Marquise wieder zu sich, sprang mit der Wuth des Wahnsinnes auf und schrie: — „Mein Sohn! . . . mein Sohn!“ Der Bischof hielt sie in seinen schwachen Armen zurück und sprach: „Gnädige Frau! . . . Ihre Eide!“

Frau von Rosann sahe den Priester erschrocken an und schwieg still; aber ihr Blick warf dem Prälaten diese Barbarei kräftig vor.

„Mein Freund,“ sprach sie zu dem Marquis, der in diesem Momente zurückkam; „mein Freund, jetzt existire ich! ich bin geheilt!“

Sie war nicht mehr auf der Erde, ihre Freude assimilirte sie mit den Engeln.

„Mein Sohn,“ sprach der Bischof zum Marquis, „ich habe Ihnen versprochen, den Frieden hieher zu bringen; ich habe mein Versprechen erfüllt! . . . glücklich, wenn diese Anstrengung mich nicht das Leben kostet, Gott befohlen!“

Herr von Saint=André stand auf, aber ein Blick Josephinens hielt ihn zurück; sie ging auf ihn zu, zog ihn in das nächste Gemach und sprach zu ihm:

„Barbar! Sie wollen Ihren Sohn nicht besuchen?"

„Mit Ihnen, nicht so?" entgegnete er mit einem Lächeln und einem Blicke, worin das ganze Feuer seiner Jugend und seiner ersten Liebe sichtbar war.

„Dies ist das Mittel, Alles, was Sie verloren haben, wiederzugewinnen."

„Herr Marquis, sprach der Prälat zu Herrn von Rosann zurückkommend, „die gnädige Frau hat eben ein Gelübde gethan; ich werde sie begleiten, damit sie es erfülle, und sie werden uns bald wiedersehen."

„Wie, meine Liebe," rief der Marquis, „Du, die Du Dich kaum fortschleppen konntest, selbst wenn Du Dich auf zwei Dienerinnen stütztest . . . Du sprichst vom Ausgehen?"

„Ich existire jetzt, mein Freund," versetzte sie; „ich bin nicht mehr das Ich, das ich vor Kurzem war, ich bin eine andere Frau, und Du gewinnst dabei! . . . Auf Wiedersehen, mein Vasall!"

Sie ging mit unglaublicher Leichtigkeit und lächelte die ganze Natur an; nie erschien ihr der Himmel schöner, nie hatte sie eine köstlichere Stunde, nie einen wonnigern Moment. Sie setzte sich neben den Bischof, und dieser befahl seinem Kutscher nach dem Pfarrhause zu fahren.

Der ehrliche Pfarrherr saß mit seinem Vi are bei Tische; der junge Mann, traurig, wie gewöhnlich, dachte an Melanien.

„Wie haben Sie die Marquise gefunden?" fragte Herr Gausse.

„Sie gehet mit großen Schritten auf ihr Grab zu, so wie . . . Melanie," fügte er bei sich selbst hinzu. „Die unglückliche Frau! ich beklage Sie! jedoch das Nichts ist das Rosenbett des Unglückes."

„Ich mag mein Federbett lieber leiden!" sprach lustig der Pfarrer. „Wie dauert mich doch dies!" setzte er mit betrübter Miene hinzu. „Frau von Rosann ist so gut, so liebenswürdig! . . . Pah! Gott ist weise, mein junger Freund, der Marquis wird sich wieder verheirathen, er wird Kinder bekommen, die seine Pairie erben; jedoch: Ein alter Mann und eine junge Frau bringen die Liebe in die Erde, und er würde, obgleich Liebe und Herrschaft keine Gesellschaft haben wollen, wenn er sich wieder verheirathete, doch Kinder bekommen können . . . aber es ist kein Pferd so gut, daß es nicht einmal straucheln sollte, und ein Keil treibt den andern. Margaretha!"

Ah, pah! Margaretha sahe durch's Fenster, lief herbei und rief:

»Da ist der hochwürdigste Herr Bischof!«

Sie entschlüpfte aus dem Zimmer und öffnete, ihre Haube ordnend, die Thür. Herr Gausse und Joseph waren in den Salon geeilt und gingen von hieraus dem Bischofe und der Marquise entgegen. Ich möchte wohl, daß ein Maler den ersten Blick, den Frau von Rosann auf ihren Sohn warf, getreu wiedergäbe. . . . Sie bewunderte sich selbst! . . . Ihr feuchtes Auge, welches das düstere Feuer ihrer strafbaren Leidenschaft verloren, sog die reinste Wollust ein, die es für eine Frau giebt. O, welcher Stärke bedurfte

sie, um nicht in die Arme dieses schönen jungen Mannes zu fliegen und ihn mit mütterlichen Küssen zu bedecken! Großer Gott, welche Qual. . . .

Der Bischof ergriff die Hand des jungen Mannes, — ein Umstand, welcher den Neid der Mutter erregte — und bezeugte ihm seine ganze Liebe durch einen sanften Händedruck. Man setzte sich und Herr Gausse sprach trotz seinem Widerwillen gegen das Lateinische als Compliment das Nunc dimittis (Nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren ꝛc.), wofür ihn Herr von Saint-André mit einem Kopfnicken dankte. In seiner Freude glaubte der gute Alte anfänglich, der Besuch gelte ihm; aber ein Augenblick des Nachdenkens und der Anblick der Marquise, die ihre Augen nicht vom Vicare abwandte, rissen ihn aus seinem Enthusiasmus. Frau von Rosann wußte nicht, wo sie war: für sie ward der schmucklose Salon des Pfarrers ein durch die Pracht der Erstlinge ihrer Muttergefühle verschönerter Palast. Wenn ich nicht länger bei einem solchen Augenblicke verweile, so geschiehet dies deswegen, weil es keine Farben giebt, um den Reiz desselben zu schildern, und er eben so schnell vorüberging, wie die Zeilen, welche die Augen des Lesers eben durchlaufen haben.

Die Marquise war in's Schloß zurückgekehrt, sie saß in ihrem Sessel und der Bischof fuhr schon lange auf dem Wege nach A . . . y dahin, als sie sich einbildete, geträumt und nur eine einzige Minute gelebt zu haben — die Minute, da sie ihren Sohn gesehen. Abends legte sie sich mit dem

Gedanken an Joseph zur Ruhe, und am Morgen sollte sie mit demselben Gedanken erwachen. Glücklich, tausendfach glücklich! . . . Wenn man nur etwas Einbildungskraft hat, so wird man sich leicht denken können, was nun Alles im Dorfe vorging, das durch des Bischofs Besuch im Pfarrhause in Aufruhr gesetzt war. Margaretha hatte eine lange Conferenz mit ihrem Herrn, dem sie zu beweisen suchte, daß Joseph der Sohn des Bischofs wäre; aber Herr Gausse antwortete: „Ein Jeder ist der Sohn seiner Werke.“

VI.

Die Marquise und ihr Sohn. Gegebene Zusammenkunft. Des Herrn von Rosann Eifersucht auf dem höchsten Gipfel. Typus ehelicher Scenen.

Ein solches Begebniß hatte sichtlichen Einfluß auf der Marquise Zustand; aber obgleich sie im ersten Momente stark gewesen, so fesselte doch, als sie am andern Tage erwachte, eine große Schwäche alle ihre Kräfte In dem Augenblicke, da ihr der Bischof in dem von ihr Geliebten ihren Sohn gezeigt, hatte in der That in ihrem Gemüthe eine furchtbare Umwälzung stattgefunden. Diese Lage, eine der ungewöhnlichsten, vielleicht unerhörtesten, die es im Leben einer Frau geben kann, würde ihr den Tod verursacht haben, wenn sich nicht mitten unter der gänzlichen Umkehrung ihrer Gefühle die unaussprechliche Freude der Mutterschaft erhoben hätte.

Als sie endlich im Stande war, nachzudenken, so fand sie sich unglücklich.

»Wie,« sprach sie bei sich, »ich muß meinen Sohn sehen, ohne mit ihm sprechen zu dürfen? . . . Er wird mich fliehen, denn er wird alle meine Worte, alle meine Blicke für Beweise der Liebe halten, für Beweise derjenigen Liebe, die ich jetzt verabscheue! O, wie viel glücklicher bin ich, daß

ich seine Mutter bin! O, wie gern möchte ich nie mit ihm gesprochen haben, um das Andenken an die Scene im Thale verwischen zu können! . . . Welch' ein Sohn! . . . Talent, Schönheit, Tugend! . . . O, wann werde ich zu ihm sagen können: „Joseph, Du bist mein Sohn! . . ." Aber ach! ich würde ihm dann zugleich sagen: „Mein Sohn, Du hast keinen Namen, Dein Vater verläugnet Dich, obgleich er Dich liebt! . . ." Ach, ja, sein Glück hängt, wie Adolph richtig bemerkt hat, von meinem Schweigen ab! . . . Wenn Herr von Rosann ihn lieben könnte! . . . Wie, ich würde ihn einst im Angesichte der Welt, nicht mehr insgeheim, meinen Sohn nennen? . . . er würde einen Namen haben? . . . Unglückliche Mutter, schweige! . . . Welche Qual!«

So dachte sie, als Herr von Rosann eintrat, und seine Frau mit Besorgniß ansahe.

»Nun, meine Liebe, wie gehet's heute Morgen?«

»Sehr gut, sehr gut, ich bin geheilt. Setzen Sie sich hierher, näher an mein Bette . . . Schön!«

»Bist Du völlig geheilt . . . an Leib und Seele?«

»Ja,« entgegnete Josephine, ihres Mannes Hand drückend; »aber höre mein liebes Kind, wenn Du mich stets von Glück und Gesundheit strahlen sehen willst, so laß mich recht oft Herrn Joseph sehen und sei deswegen ohne Sorgen.«

Bei diesen Worten schauderte der Marquis und sahe seine Frau mit lebhafter Besorgniß an. Endlich sprach er:

»Sie wissen, theure Freundin, wie sehr ich Sie liebe; für Sie würde ich die größten Opfer bringen, aber denken Sie an sich selbst und an die Gefahren, denen Sie sich aus-

setzen! . . . Wenn Sie sich besser befinden, so wollen wir lieber nach Paris reisen!«

»Nie!« rief die Marquise; »ich will mein ganzes Leben lang in Aulnay bleiben!«

»Was sagen Sie da?« fragte Herr von Rosann bestürzt. »Welchen Frieden hat denn der Bischof gebracht?« fragte er bei sich selbst.

»Mein Herr,« sprach Josephine, ihren Gatten mit anmuthvoller Geberde an sich ziehend, »Sie, die Sie sich täglich mit den Geheimnissen der europäischen Staaten befassen, und es recht gut verstehen müssen, die Gedanken Anderer zu überraschen . . . hören Sie also! . . . Ich möchte wohl wissen, warum ein junger Mann von dem Alter, dem Äußern, der Bildung und dem Geiste des Herrn Joseph sich in Aulnay vergräbt! . . . Er hat Kummer . . . Denn durch welche Veranlassung hat er den Priesterstand gewählt?«

Diese letztern Worte sprach sie mit dem Tone des Bedauerns.

»Man sucht nur höchstnützliche Geheimnisse zu errathen, gnädige Frau,« entgegnete der Marquis.

»Mein lieber Vasall,« dies war der Marquise Lieblingswort, sprach sie, plötzlich den Gedanken wechselnd, »gestehen Sie mir, welche Gefühle Sie für diesen jungen Priester haben.«

»Ich hasse ihn.«

»Weil ich ihn liebe!«

»Vielleicht!«

»Ich will machen, daß Sie ihn lieben! . . . Und Sie

wissen wohl, schöner Ritter, daß das, was ich mir in den Kopf setze . . .

»Ich bin ein verlorener Mann!« sprach der Marquis lachend.

Auf solche Weise neckte die Marquise ihren Mann jeden Tag, um eine Änderung seiner Gefühle in Rücksicht auf Joseph zu bewirken. Sie benahm sich dabei so anmuthvoll, sie umgab ihren Mann mit so viel Aufmerksamkeiten, Zuvorkommenheiten und Liebe, daß er nicht wußte, was er davon denken sollte. Alle seine Ideen verwirreten sich und verloren sich in diesem unerörtlichen Labyrinthe, und er gestand sich selbst, daß das Weib ein unerklärliches Wesen ist. Aber Alles, was zwischen der Marquise und dem jungen Priester vorfiel, beunruhigte ihn noch mehr, wie vorher, und seine von Tage zu Tage wachsende Eifersucht kannte bald keine Grenzen mehr.

Man begreift leicht, daß die Marquise Herrn Joseph nun öfter sahe, seitdem es für sie kein Verbrechen mehr war, mit ihm umzugehen. So lange sie noch zu schwach war, um aufzustehen, ließ sie den jungen Priester zu sich kommen und behielt ihn lange zu den Häupten ihres Bettes bei sich; als sie aber besser wurde, lustwandelte sie in ihrem Parke, gestützt auf den Arm des jungen Vicars, den sie mit sichtbarem Vergnügen als Stütze wählte, und dieses Vorziehen zerriß das Herz des Herrn von Rosann. In den ersten acht Tagen ließ er sie nicht eine Minute allein, und eine furchtbare Wuth tobte in seinem Innern, wenn er die feuch-

ten Blicke aufhaschte, welche seine Frau dem jungen Priester zuwarf.

Als Frau von Rosann eines Morgens zum dritten Male in ihrem Parke lustwandelte, schlug sie mit Herrn Joseph und ihrem Manne den Weg nach den Ruinen des alten Schlosses ein, als ein Geschäft den Marquis nöthigte, sich zu entfernen und sie allein zu lassen.

»Sie müssen sich noch an die Hütte des Holzhauers erinnern, mein Freund,« begann Frau von Rosann. »Versuchen Sie, ich bitte darum, diese abscheuliche Scene zu vergessen; denn jetzt haben meine Empfindungen für Sie einen andern Lauf genommen, und ich liebe Sie nur noch, wie eine Mutter. . . . Sie haben nie die Ihrige gekannt, ich habe nie meinen Sohn gekannt . . . er würde Ihr Alter haben . . . lassen Sie mich Ihnen diesen süßen Namen geben, und wenn Sie einige Freundschaft für mich hegen, so wird die Täuschung fast Wirklichkeit sein.«

»O, gnädige Frau,« entgegnete der Vicar, »ich kann Sie versichern, daß es mir nicht schwer werden wird, solche Gefühle für Sie zu haben, wenn ich aber offenherzig mit Ihnen reden soll, so muß ich Ihnen sagen, daß ich sie fürchte.«

»O, schwanken Sie nicht!« rief lebhaft die Marquise; »überlassen Sie sich ihnen ganz und gar!«

»Ich sahe diesen Spaziergang sogar für den letzten an,« fuhr Joseph fort. »Sie sind vollkommen wieder hergestellt, ihr Antlitz schmücken die Rosen der Gesundheit . . . Sie sind nicht mehr traurig und die Melancholie ist gewichen. Ich darf nicht mehr neben Ihnen sein . . . dort, wo das

Unglück seufzt, da wohne ich. . . . Betrachten Sie meine Stirn, an jedem Tage wird sie bleicher.«

»Sie wollen also Ihrer Mutter Ihren Kummer nicht mittheilen, Joseph?«

»Ach, nein!« rief der junge Priester.

»Sie können nicht glauben, lieber Freund, wie viel Vergnügen es mir machen würde, Sie zu trösten. O, glauben Sie mir, die Frauen, welche ächte Freundinnen sind, verstehen die Kunst, die Wunden der Seele zu heilen . . . und wenn Sie ahneten, in welchem Grade ich Sie liebe, . . . ohne daß meine Tugend einen Flecken dadurch bekommt, ach, Joseph! wenn Sie eine Idee davon hätten, so würden Sie mich nicht abweisen. . . . Begreifen Sie,« fuhr Sie mit rührender Stimme fort, »begreifen Sie eine keusche Liebe, ein Gefühl, das über den bloßen Anschein einer verliebten Liebkosung ergrimmt, kurz, eine heilige Zärtlichkeit, deren Beweise rein sind, wie ein Thautropfen, der den Kelch einer Morgenblume ziert. Machen Sie sich eine recht genaue Vorstellung von dieser großen Schönheit des Gefühls, und Sie werden verstehen, was ich für Sie empfinde. Möchten, mein junger Freund, mein Sohn, möchten diese Worte, möchte dies Geständniß in ihrem Gedächtniß die feurigen Worte ersetzen, die ich zu Ihnen in der Mitte des Thales gesprochen, und möchten Sie dieselben so ersetzen, daß keine Spur mehr davon übrig bleibt.«

»Ach,« rief Joseph, »Sie haben gerade Alles geschildert, was ich für Sie empfinde, denn Sie haben meine Misan-

thropie besiegt, und bei Ihnen allein vergesse ich meinen Eid, meine Leiden, kurz — Alles.«

»Nun, so vertraue sie mir,« sprach diese Mutter, deren Augen mit Wohlgefallen auf dem schwarzbraunen Antlitze des Vicars ruheten. »Ich denke,« fügte sie hinzu, »daß Ihre Leiden nicht unheilbar sind, und daß Ihr Schmerz auf Ursachen beruhet, denen die Wirklichkeit fehlt.«

»Ach,« rief der junge Priester, die thränenvollen Augen abwendend, bei sich selbst: »ach, wer kann denn machen, daß ich nicht Melaniens Bruder bin!«

»Woran denken Sie? Sie antworten nicht! Schnell, Joseph, Sie sind mein Sohn . . . durch Adoption, haben Sie Vertrauen zu mir, zu Ihrer Mutter.«

»O, wenn das wäre!« rief Joseph unter strömenden Thränen. Er setzte sich auf den Rasen, barg sein Gesicht in den Händen und rief unter Schluchzen: »O, Melanie! Melanie, welche Freude!«

»Was ist denn?« fragte die Marquise, welche weinte, da sie ihren Sohn weinen sahe.

»Nun,« versetzte der Vicar, »weil sie eine aufrichtige Freundschaft hegen, so . . .«

»O, ich habe sie Ihnen bewiesen, selbst hier, als ich Ihnen meine Geheimnisse anvertraute . . . Joseph,« fuhr sie mit tiefer Rührung fort, »angenommen, Sie hätten zur Mutter eine Frau, die, wie ich, ungesetzlich mit Ihnen schwanger gewesen wäre — was würden Sie thun, wenn Sie dieselbe wiederfänden?«

»Was ich thun würde?« rief der Vicar, entflammt

durch die Verachtung, die er stets für die socialen Cerimonien und Schranken gehegt hatte: »was ich thun würde? ich würde mich in ihre Arme stürzen und sie im Angesichte der Welt für meine Mutter und für tugendhaft erklären! Ich würde an's Ende der Welt gehen, um bei ihr zu leben, und sie mit solcher Liebe umgeben, daß die Schande und der ungerechte Vorwurf der Menschen ihr nicht nahe kommen könnten.«

»Joseph, Joseph! wer hat Dich denn unterrichtet?«

»Die Natur!« rief er mit unglaublicher Kraft in dem er mit wahnsinniger Gebehrde gen Himmel zeigte. »Ach, warum bin ich nicht in der Wüste bei den Marronnegern geblieben? . . . ich würde dann nicht jung, traurig, von einer ewigen Leidenschaft verzehrt, sterben! . . .«

Frau von Rosann war dem Priester um den Hals gefallen und umarmte ihn mit nicht zu schildernder Wonne.

›Ich kann nicht mehr,« sprach sie, »ich ersticke! . . . Joseph, morgen komm auf's Schloß, durch den Park! Du gehest die geheime Treppe hinauf, ich werde in meinem Boudoir sein und dafür sorgen, daß wir allein sind.«

›So stehen die Sachen!‹ rief der Herr von Rosann, als sich seine Frau und der Vicar entfernt hatten. Er hatte sich leise hinzugeschlichen und, durch ein dichtes Gebüsch begünstigt, die letztern Worte gehört.

»O,« fuhr er fort, »nun sehe ich, was der Bischof von A . . . y bei mir gemacht hat! . . . Sie halten die Welt für ihr Serail und kommen sich einander zu Hilfe. Ja . . . Herr von Saint-André wird irgend einiger recht jesuiti-

scher, recht scheinbarer Argumente wegen gekommen sein, um die Bedenklichkeiten der Frau von Rosann zu heben ihr sogar Absolution zu ertheilen ... aber welches Interesse hatte er dabei? ... O, Wuth! ... Ah, ich will dieses Geheimniß aufklären! ... oder vielmehr, ich weiß nicht was ich will! ...«

Herr von Rosann war den ganzen Tag, wie auf die Folter gespannt; er betrachtete seine Frau mit der Aufmerksamkeit, mit der Sorgfalt eines Inquisitors, und seine Augen schienen ihre geheimsten Gedanken in der Tiefe ihrer Seele suchen zu wollen. Eine furchtbare Qual peinigte sein Herz, als Josephine ihn mit Augen voll Milde und Unschuld anblickte, als er ihr Antlitz von Zufriedenheit und Glück glänzen sahe, als er fühlte, wie ihn ihre Liebkosungen auf eine so liebreiche Weise übermannten, daß er davon überrascht wurde ... Aber der Gedanke, daß sie den Vicar liebe, vergiftete Alles wieder, und er hätte sich den Busen zerfleischen mögen, wenn er daran dachte, daß Alles Verstellung wäre und sie sich einbildete, ihn zu täuschen ... Er schwor, seine Frau mit Gewalt zu entführen und sie entweder nach Rosann oder nach Paris zu bringen. Als endlich seine Wuth auf's Höchste stieg, überlegte er, wie er sich an Josephinen und am Vicar rächen könnte.

Am andern Morgen mußte sich Jonio auf die Lauer stellen, um ihn von des Priesters Ankunft zu benachrichtigen. Frau von Rosann ließ ihm nicht Zeit, ihre Unterhaltung stören zu können. Sie ging, was gewöhnlich nicht geschahe, zu ihrem Manne in sein Zimmer, setzte sich auf seine Knie

und sprach mit holdseligen Geberden und einem reizenden Tone des Scherzes und der Fröhlichkeit zu ihm:

»Mein Lieber, Sie müssen der geringsten Befehlen ihrer Herrin getreulich gehorchen, das wissen Sie doch . . .«

»Ja, so!« . . . rief Herr von Rosann, ich sehe . . .«

»O! . . . es ist ausdrücklich verboten, zu murren,« fiel Josephine, ihren Gatten umarmend, ein, »Hören Sie also: Wenn es der Souverainin, die den Vasallen auf die Beine bringt, Vergnügen macht, so muß er sich lieber in tausend Stücke zerbrechen, als ihr nicht willfahren.«

»Und dies Alles geschiehet,« sprach der Marquis, »um mir zu sagen . . .«

»Geduldig meinen Willen abzuwarten.«

»O, das ist ein wenig zu stark!« rief der Marquis.

„Warum zu stark? . . . noch nicht stark genug! es giebt nie etwas zu Starkes! Ei wahrhaftig! man giebt sich die Mühe, Sie aus allen Kräften zu lieben, man überhäuft Sie mit allen niedlichen Liebkosungen, man sucht Ihnen zu gefallen, und soll doch kein Recht auf Sie haben! . . .“

„Josephine, erinnern Sie sich genau an das, was Sie eben gesagt haben, und suchen Sie diesen Regeln nachzukommen . . . blos heute.“

„Was ist das? . . . Ihr Ton verkündigt Rebellion, glaube ich? Still! ich verlange, daß Sie in den Wagen steigen und sich nach A . . . y begeben, um mir von dort alle neuen Romane zu holen, die seit meiner Abwesenheit in Aulnay erschienen sind.“

„Was soll diese neue Grille bedeuten? . . .“

„Ha! ha!" rief Frau von Rosann lachend; „haben Sie je eine Frau gesehen, die von ihren Launen Rechenschaft gegeben hätte? . . . Aber Alles verändert sich . . . Was würden Sie dann machen, wenn wir gar keine Launen hätten? . . . O, von jetzt an werde ich, wenn ich mich entferne Karl **XII.**, der einen seiner Stiefel an den Reichsrath nach Stockholm schicken wollte, nachahmen, und um sie zu regieren, meinen Fingerhut oder eine meiner Hauben zurücklassen.«

»Ich eile dahin, Madame, ich eile dahin!«

Der sardonische Ausdruck, den Herr von Rosann in diese Worte legte, machte Josephinen erbeben. Nichts desto weniger ließ der Marquis anspannen und fuhr in gestrecktem Galop weg. Bald verlor Frau von Rosann die Kutsche aus dem Gesichte und begab sich in ihr Boudoir. »Endlich,« sprach sie bei sich, »werde ich meines Sohnes Leiden kennen lernen!‹

›Gnädige Frau,« rief Marie ganz außer Athem, »da ist der Vicar!«

„Gut, liebe Amme, stelle Dich auf Schildwache, daß wir nicht unterbrochen werden."

Die Amme eilte in den Hausflur und ließ alle Thüren offen. Als Marie in das Vorzimmer der Gemächer der Marquise kam, stand sie vor dem Herrn von Rosann, der die Kutsche leer hatte abfahren lassen und den Jonio eben benachrichtigt hatte, daß der Priester auf der Geheimtreppe sich zu der Marquise begebe. Jonio hatte selbst die treulose Klugheit gehabt, außerhalb den Riegel vor die Treppenthür

zu schieben, so daß Joseph nur durch die Zimmer selbst wieder hinauskommen konnte.

„Gnädiger Herr," rief muthig die Amme, „die Frau Marquise wünscht allein zu sein."

„Schweig, alte Närrin!" Und der Marquis drang vorwärts. Die Amme aber vergaß ihr Alter, lief schneller, gelangte zu dem Boudoir und rief:

„Gnädige Frau, hier ist der Herr Marquis!"

Augenblicklich verriegelte die Marquise die Thür, und bat den Priester, kein Wort zu sprechen. In diesem Momente erschreckte sie eine furchtbare Idee — die Idee, daß sie, bei Strafe den Herrn von Rosann unglücklich zu machen, ihm den Grund des Interesses, das sie für den jungen Mann hegte, erklären müßte.

„Madame," rief der Marquis, an der Thür des Boudoirs rüttelnd, „öffnen Sie mir auf der Stelle. ich verlange es!"

„Ich trage kein Belieben, es zu thun," antwortete sie.

„Jonio," sprach der Marquis, „hole sogleich Maurer hierher und laß die andere Thür zumauern! — Sie sind nicht allein, Madame?"

„Nein."

„Öffnen Sie mir also augenblicklich, oder ich zertrümmere die Thür!"

„Nach Belieben, Herr Marquis; zertrümmern Sie aber die Thür, so öffnen Sie mir die Thür eines Klosters und werden mich nie wiedersehen."

„Was soll ich denn thun!" rief der Marquis mit dem

Fuße stampfend, und einer Pendule, die gegen ihm über auf dem Kamine stand, einen Schlag mit dem Stocke versetzend. „Ich weiß recht gut," fügte er mit dumpfer Stimme hinzu, „daß der Vicar bei Ihnen ist; aber er soll's mir mit seinem Leben bezahlen!"

„So tödten Sie mich denn!" sprach, die Thür öffnend, kalt der Vicar.

Diese Kaltblütigkeit und die edele, achtunggebietende Haltung des Vicars machten den Marquis erstarren.

„Joseph!" rief Frau von Rosann, „entfernen Sie sich. Und Sie Herr Marquis, hüten Sie sich, bei Strafe, mich sterben zu sehen, nur ein einziges Haar seines schönen Hauptes zu krümmen!"

Der Geistliche ging langsam weg und zeigte dabei die edele, ruhige Majestät der Unschuld.

Der bestürzte Marquis sahe ihn weggehen und trat nachdem er sich einer krampfhaften Bewegung nicht hatte erwehren können, hastig in das Boudoir. Frau von Rosann sprach kaltblütig zu ihm:

„Verschließen Sie die Thür, denn das, was Sie hier vorbringen werden, verdient ohne Zweifel einen Riegel!"

Als er zurückgekommen war, fügte sie hinzu:

„Was wollen Sie von mir?"

„Madame," rief, bleich und vor Wuth bebend, der Marquis, „Madame . . . wagen Sie es noch, mich darum zu fragen? . . . Endlich sind mir die Augen geöffnet, und ich hege für Sie nur noch die Gefühle, die Sie verdienten! . . . Abscheu! . . . Wie, ein Geschöpf, das ich aus dem Elende

gerissen, das durch meine Hand zu dem Range der vornehmsten Familien emporgestiegen, das mir Alles verdankt! . . . erniedrigt sich, wirft sich weg . . . ein Landvicar! . . . wenn es noch ein Mann von Stande wäre, wenn noch eine Liebe, die sich auf das gründet, was man als verführerisch anerkennt, Sie entschuldigte! aber nein . . . Sie lassen sich tiefer hinab."

„Herr Marquis," rief Josephine mit einem erhabenen Accente, „Sie entehren sich selbst!"

„Ah, ich entehre mich!" versetzte er; „aha, bei diesem Handel bin ich es, der meiner Stirn das Siegel der Unehre aufdrückt!" Er schritt im Boudoir hastig auf und nieder.

Josephine, bleich, stumm, bestürzt, wagte es nicht, den Mund zu öffnen; sie fühlte, daß der ganze Anschein gegen sie war, und daß sie, um sich wegen dieser Unbesonnenheit zu rechtfertigen, am Ende ihrer Laufbahn den Fehltritt ihrer Jugend einem Manne bekennen mußte, der ihr vielleicht nicht einmal glauben würde, wenn er bemerkte, daß er vom ersten Tage seiner Ehe an getäuscht worden! Sie ließ sich also niederdrücken, weil ihr Stolz, ihre Mutterliebe eine Menge von Betrachtungen es gebieterisch von ihr verlangten.

Der Marquis stellte sich mit übergeschlagenen Armen vor sie hin, warf ihr einen Blick des Abscheues zu und fuhr fort:

„Nun, Madame, was haben Sie auf dies Alles zu antworten? . . . Nichts, nichts, Unglückliche! . . . Ah, von heute an werde ich ein Gebieter und Sie werden erfahren, wie weit mein Zorn gehen kann! . . . Antworten

Sie sogleich?« rief er, aufgeregt durch jenes Gefühl der Wuth, welches Antworten wünscht, um nur das Feuer des Stromes von Beleidigungen, die es eingiebt, nähren zu können Der Marquis konnte nichts weiter hinzufügen, er wollte vor Wuth ersticken. Josephine stand auf, trat vor den Spiegel, ordnete ihr Haar und sprach ruhig und ohne den Marquis anzubli.ken:

»Was soll ich einem Manne antworten, der sich so weit wegwirft, daß er sogar seine Frau belauert? Sie fahren, wenigstens sagen Sie es, nach A...y, und der gnädige Herr versteckt sich! Ein vornehmer Mann! Ein Pair von Frankreich versteckt sich! Lehrt Sie etwa die Diplomatie so edele Schliche?« fügte sie mit einem leichten Lächeln, das ihre ganze Verlegenheit bedeckte, hinzu.

»O, Übermaß der Infamie! Wie, Madame, wie, Sie . . .« sprach der Marquis, seine Frau heftig am Arme ergreifend.

»Mein Herr,« fiel die Marquise ein, »sein Sie weniger hitzig bei ihren Liebkosungen, sehen Sie! . . .« und sie zeigte ihm ihren Arm, auf dessen zarter Haut die Spuren von des Herrn von Rosann Fingern zurückgeblieben waren. Sein Mitleid regte sich, dennoch fuhr er fort:

»Wie, Sie wagen es, mir meine List vorzuwerfen? Und die Ihrige? . . . Tochter der Hölle!«

»Die meinige ist, daß ich mich nie verstecke,« entgegnete sie. »Hätten Sie mich heute Morgen gefragt, was ich zu thun gedächte, so würde ich es Ihnen gesagt haben.« Und Josephinens Antlitz schien ruhig zu sein.

»Sie würden gestanden haben, daß Sie diesen Vicar des Teufels erwarteten?«

»Ja, ja! . . . « sprach sie lebhaft, wie wenn sie phantasirte.

»Zeigen Sie Ihre Aufrichtigkeit! Haben Sie an ihn geschrieben?« fragte der Marquis, sie mit seinen stechenden Blicken niederschmetternd.

»Ja.«

»Haben Sie ihn hieher bestellt?«

»Ja, hundert Male ja, mein Herr! . . . und ich kann den Umgang dieses jungen Mannes nicht entbehren Kurz,« sprach sie mit Verdruß, »ich werde ihn unaufhörlich, immer, unausgesetzt, in jeder Stunde, in jeder Minute um mich haben! Nehmen Sie Ihre Geschenke, Ihr Leibgedinge, Ihre Gaben, Ihren Luxus zurück! Ich werde mit ihm davon gehen, weit, sehr weit weg von hier, allein, und werde glücklicher sein, wie ich es je gewesen! Wie, großer Gott! Die Männer verlangen, daß ein Stückchen Pergament, ein Brautschmuck, Handschuhe, Aussteuern, Maires, ein Wort Lateinisch, das wir nicht verstehen, alle unsre Gefühle ausschließen sollen? und daß wir für sie ein Feld, eine Meierei werden, daß unser Ehecontract ein Kaufcontract sein, daß der Nießbrauch und das Eigenthumsrecht dieses ehelichen Ackers in allen Fällen ihnen gehören sollen, wie die Brachfelder? O, wie viel Thränen muß man vergießen, wenn man eine Tochter in die Welt setzt! Ja, wir sind unglücklich, die Liebe eines Gatten ist oft eben so grausam, wie seine Verachtung. Ach, unser Glück hängt also von einem

Blicke, einer Geberde ab? Wahrhaftig, ich will das Leben nicht mehr, es ist zu schwer mit seinen Bedingungen! Und was sind unsere Freuden? . . . In diesem Momente habe ich eine davon! . . . Es ist wirklich schauderhaft.« Durch diese Fluth von Worten auf's Äußerste getrieben, rief der Marquis:

»Madame, Madame! Sie thun mir wehe! ich ersticke!«

Und mit finsterer Wuth ging er auf Josephinen zu und zeigte ihr seine Hände so, daß sie, als sie seine Augen funkeln sahe, glaubte, er wollte sie tödten. Eine Eiseskälte ergriff sie.

»Mein Herr!« rief sie, »zu Hilfe! zu Hilfe! Ah!«

»Was haben Sie vor, Madame? Ich will Ihnen Lebewohl sagen. . . .« Bei diesen Worten war er bleich und zitternd.

»Nein, Herr Marquis, mir kommt es zu, von hier wegzugehen. Fräulein von Vauxcelle wird bei ihrem Vetter, dem Herzoge von Ivrajo, ein Asyl finden. Dieses unglückliche Geschöpf hat noch Freunde, die keinen Verdacht auf es haben werden und die, wie ich meine, mächtig genug sind! . . .«

Sie stand mit unbeschreiblicher Würde auf, ging einige Schritte, wandte sich dann um, blickte Herrn von Rosann mit jener Miene des Schmerzes und der Zufriedenheit an, welche Rubens dem Gesichte der Maria von Medicis gegeben hat, und sprach:

»Sie lieben mich, Herr von Rosann, ich sehe es. Ich will Ihnen nicht sagen, daß ich Sie liebe, daß, trotz allem

Anscheine, an dem Allen, was Sie glauben, nichts ist. . . . Nein, ich schweige! . . . Adieu! . . . Ich erwarte Sie!«

»Josephine!« . . . Und der Marquis stürzte zu ihren Füßen. »Josephine, ich beschwöre Dich, ein Wort, nur ein einziges Wort! . . . mein Herz bedarf dessen, nur ein einziges Wort! . . . es ist ein Bedürfniß für mich, Dich tugendhaft zu wissen!«

»Dies,« sprach sie lachend, und ihres Gatten Stirn sanft streichelnd, »dies ist etwas weniger eheherrisch! Da giebt's doch wenigstens noch Formen! Pfui, mein Herr, stehen Sie auf! Ich verdiene nur Abscheu, ich, eine Unglückliche, aus dem Elende Gerissene! Gleichwohl hieß ich sonst Fräulein von Vauxcelle! Sie haben dies ein Wenig vergessen! Ihr Blick und ihr Ton waren jetzt voll holdseliger Zärtlichkeit.«

»O, ich hab's vergessen!« sprach der Marquis mit einem Überreste des Verdrusses, »aber Sie auch! Sehen Sie hier.« Er reichte ihr den aufgefangenen Brief hin. Sie nahm ihn hin, und fing an zu erröthen.

»Ah! Sie erröthen noch!« sprach er mit sardonischem Lächeln.

„Ich werde stets für Sie erröthen," erwiederte sie, „und auch für mich! denn ich vergieße blutige Thränen über meinen Irrthum eines Augenblickes, in Betreff des jungen Priesters. Als ich diesen Brief schrieb, Herr Marquis, liebte ich den Vicar als Frau und . . . sehr heftig!"

„Und jetzt?"

„Ich liebe ihn noch," entgegnete sie, Herrn von Ro-

sann mit der größten Zärtlichkeit anblickend. „Man muß in Wahrheit gestehen, daß wir von sehr schlechten Leuten umgeben sind! Wer hat Ihnen diesen Brief eingehändigt?"

„Josephine! ich habe versprochen, ich muß . . ."

„Schnell, ich will's wissen," sprach sie im Tone der Gebieterin. „Lieben Sie mich? . . . Sagen Sie es!"

„Jonio, der ihn unterschlug, hat ihn mir . . ."

Die Marquise zog leicht und ohne ein Zeichen des Zornes an der Klingelschnur. Marie erschien.

„Marie," sprach Josephine, „in einer halben Stunde muß Jonio das Schloß verlassen haben; er ist nicht mehr im Dienste des Herrn Marquis! Sage ihm, daß er, wenn er sich noch einmal vor uns sehen läßt, auf mehr als einen Tag in's Gefängniß gehen würde. — Ohne daß Sie darum bitten, mein lieber Vasall, verzeihe ich Ihnen Ihre Beleidigungen: jetzt ist die Reihe des Bittens an mir!"

Josephine kniete mit jener Miene des Gehorsams, die eine Frau so rührend macht, sogleich nieder, und sahe den Herrn von Rosann schmerzvoll an. Der Marquis setzte sich; der Marquise traten die Thränen in die Augen, sie seufzte und hob dann mit klagender Stimme an:

„Es muß ein Ende werden, Herr von Rosann, ich bin Ihnen die Wahrheit schuldig; ich will Sie nicht um Verschwiegenheit bitten, denn ich bin überzeugt, daß Sie das Geheimniß für sich behalten werden."

„Stehen Sie auf, Josephine," sprach der Marquis überrascht; „Sie reden zu Ihrem Vasallen."

„O, es giebt keinen Vasallen mehr! Diese Attitüde ist

die einzige, die sich für mich ziemt, und ich stehe auf dem Puncte, meinen ganzen Glanz zu verlieren."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Erinnern Sie sich noch, mein Herr, an die Melancholie, die mich zu der Zeit, da Sie mir den Hof machten, niederbeugte?"

Der Marquis nickte leicht mit dem Kopfe.

„Habe ich nicht Ihre Hand damals lange ausgeschlagen?"

„Ja!"

"Hat nicht dieses Leiden, das ich Ihnen damals verschwiegen, lange Zeit angehalten? Hat es Sie beunruhigt?"

„Sehr."

„Ich danke Ihnen dafür," antwortete sie mit einem Lächeln.

„Josephine!"

„Mein Herr," sprach sie mit unbezwinglichem Widerstreben und unter einem Strome von Thränen, „ich hatte einen Fehltritt begangen, von dem ich Ihnen nie etwas gesagt habe.

Bei dem Anblicke des Schmerzes Josephinens fühlte der Marquis seine Augen thränenfeucht werden; er sahe sie fest an.

„Mein Herr, dieser Schmerz war durch einen vorgeblichen Tod meines Sohnes verursacht."

„Ein Sohn! ein Sohn!" rief der Marquis mit undenklicher Freude. Er lief wie närrisch im Zimmer herum. „Sie hatten einen Sohn! Vor unsrer Verheirathung?"

„Großer Gott! rief die Marquise sinkend; „himmlische Güte, er erdrückt mich nicht!“

„Ich Dich erdrücken!“ sprach Herr von Rosann, Josephinen in die Arme schließend und an sein Herz drückend. „Meine Josephine!“ Und er bedeckte sie mit Küssen.

„Dieser Sohn, . . . ist Herr Joseph“

Der Marquis setzte sich und zog in seiner Bestürzung seine Frau auf seine Kniee. Die Marquise aber beobachtete mit der Sorgfalt einer Mutter die geringste Bewegung des Gesichtes ihres Mannes Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Man hat Alles gethan, um ihn zu vernichten, man hat ihn nach Indien geschickt! Das Schicksal, der Zufall haben ihn an die Örter zurückgeführt, wo er gesäugt wurde und unter das Auge seiner Mutter. Durch die Natur getäuscht, liebte ich ihn . . . o, recht innig! . . . jetzt . . . ist er mein Sohn!“

Der Ton, mit dem sie diese letztern Worte sagte, ist nicht wiederzugeben.

„Und sein Vater ist Herr von Saint-André, der Bischof,“ fügte der Marquis hinzu.

»Still, mein Herr, still! . . . Hüte Dich, daß sich Dein Mund über ein solches Geheimniß öffnet . . . theurer Vasall! . . . Verschwiegenheit! . . .« und sie umarmte ihren Gatten.

»Ich schwöre Verschwiegenheit, Josephine!«

Es trat ein langes Schweigen ein; endlich sprach der Marquis, seine Frau mit Entzücken ansehend:

»Du liebst mich also noch immer?«

»Ach, ja! entgegnete sie.

»Meine Schöne,« sprach sanft der Marquis, »wir haben keine Kinder.«

Eine himmlische Freude überschwemmte das Herz dieser phantasirende Mutter.

»Nun?« fragte sie mit gieriger Miene.

»Ei nun,« fuhr der Marquis fort, »so wollen wir Joseph adoptiren. Er wird unsern Namen bekommen, ich werde es vom Könige erlangen, daß er mir in meiner Pairie folgt, und er wird reich werden, denn der Bischof hat ihn zu seinem Universalerben eingesetzt. Dieser junge Mann ist gut,« fuhr der Marquis mit schmeichelndem Tone fort, »er hat Stolz, er ist gebildet, groß, schön, es wird etwas aus ihm werden.«

»Friedrich . . . Du machst, daß ich vor Vergnügen sterbe! . . .«

Und ohnmächtig ließ die Marquise ihr Haupt an den Busen des gerührten Gatten sinken.

»Ich fühle, daß ich Deinen Sohn lieben werde! . . .« Diese sanften Worte und die Liebkosungen des Marquis brachten Josephinen wieder zu sich selbst.

»Und ich,« sprach sie, »ich werde dieses Begebniß segnen; meine Existenz wird von nun an vollständig sein. Das arme Kind wollte mir seine Leiden erzählen! Mein lieber Vasall,« sprach sie mit Ernst, »bedenken Sie, daß der Vicar nicht weiß, daß er mein Sohn ist, daß ich geschworen habe, es ihm nicht zu entdecken, und versprechen Sie mir, das

Geheimniß zu bewahren, bis daß der Bischof todt ist, und sogar, bis daß wir ihn adoptirt haben.«

»Wir sollen uns also nur im Geheimen freuen?«

»Es ist erforderlich,« sprach sie seufzend; »es ist seines eigenen Vortheils und seiner Zukunft wegen nöthig.«

»O, wie glücklich bin ich!« rief Herr von Rosann.

Gerührt und zufrieden speiseten die beiden Gatten mit einander und überhäuften sich mit den Beweisen der zärtlichsten Liebe.

Der Schluß dieser Scene, die Jedermann aufgeregt hatte, überraschte die Schloßbewohner.

VII.

Seelengröße Josephs. Er verläßt Aulnay=le=Vicomte. Wie der Abbé Frelu Ursache wurde, daß er eine Kutsche kaufte. Er findet einen ihm bekannten Mann wieder. Er erfährt, daß Melanie seine Schwester nicht ist.

Während diese Scene im Boudoir der Marquise stattfand, fiel im Pfarrhause eine andere vor. Während der junge Priester langsamen Schrittes zurückkehrte, stellte er ernsthafte Betrachtungen an.

»Ei!« sprach er bei sich, »die Liebe der Frau von Rosann ist nicht erloschen, jeden Tag erwacht sie wieder; ist sie so heftig, wie Melaniens Liebe, so wird meine Gegenwart sie nähren und ich werde dann das Unglück zweier Personen verursachen; es scheint, daß ich das Unglück, das mich umgiebt, mich verfolgt, allenthalben hintrage! . . . Ich muß diese Gegend . . . diese schöne Gegend, die ich so sehr liebe, wo ich zu sterben gedachte, verlassen.«

Als er am Gitterthore war, warf er noch einen Blick auf den Park, auf die Ruinen des alten Schlosses, er stieß einen Seufzer aus und sprach:

»Ich werde sie nicht wieder sehen . . . Adieu! . . . Ich muß also durch eine Art von Fatalität stets Alles das verlassen, was ich liebe!« In Gedanken an seine theure Me=

lanie versenkt, schritt er dann langsam der Wohnung des biedern Pfarrherrn zu.

Margaretha, die ihm die Thür öffnete, erstaunte über die Veränderung im Gesichte des jungen Priesters.

»Was fehlt Ihnen, mein Herr?« rief sie.

»Nichts, nichts, meine gute Margaretha.«

Herr Joseph ging auf den Salon zu, trat leise hinein und setzte sich neben Herrn Gausse, der in seinem Gebetbuche las, d. h. der alle Blätter desselben erknittern machte, indem er sie unter seinen Fingern die Musterung passiren ließ.

»Nun, lieber Freund, was drückt Sie? Sie sind noch trauriger, wie gewöhnlich; so tödten Sie doch Ihren Kummer, ehe er Sie tödtet!«

»Ach, lieber, alter Freund, Sie haben mir Zuneigung bezeugt, ich bedarf eines guten Rathes.«

»Ein guter Rath ist mehr werth, als . . .«

»Ich höre Geräusch,« sprach der Vicar, eins der Lieblingssprüchwörter des Pfarrers unterbrechend.

»Mein lieber Vicar,« versetzte Herr Gausse, sich zu dem Ohre des jungen Mannes neigend, »es ist Margaretha, die stets gemeint hat, es sei den Mägden zu Gefallen geschehen, daß Gott der äußersten Hitze erlaubt hat, das Holz aus den Fugen zu treiben.... Es würde leichter sein, einen Wechselbrief aus Gascogne und dem Limousin zu beziehen, als sie zu verhindern, das, was gesprochen wird, kennen zu lernen. Wenn ich also etwas Wichtiges überlege, so pflege ich sie

herbeizurufen, und ihr Schweigen zu gebieten; indem man ihr Ehrgefühl reizt, fesselt man ihre Zunge.

»Nun, so wollen wir leise reden!« sprach der Vicar.

»Das arme Mädchen wird der Hölle verfallen!« entgegnete der Pfarrer mit gütigem Tone, »und vierzehn Tage lang wird sie mich ermorden, um zu erfahren, wovon die Rede gewesen ist.«

„So möge Sie hereinkommen!" rief Joseph.

Margaretha trat ein.

„Mein Herr," fuhr der Vicar fort, „es ist ausgemacht, daß die Frau Marquise von Rosann mich liebt."

Bei diesen Worten näherte sich Margaretha dem Vicare und der Pfarrer sahe ihn erstaunt an.

„Das haben Sie erst jetzt bemerkt?" fragte Herr Gausse.

„Schon seit einiger Zeit weiß ich es," entgegnete Joseph ernst; „aber ich glaubte, diese Leidenschaft würde geheilt werden; ich glaube, sie wächst täglich, und Frau von Rosann zeigte sie unter verschiedenen Ansichten, vielleicht, um sich selbst zu täuschen; jetzt aber kann es dem Herrn Marquis nicht mehr unbekannt sein, daß ich die Ursache ihres Unglückes bin . . . Ich muß diesem Verhältnisse ein Ende machen.

„Wahrlich," rief der Pfarrer, „der ist kein Mensch, der absichtlich das Unglück seines Nächsten verursacht; es giebt dort oben Jemanden, der dies Alles belohnen wird."

„Ich werde Sie also verlassen, Herr Gausse."

„Mich verlassen!" rief Herr Gausse. „O, mein Kind! man weiß, wo man ist, aber man weiß nicht, wohin man

gehet. Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich verlassen wollen? Kann ich Ihnen folgen, ich? Wo die Ziege angebunden ist, muß sie auch weiden! Bleiben Sie, mein Freund, bleiben Sie!"

„Ach, nein! ich muß fort von hier, und sogleich. Es geschiehet wenigstens nicht aus Furcht!" rief er mit flammendem Gesichte. „Wenn Sie den Herrn von Rosann sehen, so sagen Sie ihm, daß der unter dem einfachen Priestergewande versteckte Marquis Niemanden fürchtet und sich für sein Glük aufzuopfern weiß!"

Als der junge Vicar diese Worte gesprochen, stand er auf, ging auf sein Zimmer, holte von da sein Manuscript, seine Papiere und Melaniens Bildniß und ging wieder hinunter.

„Mein liebes Kind," rief der Pfarrer, die Augen voll Thränen, „was soll aus mir, was soll aus den Unglücklichen werden?"

„Ich lasse ihnen einen Vater zurück."

„Mein lieber Freund, Sie verlassen einen armen Greis, der sich freuete, daß er wußte, Sie würden ihm die Augen schließen. Ich liebte Sie, Joseph! . . . Also dieses Thal, diese Felder, diese bescheidene Wohnung . . . diese sanfte Existenz! . . ."

„Ich muß diesem Allen ein Lebewohl sagen!"

Nach einem Momente der Rührung fuhr er fort:

„Ich lasse Ihnen meine Bücher, mein Herr, und dies ist ein schwacher Beweis meiner Dankbarkeit."

„O,“ rief der Pfarrer, „ich werde nie in ihr Zimmer gehen, ich liebe die Gräber nicht!“

„Liebenswürdiger, einfacher Mann,“ rief bewegt der Vicar, „und auch Du, Du bist Amerika!“

„Armes Kind, sei glücklich! . . . Und damit ich Dir mit Etwas dienen kann, so grabe in Dein Gedächtniß ein, daß man nie strafbar ist, wenn man der Stimme der Natur folgt.“

Der Vicar sahe den Pfarrer erstaunt an.

Herr Gausse hob mühsam sein Bein von dem Sessel, auf dem es lag, und richtete sich auf Josephs Arm gestützt, in die Höhe.

„Nun, mein Kind, ich will Dich begleiten, so weit ich kann. . . . Gehe, Deine Aufopferung, Deine Herzensgüte haben mich gerührt. Was Du auch thun magst, so wirst Du in den Himmel eingehen!“

„Mein Herr,“ sprach der junge Mann mit imposantem Tone, „und Sie, Margaretha, versprechen Sie mir, nie den Mund über mich zu öffnen, Niemandem zu sagen, daß ich von hier weggegangen bin — wenigstens nicht vor Verlauf zweier Tage . . . denn dann werde ich schon weit weg sein,“ fügte er mit düsterm und sardonischem Lächeln hinzu. „Fragt man nach mir, so suchen Sie irgend einen Vorwand, sagen Sie, ich sei spazieren gegangen, sei unwohl, kurz, was Sie wollen!“

„Wir geloben es Ihnen,“ sprachen der Pfarrherr und die Magd.

„Adieu, Margaretha!“ Der Vicar sprach dies mit so freundlicher Miene, daß die Magd erbebte

„Adieu, mein Herr! . . . O, wenn Sie auf mich hörten, so würden Sie nicht von hier weggehen,“ sprach Margaretha mit listiger Miene, indem sie an ihrer Schürze von weißem Percale zupfte. „Es steckt etwas Anderes unter dem Gefühle der Frau von Rosann und . . .“

„Adieu, Margaretha!“ sprach der Vicar. „Eine geheime Ahnung reißt mich fort, ich muß dieses Thal fliehen.“

Die beiden Priester schlugen den Weg nach A . . . y ein, und als der Pfarrer eine kleine Strecke über das Dorf hinaus war, so umarmte er den jungen Flüchtling mit Herzlichkeit und sprach:

„Adieu, sei glücklich! dies ist ein Gesetz der Natur!“ Er setzte sich auf einen Stein und sahe Herrn Joseph, der sich mit großen Schritten entfernte, traurig nach. Herr Gausse mußte wohl tief gerührt sein, da er nicht ein einziges Sprüchwort in seine Reden eingemischt hatte.

Als er in das Pfarrhaus zurückkam, rollten einige Thränen über seine Wangen, und als er Margarethen sahe, sprach er mit schmerzlichem Tone: »Wir sind allein!« Bald aber erging es ihm, wie den Greisen, die auch das Geringste, das sie angehet, mit einem einzigen Blicke übersehen, und er rief: »Wer wird mir nun meine Predigten machen?«

Unser Held setzte indeß seinen Weg mit der größten Schnelligkeit fort und gelangte bald nach Vannay. Er ging mit langsamen Schritten durch das Dorf.

„Hole der Teufel die Pfaffen!" rief ein Mann, der mit übereinandergeschlagenen Armen auf der Schwelle seiner Thür stand und abwechselnd die beiden Seiten des Weges betrachtete — ein Blick, durch den er sich als Gastwirth kund gab.

Der junge Priester glaubte, der Ausruf gelte ihm, hob den Kopf in die Höhe und fragte den Wirth:

„Was habe ich Ihnen denn gethan?"

„Nichts!" antwortete er barsch.

Diese Antwort überzeugte den Vicar, daß der Ausruf ihn nicht anging. Jetzt bemerkte er, daß das Haus, vor dem er sich befand, ein Gasthof war. Er ging mit den Worten hinein:

„Nun, mein Freund, ich will Ihnen beweisen, daß man nicht alle Priester zum Teufel schicken muß."

Des Gastwirths Stirn entrunzelte sich, da er sahe, daß er doch wenigstens einen Reisenden haben würde.

Josephs Absicht war, in Vannay irgend einen Wagen zu kaufen, um mit Postpferden zu reisen, und er sahe deshalb im Hofe umher, ob sich dort nicht etwa so Etwas fände. Es war, wenn sonst der alte Rumpelkasten diesen Namen verdiente, wirklich eine Postchaise vorhanden.

Da es dem Gastwirthe gar nicht einfiel, daß ein junger Priester eines Wagen bedürfen sollte, so sprach er zu Joseph:

„Ich muß den Wagen einst verbrennen, er ist nichts weiter mehr werth und er erinnert mich nur zu oft an den größten Verlust, den ich erlitten; auf jeden Fall werde ich

die Scheere (Gabel) davon in den Saal nehmen, damit ich mich in jedem Augenblicke an die hundert Thaler erinnere, die ich verloren, und auf die Zahlungsunfähigkeit der Reisenden achte: dies und meine Frau sind zwei Hauptpuncte."

„Sie haben nicht mehr als hundert Thaler dafür gegeben?" fragte Joseph.

„Ja," entgegnete der Wirth; „aber der Wagen stehet da, wie ein Reliquienkasten und die hundert Thaler bringen nichts ein."

„Wollen Sie mir die Kutsche verkaufen?" fragte Joseph auf den Schoppen zugehend.

Der Gastwirth stieß einen tiefen Seufzer aus und hätte gern seine Worte wieder zurückgenommen.

„Ich werde wohl stets nur dumme Streiche machen!" murmelte er.

Joseph besahe die Kutsche.

„Sehen Sie, mein Herr, das sind noch Räder, die noch bis nach Rußland gehen und den Pont Euxin (Pontus Euxinus) hinaufklimmen würden, obgleich ihn der Kaiser hat von Eisen machen lassen. Der hiesige Grobschmied bietet mir zweihundert Francs dafür. Aber es ist Schade, das schöne Stück zu zertrümmern. Der Kasten ist gut, man macht jetzt solche Wagen nicht mehr... er ist noch aus der alten guten Zeit, da man gewissenhaft arbeitete; welch' ein Tuch, wenn es ausgebürstet sein wird! Das Leder ist alt, ich gestehe es, aber man kann es ölen und schwärzen. Geben Sie mir achthundert Francs, so gehört er Ihnen."

„Aber, mein Lieber, er kostet Sie ja nur hundert Thaler.“

„Ja, mein Herr, Sie haben Recht; aber seit zehn Jahren hat er nichts eingebracht.“

„Ich nehme ihn,“ sprach Joseph; „besorgen Sie diese Sache.“

„Heute mag meine Frau machen, was sie will!“ rief der Wirth in seiner Freude; „ich will es ihr nicht übel nehmen.“

Er fing an, den Wagen zu reinigen, und hielt, um den Vicar nicht zu betrügen, mit dem Stellmacher Rath, welcher entschied, daß die Kutsche noch gefahren werden könne.

Joseph wurde genöthigt, zwei Tage in Vannay zu bleiben; denn der Wagen konnte nur langsam ausgebessert werden, und die schöne Wirthin spielte die Liebenswürdige um ihn herum.

Endlich war der Wagen wieder im Stande, und Joseph fuhr im Galopp nach A...y zu, denn der Wirth hatte dem Postillione gesagt, daß Joseph das Geld nicht ansähe.

Während der Vicar entflohe, hatten der Marquis und seine Frau, die von Begierde brannten, ihren Sohn wiederzusehen, Marien nach dem Pfarrhause geschickt. Die Amme kommt dort an und findet an der Thür Margarethen, die traurig ihr Schlüsselbund schüttelte.

„Guten Tag, Mademoiselle Margaretha!“

„Guten Tag, Madame Vernillet! Sie auch einmal hier? Durch welchen Zufall?“

„Ich bin von dem Herrn Marquis und der gnädigen Frau abgeschickt, um den Herrn Joseph einzuladen, heute seinen Abend auf dem Schlosse hinzubringen, und er möchte sogleich kommen!"

„Ah, Herr Joseph!" versetzte die verschlagene Magd, die, wenn es auf Verstellung ankam, so recht auf ihrem Grund und Boden war; „er muß bei Ihnen recht festsitzen, er wird Cardinal werden, dieser junge Mann! Seine Haushälterinnen werden glücklich sein! Und wie befindet sich denn Frau von Rosann? und ihr Michel? und Sie? Was giebt's Neues bei Ihnen? Jonio ist verabschiedet, Lesecq hat mir dies gesagt. . . . Es ist ein schlauer Vogel, der Schulmeister; er hat mir gesagt, es sei geschehen wegen eines Briefes, den er untergeschlagen; o, das kommt davon, wenn man seine Herrschaft verräth! Wie kann auch einem rechtlichen Menschen dergleichen in den Kopf kommen?«

Marie benutzte einen Seufzer der Magd, um in Eile die Worte fallen zu lassen:

»Wollen Sie dem Herrn Joseph wohl sagen, daß ihn der gnädige Herr und die gnädige Frau erwarten?«

»Sogleich!«

Margaretha ging hinauf, kam wieder herunter und sagte:

»Herr Joseph ist nicht da! . . . Ich glaubte, er wäre noch zu Hause . . . aber nein! Ich habe ihn nicht weggehen sehen. Ach, meine Liebe Freundin, man hat so viel Unangenehmes in unsern Ständen; ich bin hier allein. . .

Die Küche, die Zimmer. Zwei Männer! Das will schon Etwas sagen!«

»Adieu, Mademoiselle Margaretha!«

»Aber ich werde Sie begleiten.«

Und die Haushälterin schwatzte immer fort, bis Marie am Schloßthore war.

Den Marquis und seine Frau befriedigte Mariens Antwort nicht, und der Abend verstrich ohne daß sie den jungen Priester sahen. Am andern Tage wurde Marie mit einem Briefe nach der Pfarre geschickt.

»Ich will ihm denselben einhändigen!« sprach Margaretha.

Der Marquis wartete auf die Antwort; er bekam keine. Marie mußte zum dritten Male nach der Pfarre: und dieses Mal sagte ihr die Magd leise und im Vertrauen, Herr Joseph wäre unwohl. Durch diese Nachricht beunruhigt, machte sich nun Frau von Rosann selbst auf den Weg und durcheilte gerade den Baumgang, als ein schwarz gekleideter Mann vor sie trat, der einen Hut in der Hand herumdrehete, der von Holz zu sein schien, so hart war er.

»Wenn die Frau Marquise mir erlaubte, **infandum renovare dolorem** (einen unsäglichen Schmerz zu erneuern), das Geheimniß zu verkaufen.«

»Ich habe kein Geld bei mir, mein Lieber.«

Sie ging noch schneller.

»Sie sind, gnädige Frau, **jactu sagittae**, nur einen Büchsenschuß weit vom Schlosse entfernt, und würden nicht

weiter gehen, si fas mihi loquendi, wenn Sie meinen Worten Glauben schenkten.«

»Wenden Sie sich in meinen Namen an's Schloß!« Und die Marquise eilte immer weiter.

»Es ist der Magister, gnädige Frau,« sprach Marie.

„Ego sum, d. h. ich bin von der Universität aufgenommen."

„Gnädige Frau," sprach Lesecq, „doli sunt, man täuscht Sie; decumpaverunt gentes, der Vicar ist fort."

Bei diesen Worten blieb die Marquise erstaunt stehen und sahe Lesecq mit Schrecken an.

„Was sagen Sie da?" fragte sie.

„Ja, gnädige Frau, vulnus alit venis, dies muß Ihnen wehe thun; aber ab ovo, (aber von vorn an) ich habe aus der Tiefe meiner Schule Marien seit zwei Tagen vier Male nach der Pfarre gehen sehen; gallus margaritam reperit (der Hahn findet eine Perle), Margaretha findet Mittel, illudere vobis (sie zu täuschen), Marien hinter's Licht zu führen, denn vidi, ich habe gesehen, wie Herr Joseph vom Herrn Gausse Abschied genommen hat, und er ist auf immer entflohen; habemus rei confitentem, das will so viel sagen, er roch gerade nicht wie Balsam."

„Still, Unverschämter, und nehmen Sie sich mit Ihren Reden über Herrn Joseph in Acht; ist er in Aulnay, so werde ich Sie . . ."

„Das ist das quos ego (ich will Euch!) des Neptun!" rief Lesecq. „Welch' schöne Übersetzung!"

„Ist er nicht hier, so gebe ich Ihnen funfzig Louisd'or, um zu entdecken, wo er ist.“

„In zwei Tagen sollen Sie es wissen, gnädige Frau.“

Und Lesecq rannte wie ein Besessener sogleich von dannen und rief:

„Dux femina, das Glück reißt mich fort!“

Frau von Rosann setzte ihren Weg nach dem Pfarrhause fort und ward daselbst durch die Geständnisse des Pfarrers und der Magd von der Wahrheit der Worte des Marcus Tullius Lesecq überzeugt.

Die Postpferde, durch tüchtige Peitschenhiebe und derbe Flüche angetrieben, brachten Joseph, der in ein tiefes Nachsinnen versunken war, ohne daß er's bemerkte, nach A...y. Die letzten Worte, welche der Pfarrer zu ihm gesagt, brachten ihn auf den Gedanken, daß er seine Geschichte kennen müßte, und dies genügte, um ihn mitten in die Erinnerungen hineinzuwerfen. Dieses Nachsinnen war Ursache (großer Gott, wenn man die ersten Ursachen aufsuchen wollte), daß der Postillion, der seine Gleichgültigkeit bemerkte, ihn in den Gasthof fuhr, wo er einen jeden Reisenden abzusetzen pflegte.

In der großen Straße in A...y bewundert ein Jeder bei'm Vorübergehen die großen goldenen Buchstaben, mit denen auf einem ungeheuern Schilde geschrieben stehet: **Hôtel d'Espagne.** In dieses berühmte Haus ward Joseph von dem Postillione geführt. Der junge Vicar ließ

sich auf sein Zimmer führen, wohin man auch seine Effecten mit der größten Dienstfertigkeit schaffte.

»Wird der Herr an dem Gasttische speisen? Er ist sehr gut besetzt, und ein dicker Banquier aus Paris, der seit Kurzem hier ist, befindet sich daran höchst wohl!«

»Ganz, wie Sie wollen,« entgegnete sanft der Vicar, und blieb sinnend auf seinem Stuhle sitzen.

Zehn Minuten nachher erschien vor ihm der Postillion.

»Mein Herr,« sprach er taumelnd, »man ist kein ehrlicher Mann, wahrhaftig nicht . . . man ist's nicht! . . . deswegen weil, . . . ja, sehen Sie, deswegen weil . . . weil ich Ihnen zurückbringe . . . zurückbringen thue Ihr Geld in Go . . . Golde und ich mö . . . möchte, da . . . daß Sie es do . . . doppelt sähen, wie ich!« Joseph nahm den Beutel, den er im Wagen hatte liegen lassen, und den der Postillion bemerkt hatte.

»Mein Ge . . . General, mein Vater . . . Sie werden an das E . . . Essgeld denken . . . denn, mein Sixchen, ge . . . getrunken ha . . . hab' ich schon.«

Josephs Befangenheit war so groß, daß er ihm ein Fünffrancsstück gab.

»Es leben alle Fürsten Europa's!« rief der Postillion; »ich bin ein alter Sol . . . dat und sche . . . schelmisch; a . . . aber man ist kein Em . . . Empörer; ha . . . halt, fa . . . fang!«

Und er warf seine Mütze in die Luft.

Wie konnte der Vicar alle dies hören? er dachte ja daran Melanien wieder zu finden, d. h. ein Haus in der

Nähe des ihrigen zu bewohnen, und, ohne es ihr zu sagen sich an dem Anblicke, aller ihrer Bewegungen zu ergötzen, ihre Lebensweise zu betrachten. Er bestellte zuvörderst eine bürgerliche Kleidung und hoffte, da die Haare auf seinem Scheitel wieder gewachsen waren, so daß man die Tonsur kaum noch bemerken konnte, daß man ihn nicht mehr für einen Priester halten würde.

Er war mitten in diesen Betrachtungen, als man ihn zu Tische rief. Er ging maschinenmäßig hinunter und setzte sich gerade dem dicken Banquier gegenüber, der erst vor Kurzem aus Paris gekommen war. Es war ein ausnehmend reicher Mann, er trug schwarze Kleidung von schönem Tuche, und hatte äußerst feine Wäsche und ein hartes Gesicht, das er indeß angenehm zu machen möglichst bemühet war. Sein stets geschorenes Kinn, seine glatten, sorgfältig geordneten Haare, seine Toilette, die Kleinodien, die er trug, kurz, die Anmuth, womit das Glück seine Lieblinge umgiebt, verscheuchte die Art Furcht, welche sein erster Anblick einflößte, um sie in die Hochachtung, die man dem Reichthume zollt, zu verwandeln. Er kam mit einem Manne, der sein Associé zu sein schien, dessen nachgiebige Miene und einfacher Anzug indeß auf den Gedanken brachten, daß er mit dem dicken Banquier nicht auf derselben Linie stehe, und daß das materielle Genie des Einen den Conceptionen des Andern von Weitem folge. Trotz der Mühe, welche der Banquier anwandte, seinen Geberden und Reden eine Art Blüte der guten Gesellschaft zu geben, verrieth er dennoch in jedem Augenblicke sowohl seinen Mangel an Erziehung, als auch eine

angeborene Barschheit, die auf ein kriegerisches Gewerbe hindeuteten. Als daher die Besitzerin des Hotels, die ehemals in der guten Gesellschaft gewesen und durch Unglücksfälle heruntergekommen war, bemerkte, daß der Banquier und sein Gefährte zu verhehlen suchten, daß sie nur mit Verstand geriebene Thiere und grobe Emporkömmlinge waren, so hatte sie ihren Spaß mit ihnen und lachte in ihr Fäustchen.

»Ist Ihr Bischof ein guter Junge,« fragte der Banquier, »und wird er's mit mir billig machen, wenn er mir sein Landgut verkauft? Erfährt er, daß es an das meinige grenzt, so wird er mich schinden, wie ein von Corsaren erobertes Kauffahrteischiff; was meinen Sie dazu, dickes Mütterchen?«

Als Joseph diese Stimme hört, hebt er hastig den Kopf in die Höhe und sucht sich von der Wahrheit seiner Vermuthungen zu überzeugen. Er hat eben den Argow gehört, aber bei dem Anblicke Alles dessen, was den Matrosen verbirgt, bedenkt er sich.

»Hat der Herr auf der See gedient?« fragte er den Banquier.

Der Banquier sahe den jungen Mann an, prüfte ihn mit einer Unruhe, die er unter einem leichten Lächeln verbarg, und antwortete kurz:

»Nein, mein Herr.«

Bei dieser Verneinung betrachtete der überraschte Vicar den Argow (denn er war es) genauer und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er den Urheber der Verschwörung, die auf dem Schiffe seines Vaters ausbrach, vor Augen

habe. Argow hatte aber eine solche Zuversichtlichkeit, als er Joseph fixirte, daß dieser nicht bei seiner Muthmaßung zu beharren wagte, besonders da er an die Launen der Natur dachte und alle Umstände prüfte, durch welche der grimmige Matrose der Fregatte „Daphnis," sich in einen reichen Capitalisten der Chaussee d'Antin umgeformt haben sollte.

»Ich komme noch zu rechter Zeit, denn man sagt, daß der ehrliche Alte sein Bündel schnürt; aber ich habe heute Morgen schon mit seinem Geschäftsführer gesprochen und werde heute Abend den Kaufcontract unterzeichnen.«

»Herr von Saint-André liegt noch nicht am Tode,« sagte die Wirthin.

»Nein,« entgegnete Argow, »der Bursche ist mir auch noch nicht verfault vorgekommen.«

»Sie müssen diesen Namen kennen!« sprach Joseph mit Ironie, indem er den Argow mit einem forschenden Blicke ansahe.

»Auf meine Ehre, junger Mann,« entgegnete Argow hitzig, »Sie haben geschworen sich in meine Angelegenheiten zu mischen; aber stecken Sie Ihre Nase nicht zu tief hinein, ich lasse nicht mit mir spaßen! . . . es scheint mir, daß man in guter Gesellschaft nicht so neugierig ist.«

»Wenn er's wäre . . .« murmelte Joseph; »wie wollte ich meinen Vater rächen!«

„Sprechen Sie laut! . . . mein Freund; ich sehe es gern, daß man sich erklärt, und wenn Herr Marendi, Ihr Diener, Ihnen etwas schuldig ist, so bringen Sie Ihre Quittung . . . er wird Zahlung leisten."

„Ich wüßte nicht, daß Herr Marendi mit mir etwas zu schaffen hätte!" entgegnete der Vicar, „und ich hielt sie für einen Matrosen, Namens Argow!"

„Ein Matrose!" rief der Banquier, „ich würde einen Fockmast nicht von einem Bugspriet unterscheiden können; man lasse mich Kiel holen, wenn ich weiß, was ein Marssegel, ein Oberloof, eine Campane, ein Zwischendeck, eine Luke ist; . . . ich habe stets in der Straße la Victoire gewohnt und habe nur auf der Seine gefahren, obgleich jene Seeleute nichts Sonderliches verstehen, und ihre Nußschaalen nicht so viel werth sind, wie ein schnellsegelndes Sloop, das man unter unabhängiger Flagge manoeuvriren und unter seiner Linie auf Jedermann losgehen läßt, nicht wahr, Vernyct? Gleichwohl haben wir uns ihren Kähnen anvertrauet um nach Saint-Cloud zu gehen. Hören Sie dickes Mütterchen, Sie haben gestern Abend den Punsch mit Rack vergessen! Das ist unsre Milch! Das spült die Kehle besser, wie ihre Tisanen."

„Man siehet, daß diese Herren aus Paris kommen, und in das Beste, das es giebt, hineingeschleudert sind, denn die Mode, das große Genre ist jetzt in der That sich nach dem Balle die Kehle zu spülen."

»Sie lachen, dickes Mütterchen, hüten Sie sich, daß man Sie nicht verkeilt! . . . wie eine niedliche Fregatte, die ein zu großes Riff gespalten hat.« Bei diesen Worten brach Argow und sein Gefährte in ein grobes Lachen aus, das die Wirthin erröthen machte.

»Die Herren müssen also heute Abend den Bischof sprechen?« fragte Joseph.

»Ja, mein Herr,« entgegnete Argow; »ist es Ihnen so recht?«

In diesem Momente dachte Joseph daran, daß er zu seinem Oheime gehen müsse, um ihn um die Erlaubniß, seine Diöcese zu verlassen, zu bitten. Die Freundschaft, welche ihm dieser Prälat bewiesen hatte, der Wunsch, ihm seinen Dank darzubringen, und ihn zu benachrichtigen, daß er seinen Vater rächen könnte, wenn sein Käufer Argow wäre, trieben ihn an, nach dem bischöflichen Palaste zu gehen. Endlich brannte er auch vor Begierde, von dem Geschäftsführer zu erfahren, ob es wirklich Argow sei, den er eben gesehen, und seinem Oheime zu sagen, den Matrosen auf der Stelle verhaften zu lassen. Als er im Palaste ankam, sagte ihm der Haushofmeister, daß der Bischof, nachdem er vor einer halben Stunde einen Brief empfangen, trotz seinen Schmerzen, gegen seine Gewohnheit im größten Galop weggefahren sei und den Weg nach N. genommen habe.

Da indeß Joseph, zwar nicht als Neffe des Bischofs, (denn dieser so wenig, wie Joseph, hatte Jemanden davon unterrichtet), wohl aber als ein Liebling desselben sämmtlichen Leuten des Hauses bekannt war, so ließ man ihn ungehindert in die Gemächer des Bischofs gehen. Der Vicar setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bette seines Oheims und erwartete geduldig die Rückkehr des Prälaten, von dem er Abschied nehmen wollte.

Der Tag ging zu Ende, es war dunkel, und Joseph in

seine gewöhnliche Träumerei versenkt, achtete nicht mehr auf das, was ihn umgab. Zwei Männer kamen geräuschlos an.

»Ja, lieber Bruder, weil Dein Sohn entkommen ist,« sprach der eine, »weil er lebt, so muß ich ihm erklären, daß er mein Sohn nicht ist! . . . Joseph ist, wie Du sagst, in diesem Departement, ich muß ihn also eiligst aufsuchen und ihn fragen, wo meine Tochter ist.«

Der bestürzte Vicar fühlte seinen Körper erstarren, brennen, und blieb wegen der Stärke der Aufregung leidlos, wie eine Statue! . . . Welche Entdeckung! Er schwieg und hörte mit Aufmerksamkeit zu. Sein angeblicher Vater hatte eben gesprochen.

»Lieber Bruder,« entgegnete der Prälat, »erwarte, um dies Geständniß zu thun, meinen Tod, er ist nicht mehr fern. . . .«

»Wie kann Dir dies schaden? . . . Joseph führt diesen Namen nur in seinem Geburtsscheine. Weder Frau von Rosann, noch Du, noch irgend ein Anderer wird compromittirt: Joseph ist eine in Vans-la-Pavé geborene Waise, das ist Alles. . . . Du hinterlässest ihm Dein ganzes Vermögen, Frau von Rosann adoptirt ihn, Alles ist in der Ordnung; ich für mein Theil aber kann diese Betrügerei nicht leiden; ich habe zu viel Leiden ausgestanden, als daß ich Lust haben sollte, mir noch andere zu schaffen, und Alles dies würde doch nur dergleichen herbeiführen, wenn es nicht schon welche erzeugt hat. Nach meiner Landung ist es nicht meine erste Sorge gewesen, nach Paris zu eilen, nein, ich

bin zu Dir gekommen, und werde nun, zu Wasser und zu Lande, meine Tochter aufsuchen.«

»Aber sage mir nur, durch welches Wunder ich Dich wiedersehe, denn seit einer Viertelstunde, daß ich Dich wiederhabe, hat uns die Freude am Sprechen gehindert. Wer hat Dich von jener Insel retten können? O, Gott wollte es so! . . . Morgen werde ich zum Danke für dieses Wunder, selbst eine Messe lesen.«

„Es ist ein wahres Wunder, lieber Bruder, ich allein bin dem Hunger, dem Durste, entkommen, und eins von den englischen Schiffen, die in St. Helena gewesen, war es, das durch den größten aller Zufälle auf L . . . landete. Übrigens sind meine Leiden vorüber; ich habe weiter keine Sorge mehr, als meine Tochter aufzusuchen, bei der Marine angestellt zu werden und mich an meinen Matrosen zu rächen, die drei Jahre lang Seeräuberei getrieben haben, und allen Regierungen als die verruchtesten Schurken bezeichnet sind! Ach, Du bist doch am Hofe gut angeschrieben? . . . Du wirst mir dienen können . . . denn man muß mich vergessen haben; aber Alles hat sich geändert! . . . desto besser für uns! . . ."

„Herr von Rosann wird Dich am Hofe einführen, er ist beinahe der Liebling."

Der junge Vicar war ohnmächtig geworden; die furchtbare Umwälzung, welche diese Worte in ihm erzeugten, hatte ihn übermannt. Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, fand er sich allein. Er erfuhr zu gleicher Zeit, daß Melanie nicht seine Schwester, Frau von Rosann seine Mutter, der

Bischof sein Vater und die Geschichte, welche ihm die Marquise erzählte, die seinige war. Diese Nachrichten, die Schranken, die er zwischen sich und Melanien errichtet, Alles verwirrete seine Phantasie. Er stehet auf, durcheilt das Zimmer, siehet die Brieftasche des Herrn von Saint-André, öffnet sie, und findet Melaniens Geburts- und ihrer Mutter Todtenschein. Eine undeutliche Idee, daß ihm diese Aktenstücke nützlich sein können, fährt ihm durch den Kopf, er siehet in der Ferne Melaniens Besitz, bemächtigt sich der Papiere, in der Absicht, seiner Schwester zu beweisen, daß ihre gegenseitige Liebe kein Verbrechen mehr ist, und entschlüpft auf der Geheimtreppe. Er läuft, er fliegt, er kommt in seinem Gasthofe an und läßt Postpferde bestellen; er will in sechs Stunden nach Paris reisen und Melanien wiedersehen; Melanie ist sein einziger Gedanke; sein einziger Gedanke ist diese reine, sanfte, zärtliche, treue Geliebte, diese heißgeliebte Schwester. Hätte man die phantastischen Bewegungen des jungen Priesters gesehen, so würde man ihn für verwirrt gehalten haben. Er begab sich sogleich zur Ruhe.

VIII.

Argow im Hotel des Bischofs. Er wird erkannt. Melaniens Gefahr. Pläne des Seeräubers.

Nachdem Argow=Marendi und sein Spießgeselle Vernyct mehr als hundert Handelsfahrzeuge aller Nationen in den Grund gebohrt, so entgingen sie dem Tode, den ihnen die menschliche Justiz in den vereinigten Staaten Nordamerika's vorbereitete, auf folgende wunderbare Weise: Argow und Vernyct wurden von einem amerikanischen Schiffe eingefangen. Nach C... T... geführt, verdammte man sie nebst zweihundert ihrer Mitschuldigen zum Galgen. Obgleich diese Seeräuber mehrere Millionen reich waren, so konnten sie sich doch nicht retten, weil in den vereinigten Staaten nichts den Lauf der Gerechtigkeit hemmt. C... T... wurde damals von den Engländern belagert; die Freibeuter, die sich schämten, am Galgen zu sterben, baten um die Erlaubniß, ein Freicorps zu bilden, daß sich den ganzen Tag gegen die Belagerer schlagen sollte, und sie versprachen auf ihr Ehrenwort, und gelobten, ihr Vermögen zum Pfande zu setzen, daß sie sämmtlich (d. h. die Lebenden) nach Aufhebung der Belagerung zurückkommen und sich wieder als Gefangene stellen wollten. Sie rechneten nämlich darauf, sämmtlich mit den Waffen in der Hand zu sterben.

Dieser sonderbare Vorschlag wurde angenommen. Argow bildete aus seinen Leuten eine Freischaar, redete sie an, berauschte sie. Zu jeder Stunde machen sie einen Ausfall, greifen die Belagerer an, sobald eine Batterie errichtet ist, stürmen sie darauf los, nehmen und vernageln sie, und diese wüthenden Seeräuber, die sich kühn den Batterien entgegenstellen, benutzen auch den Rückprall der Kanonen, die auf sie schossen, um durch die Schießscharten zu steigen und sich der Geschütze zu bemächtigen. Die Furcht vor dem Strange machte, daß sie Wunder thaten.

Die Wuth, mit der sie angriffen, zwang die Engländer zur Aufhebung der Belagerung, und die Behörden, überzeugt, daß ohne die Hilfe dieser kühnen Seeräuber die Stadt erobert worden wäre, begnadigte die Dreißig derselben, welche nach Aufhebung der Belagerung, ehrlich zurückkamen, um ihre Fesseln wieder anzunehmen. Unter den dreißig noch lebenden war Argow, der Anführer der Schaar und Vernyct, sein Lieutenant. Diese Lection war stark genug, um den wilden Corsaren zur Führung eines ruhigen Lebens zu bestimmen. Er verkleidete sich, um der Justiz jeder Regierung, deren Handel er den größten Schaden zugefügt, zu entkommen, und es gelang ihm, mit seinem Vermögen Paris zu erreichen. Er wechselte den Namen, d. h. nahm seinen echten Namen Marendi an, und genoß die Süßigkeiten der Ruhe.

Wir werden bald die Fortsetzung seiner Abenteuer hören.

In diesem Momente war er in A . . . y, um von dem Bischofe ein Landgut zu kaufen. Dieses Gut, das an das

seinige grenzte, machte ihn zum einzigen Besitzer eines ungeheuern Waldes, an dessen Rande sich sein Schloß, Vans-le-Pavé, erhob. Er hatte mit dem Geschäftsführer des Bischofs schon mehrere Conferenzen gehabt, und ging nun während unser Vicar schlief, zur Unterzeichnung des Kaufcontractes nach dem bischöflichen Palaste.

Als der Bischof und sein Bruder das Zimmer verließ, in welchem Joseph ohnmächtig geworden war, begaben sie sich in einen kleinen Salon, wo der Bischof, zur Feier der glücklichen Rückkehr seines für todt gehaltenen Bruders ein leckeres Mahl hatte auftragen lassen. Der ältere Herr von Saint-André setzte sich neben den Bischof an den Tisch und sein erstes Wort war:

„Durch welchen Zufall hast Du denn Deinen Sohn wiedergesehen?"

„Aus Furcht, meine Zärtlichkeit für ihn möchte sich verrathen, habe ich ihn nie gefragt; aber er scheint großes Ungemach erlitten zu haben; vor ungefähr anderthalb Jahren ist er in's Seminar eingetreten, und ich habe Dispense bekommen, um ihn zum Priester machen zu können."

„Er ist Priester?" rief der Contreadmiral mit einer Geberde des Schreckens.

„Nun, was hast Du vor?" fragte der Bischof.

„Ach," entgegnete der Seemann, „nun siehe, welches Unglück unser Verfahren angerichtet hat! Dein Sohn liebt Melanien, er muß sie für seine Schwester halten und aus Verzweiflung ist er Priester geworden! . . . Ich würde sie miteinander vereinigt haben. Jetzt bitte ich Dich instän-

dig, Joseph in seiner Unwissenheit zu lassen, und von ihm den Namen der Stadt, in der Melanie wohnt, zu erfahren zu suchen, und zwar sogleich, denn morgen will ich fort von hier, um meine liebe Tochter aufzusuchen! Er wird sie nie heirathen, er kann es nicht mehr. O, wie schön muß Melanie sein! welch' reizendes Lächeln warf sie mir, so wie ihrem Bruder zu! mit welcher Freude sahe ich, daß Joseph ihrer würdig, daß er ein Staatsmann werden konnte! Nun ist Alles vorbei, mein Bruder. Aber welche Begebnisse haben meine Melanie verändern können! Ist Joseph seiner Schwester gefolgt? o, welche grausame Ungewißheit!"

Diese Worte klärten Josephs Vater auf; er errieth das Geheimniß des Unglückes seines Sohnes, von dem er den Namen Melanie aussprechen gehört, und empfand einen tiefen Kummer. Es trat ein Moment des Schweigens ein, während dessen der Bischof, die Augen auf die grüne Papiertapete des Saales geheftet, daran dachte, ob es wohl Protectionen gäbe, die mächtig genug wären, von dem Papste die Aufhebung der Gelübde Josephs, fast eine Unmöglichkeit, zu erlangen, als plötzlich ein Diener, der um aufzuwarten, hineingekommen, den Bischof fragte, ob er Herrn Joseph, den Vicar von Aulnay-le-Vicomte gesprochen habe.

„Ist er hier?" rief Herr von Saint-André.

„Er muß hier sein," entgegnete der Diener.

„Lieber Bruder," fuhr der Contreadmiral fort, „sprich ihn! laß ihn holen! aber er soll mich nicht gewahr werden; möge er mich stets für seinen Vater halten! . . . Weil er Priester ist . . . . wollen wir ihm das Geheimniß seiner

Geburt nicht eher entdecken, als bis Melanie verheirathet sein wird!"

»Geduld, lieber Bruder,« entgegnete der Bischof, »noch ist nicht Alles verloren.«

Man suchte den jungen Vicar allenthalben; endlich sagte der Haushofmeister, er sei, nachdem er den Bischof erwartet, weggegangen.

»Weil er hier im Orte ist,« sprach der Bischof zu seinem Bruder, »so wirst Du morgen früh erfahren, wo Deine Tochter ist; ich werde Joseph einladen lassen und er wird mir es sagen.«

Kaum hatte der Bischof diese Worte gesagt, so meldete ein Diener den Käufer des Landgutes an.

»Er möge im Nebenzimmer warten!« befahl der Bischof.

Aber Herr von Saint-André sprach:

»Wie, lieber Freund? ein Mann, der uns sieben- oder achthunderttausend Francs, vielleicht eine Million bringt, verdient wohl die Ehre, sich mit uns an den Tisch zu setzen.«

»So mag er hereinkommen,« sprach der Bischof zum Bedienten, »und leget zwei Couverts auf, denn es sind glaube ich ihrer Zwei.«

Argow und Vernyct treten ein. Herr von Saint-André erhebt die Augen, erbebt und ruft:

»Meiner Treu, der Himmel ist gerecht! er entschädigt mich mit einem Male für alle meine Leiden!«

Bei diesem Blicke, bei dieser Stimme des Herrn von Saint-André verhehlte der kühne Argow die Furcht, welche

ihn ergriff, Vernyct aber, der ihren Untergang gewiß sahe, erbleichte und wankte.

»Darf ich wohl wissen, was das Erstaunen des Herrn verursacht? . . .« fragte der Seeräuber, indem er die Hand in seinen Rock steckte, um sich durch den Griff von dem Vorhandensein kleiner, englischer, sehr flacher Pistolen, die er beständig bei sich trug, zu überzeugen.

»Wie, Böses wicht,« rief der Contreadmiral mit donnernder Stimme, »Du erkennst den Herrn von Saint-André nicht? . . . und glaubst Du, daß ich Deine abscheulichen, allen Regierungen angezeigten Seeräubereien nicht kenne? . . . Glücklicherweise kannst Du mir nicht mehr entwischen.«

»Mein Herr, wenn Herr Marendi, Banquier, Ihnen etwas schuldig ist, so . . . .«

»Nein, er ist mir nichts schuldig; aber ich bin ihm ein tüchtiges Urtheil vor dem Kriegsgerichte oder dem Assisenhofe schuldig . . . und der Herr Banquier Marendi, der nichts Anderes ist, wie der Capitaine Argow, wird seine Tage in einem Bade von Reisbündeln oder sechs Fuß hoch von der Erde, beschließen.«

»Herr Contreadmiral, bedenken Sie, daß man einen Mann, der fünf Millionen hat, nicht hängt!«

»Gehören sie Dir, verruchter Räuber?« Und Herr von Saint-André schellte, daß die Schnur hätte zerreißen mögen. »Gehören Sie nicht allen den Unglücklichen, die Du in den Grund gebohrt hast? Hier Bruder, hast Du einen Mann vor Augen, der dreitausend Menschen den Tod bereitet hat.«

»Sie täuschen sich! . . .« fiel Argow achselzuckend ein.

»Wagst Du noch zu läugnen?« sprach, trotz seiner Kaltblütigkeit, der Contreadmiral in Wuth.

»O, nicht doch! ich läugne nichts,« sprach der Pirat mit wildem Lächeln; »aber Sie müßen Ihre Rechnung berichtigen; jetzt sind es dreitausend und einer,« fügte er hinzu, und sahe Herrn von Saint-André so an, daß er ihm begreiflich machte, wie er auf seinen Untergang sänne. Herr von Saint-André bemerkte es nicht.

»Großer Gott!« rief der Bischof, »welche Gottlosigkeit!« Und er hob seine Augen gen Himmel.

»Aber, gnädiger Herr,« sprach Argow, »sie wären ja vielleicht am gelben Fieber gestorben!«

»Lieber Bruder,« sagte der Beschof, »befreie mich von der Gegenwart dieses Elenden!«

»Elender!« rief der Seeräuber, die diamantenen Breloques an seiner goldenen Uhrkette schüttelnd; »habe ich nicht eine Equipage? habe ich nicht Gold? habe ich nicht schöne Kleidung? ein Elender! . . . Niemand kann mein Gewissen sehen . . . ich habe es ersäuft. . . . Pah!« fuhr er mit einer unbeschreiblichen Geberde fort; ich hab's gemacht, wie so viele Andere!«

„Fort, Unglücklicher!" rief der Bischof.

„O, Ihren Segen, hochwürdigster Herr! Die Gerechten gebrauchen ihn nicht, er würde also nicht besser angebracht werden können!"

Welch' ein Lächeln schwebte hiebei auf den Lippen dieses gräßlichen Schurken!

„Lieber Bruder," sprach der Priester mit schwacher Stimme, „ich werde übel bei dem Anblicke dieses Menschen; er entferne sich, ich bitte Dich."

„Ich würde sehr verdrießlich darüber sein!" sprach der Contreadmiral, der, seitdem er geklingelt, ruhig aß, wie wenn Argow nicht zugegen gewesen wäre.

„Was willst Du denn mit ihm machen?" fragte der Bischof, erstaunt über die Kaltblütigkeit seines Bruders.

„Ihn verhaften lassen," entgegnete der Seemann.

Herr von Saint-André stand wirklich auf, ging in das anstoßende Zimmer, befahl den Dienern, sich auf jeden Fall bereit zu halten und schickte einen derselben ab, um die Gendarmerie zu holen, denn die ruhige Haltung Argows beunruhigte ihn.

Als er zurückkam, sprach der Pirat, ihm seine beiden Pistolen zeigend:

„Sehen Sie hier, mein Herr, dies wird mich fortan hindern, Galgenfutter zu werden, denn meine Geschichte in Amerika, als man mich ohne diesen Zwieback gefangen nahm, (er bewegte seine Pistolen) hat mich gelehrt, stets mit Vorsicht zu Werke zu gehen. Hören Sie mich genau an, Herr von Saint-André!"

Der Contreadmiral ließ sich im Essen nicht stören. Argow kehrte sich nach Vernyct um und warf ihm einen Blick des Mitleids zu, als er ihn unruhig sahe.

„Vernyct," rief er, „hast Du Deine Freunde?"

Bei diesen Worten zog der Lieutenant sein Paar Pistolen aus der Tasche.

»Sie sehen Admiral, daß wir vier Schüsse haben, und man uns nicht leicht verhaften wird; aber man wird uns überhaupt nicht verhaften, und zwar aus zehn Gründen.«

Bei diesen Worten sahe Herr von Saint-André den Piraten an.

»Zuvörderst,« fuhr Argow fort, »hat Sie Niemand gehört! . . . wäre dies der Fall, so würden Sie schon todt sein. O, Sie mögen mir noch so viel durchbohrende Blicke zuwerfen! es ist so. . . . Niemand hat uns gehört, folglich können wir Sie tödten, Sie und Ihren Bruder, ohne Geräusch, ohne Blutvergießen, und wir werden ungehindert hinausgehen, weil man uns für Banquiers, für vornehme Leute hält und ich in zwei Stunden schon weit weg bin. Zweitens ist Argow nicht mein Name, und ehe Sie Zeugen sammeln, um mich verurtheilen zu lassen, würde ich einen Wächter bestochen und Mittel zur Flucht gefunden haben! Drittens, viertens, fünftens, sechstens, siebentens, achtens, neuntens, — ich sage Ihnen diese Gründe nicht, weil es mir nicht beliebt.«

»Welche Frechheit!« rief der Bischof.

»Es ist keine Frechheit, hochwürdigster Herr, es ist ein richtiges Raisonnement, und da ich zu der guten Gesellschaft gehöre, so ärgere ich mich nicht über das, was Sie mir sagten! . . . Wären wir unter der Linie, so sollten Sie die Fische segnen, aber ich bin in Gesellschaft. . . . Dies Alles verhindert unsern Kauf nicht, Hochwürdigster.«

Als Argow dies sprach, winkte ein Diener dem Herrn von Saint-André, daß die Gendarmen da wären.

»Zehntens, denn es ist Zeit, dem Dinge ein Ende zu

machen; mein Admiral, Sie haben eine Tochter?« und er warf bei dieser Frage dem Herrn von Saint-André einen so furchtbaren Blick zu, daß der unerschrockene Seemann, den er bei seiner schwachen Seite angriff, erbebte.

»Was wollen Sie damit sagen?« rief er.

„Lieben Sie dieselbe?" fragte ihn Argow mit einem ironischen Lächeln und seine Hemdkrause schüttelnd.

Verdutzt sahe Herr von Saint-André den Piraten an, ohne ein Wort zu antworten.

„Sie sehen, mein Admiral, daß es, wenngleich ich verhaftet wäre, mit meinem Processe noch sehr weitläufig sein, und daß ich nicht sobald beigescharrt werden würde; sagen Sie aber ein Wort, lassen Sie mich auch nur zwei Stunden in's Gefängniß führen, so . . ."

„Nun?" fragte Herr von Saint-André wüthend.

„Nun . . . so würden Sie Ihre Tochter nie wiedersehen! . . . Heißt sie nicht Melanie? ist sie nicht blond?"

„Wie, verruchter Räuber? . . ."

„Lassen Sie meine Titel weg, ich nenne Sie ja nicht Contreadmiral."

„Wie gehet es zu, Bösewicht, daß Du dazu bestimmt bist, mich zu peinigen? . . . Geißel meines Lebens! . . . o Schicksal! . . ."

„Sind Sie nicht die Geißel des meinigen? . . . ich halte Ihre Tochter fest; Sie haben mein Leben und meinen Ruf nur an einem sehr schwachen Faden, es läßt sich ein Handel schließen."

„Listiger Bösewicht! . . ." rief Herr von Saint-André

lächelnd; „Du glaubst, Dich durch eine Schurkerei aus der Schlinge zu ziehen, sie wird Dich nicht retten!“

»Pinsel, trotz allem Deinem Verstande!« entgegnete Argow; »glaubst Du denn, daß ich Dich nicht ermordet haben würde, als ich Dich und Deinen Bruder bemerkte, wenn ich mich nicht in dem Besitze der Mittel, Dich im Zaume zu halten, gewußt hätte?«

»Nichts, als List!« entgegnete der Contreadmiral.

»Es muß ein Ende werden . . . hier, Admiral, lies! und wenn Du ein guter Vater bist, so laß mich in Ruhe und laß uns über einkommen, nicht mehr gegen einander zu kriegen: man kann sich auf mein Wort verlassen, ich habe es bewiesen . . verspritch mir, mich nicht mehr zu verfolgen, und gelobe, den Vortheil zu verschmähen, den mir das Schicksal durch eine unbegreifliche Fatalität über Dich gegeben.«

Der Pirat überreichte dem Contreadmirale nun einen offenen Brief, den Melanie an ihren Banquier geschrieben hatte.

»Ich kann, mein Herr, nicht in die Verbindung willigen, die Sie mir vorschlagen, so vortheilhaft sie auch für mich sein könnte. Da Sie mich indeß ohne meine Einwilligung dem Herrn Maxendi vorgestellt haben, so glaube ich, es würde gut, es würde schicklich sein, wenn Sie ihm zu verstehen geben, daß meiner Weigerung nichts Unangenehmes für ihn zum Grunde liegt, und zum Beweise dieses Wohlwollens willige ich ein, morgen Ihrer Gesellschaft beizuwohnen. Wollten Sie die Güte haben, mir Ihren Wagen zu schicken, so werde ich Ihnen verbunden sein. ꝛc.

Melanie von Saint-André.«

Brief des Banquiers.

»Wenn Sie es erlauben, gnädiges Fräulein, so wird sich Herr Marendi ein wirkliches Vergnügen daraus machen, Ihnen seinen Wagen anzubieten, um an unserm morgenden Balle Theil zu nehmen. Dies ist ein sehr schwacher Beweis des Wohlwollens, den Sie ihm geben würden, rc.

William Badger.«

»Nun!« rief Herr von Saint-André, den Argow ansehend.

»Nun! mein Wagen war ein verschlossener Wagen, der Ihre Tochter mit Postpferden dahin gebracht hat, wohin ich es haben wollte. . . . Einer meiner Getreuen, ein ehemaliger Matrose, sehr gewandt in solchen Händeln, saß auf dem Bocke und bezahlte den Postillion, indem er sagte, seine Herrschaft führe ihre Tochter in die Bäder von B.«

»Bösewicht!« rief Herr von Saint-André, »wer hat Dir solche Pläne eingegeben? Welche Absicht hattest Du? Welches Interesse trieb Dich an?«

»O, ich habe keine Heimlichkeiten vor meinen Freunden!« sprach Argow, sich neben Herrn von Saint-André setzend. »Ich will Ihnen Alles sagen. Zuvörderst aber entlassen Sie die Gendarmen und ihre Leute, die ich in unsrer Nähe höre!«

Herr von Saint-André bedeckte seine Augen mit der Hand und fing an nachzusinnen. Es fuhr ihm der Gedanke in den Kopf, daß er Alles, was Argow verlangte, kühn versprechen könnte, damit er ihm seine Tochter wiedergäbe, und daß in der Folge sein Bruder oder ein Anderer den

frechen Seeräuber der Justiz in die Hände spielen könnte. Er nahm daher seine Hand von den Augen weg, und gab dem Argow ein Zeichen, daß er in sein Begehren einwillige. Der Matrose ging zu den Gendarmen und sprach zu ihnen: Herr von Saint-André kenne in der Stadt einen verdächtigen Menschen und er werde morgen mit ihm zu dem Commandeur der Gendarmerie gehen. Er empfahl ihnen auch, ihrem Chef zu sagen, er solle den Herrn Contreadmiral von Saint-André erwarten; dann ging er neben Vernyct vorbei und befahl ihm, sich auf der Stelle zu entfernen, die Pässe visiren zu lassen, Postpferde auf ein Uhr nach Mitternacht zu bestellen und sogleich zurückzukommen. Argow setzte sich nun wieder neben den Herrn von Saint-André und erzählte ihm mit einer Kaltblütigkeit, welche der des Admirals, der sich von der starken Aufregung, die ihm Argows Benehmen verursacht, wieder erholt hatte, gleich war, Folgendes:

»Als ich, mein Herr, vor einem halben Jahre nach Paris zurückkam, machte ich mit einem gewissen William Badger, einem rechtlichem Kerle, Bekanntschaft, und rettete ihn von einem Banqueroute. Um mich für den Dienst, den ich ihm erzeigte, zu bezahlen, rieth er mir, mich zu verheirathen, indem er sagte, daß ich bei einem solchen Vermögen, wie das meinige (ich habe fünf Millionen) eine Frau haben müßte, die mir den Genuß des Lebens noch mehr versüßte; er fügte hinzu, er kenne eine Jungfrau, der man durch ihre Verheirathung einen wesentlichen Dienst leisten würde; sie wäre vor fünf Jahren aus Amerika gekommen, wäre schön, rührend, reich (denn er ist's der durch ein glück-

liches Unternehmen ihr Vermögen verzehnfacht hat), sie kenne die Welt nicht, lebe allein, verdrießlich, und ein lebenslustiger Mann, wie ich, würde ihr Freude machen. Ich bin nicht schön, aber ich bin, wie sie sehen, nervig, gesund, habe tüchtige Schultern und werde von keiner Melancholie geplagt. Ich willigte ein. Als er nur Fräulein von Saint=André nannte, stieg eine geheime Freude in mir auf, und ich verhehlte sie. Sie, mein Herr, sind in der That mein furchtbarster Feind; Sie allein in Frankreich können mich verathen, denn fast alle ihre Officiere und meine Spießgesellen ebenfalls müssen todt sein! War es nicht ein Meisterstück ihr Schwiegersohn zu werden? Ihre Tochter wollte nicht! Wenigstens bedurfte ich auch, da ich Ihren Todtenschein nicht anschaffen konnte, der Beihilfe Ihres Bruders . . . er würde mich erkannt haben. . . . In Paris lassen sich die Heirathsbeamten nicht leicht täuschen. Ich habe also einen Notorietätscontract aufnehmen lassen, welcher bestätigt, daß zwei von meinen Matrosen gesehen haben, wie Sie am Bord der Atalante durch einen Schuß getödtet worden.

Mit diesem Acte werde ich nun dahin gehen, wohin man Melanien gebracht hat: dort werde ich mit einigen Louisd'or den Maire Alles glauben machen, was ich will, werde Ihr Schwiegersohn werden. Ich bete Ihre Tochter an. . . . Sie ist niedlich, ich muß es gestehen!«

»Gieb sie mir zurück, Argow, ich schwöre Dir, nie das Geheimniß Deines vergangenen Lebens zu verrathen.«

Die Augen des unempfindlichen Contreadmirales schwammen in Thränen, und er fuhr fort:

»Gieb mir meine Tochter zurück, Argow, ich verspreche vor Gott, Alles zu thun, was Du willst.«

»Sie wollen nie ein Wort von Allem sagen, was Sie von mir wissen?«

»Ich schwöre es!« sprach Herr von Saint-André mit einem Tone der Aufrichtigkeit, der schwer zu verkennen war.

»Nun wohl,« entgegnete der wilde Matrose mit einem teufelischen Lächeln, »ich schwöre, auf mein Corsarenwort, Ihre Tochter nur Ihnen selbst zu überliefern.«

»Wann?« fragte der Contreadmiral.

»Morgen Abend um diese Stunde! Ich muß die Zeit haben, sie zu holen!«

»Argow, ich verlasse mich auf Dich! . . . und ich vergesse allen meinen Haß, ich schwöre alle Rachgier ab!«

»Und ich,« versetzte Argow, »ich verlasse mich auf Sie. Adieu, hochwürdigster Herr! Adieu Admiral!«

Der Matrose entfernte sich langsamen Schrittes, um zu zeigen, daß er sich nicht fürchtete. Er kam noch einmal zurück, und sprach:

»Erstaunen Sie nicht, wenn ich noch diese Nacht abreise, Ihre Tochter ist weit weg von hier!«

Er ließ die beiden Brüder allein. Im Vorzimmer begegnete er seinen Lieutenant Vernyct, der alle seine Befehle vollzogen hatte.

»Entfernen wir uns, Vernyct! und prüfen wir sorgfältig die Zimmer, durch welche wir gehen!

Die beiden Seeräuber betrachteten die Höhe der Fenster, die Treppe, den Hof, die Thür. Als sie aus dem Hause

waren, fragte Vernyct den Maxendi, wozu ihm der Plan des bischöflichen Hotels nützen sollte.

»Wozu er mir nützen soll!« sprach der Matrose leise; »man muß auf Niemandes Verschwiegenheit bauen; ich vertraue in diesem Falle nur einem Weibe.«

»Einem Weibe!« rief Vernyct lachend und seinen Capitaine ansehend.

»Der Todesgöttin!« fügte Maxendi mit abscheulichem Lächeln rasch hinzu. Gehen wir um das Schloß herum, denn dies Alles ist uns nöthig. Und, Entschlossenheit! denn es kommt auf die Sicherung unsrer ganzen Existenz an!«

Als sie dem Garten gegenüber waren, bemerkte der Matrose mit Vergnügen, daß die Mauern desselben nicht hoch waren, und auch die schönen, breiten Dächer des Hotels von Schornsteinen wimmelten. Bei diesem Anblicke machte Argow seinen Plan und ging nach seinem Gasthofe zurück.

Als er durch die Straßen ging, stieß er auf einen etwa siebzehnjährigen, armen Burschen. Es war ein Auvergnat, dessen Kleider bewiesen, daß er seinen Rücken dem Ersten, dem Besten vermiethete.

Argow blieb stehen und betrachtete das etwas mutzige und listige Gesicht desselben.

»Wie viel verdienst Du, Bursche?" fragte er, ihn aufmerksam prüfend.

»Soviel, wie Sie,« entgegnete der Handlanger.

»Wie so?« fragte der über diese Antwort erstaunte Matrose.

»Ja, ich habe meine Einkünfte und Sie die Ihrigen,« antwortete trocken der Savoyard.

»Du gefällst mir ausnehmend,« entgegnete Argow überrascht.

„Ich habe auch vielen Andern gefallen.“

„Halt's Maul!“ sprach Vernyet gebieterisch, „und mache den dicken Herrn da nicht böse.

„Lieber Freund, willst Du Dein Glück machen?“ fragte Marendi.

„Gewiß!“ erwiederte der Bursche.

„Nun,“ fuhr Argow fort, „welche Summe würde Dich glücklich machen? Laß hören, besinne Dich, . . . aber so glücklich, daß Du nichts mehr zu wünschen hast.“

„O, dann muß ich den Acker der Mutter Veronica, ein mit Schiefern gedecktes Haus, einen Garten haben, und, o, ich würde dies Alles für zwölftausend Francs bekommen, und Hannchen heirathen! Sie hat mir gesagt, ich solle ausgehen, mir etwas zu verdienen, um sie zur Frau zu bekommen . . . o, wie würde sie erstaunen!“

„Mein Junge, Du kannst diese zwölftausend Francs verdienen . . . auf der Stelle!“

„Sie verdienen!“ rief der Auvergnat, die Augen weit aufsperrend. „Ja,“ sprach er, sich wiederholend, „aber sie auch rechtlich verdienen?“

„Rechtlich!“ entgegnete Argow; „Dein Gewissen soll sich nichts vorzuwerfen haben; aber Du mußt geschickt sein . . . sonst würdest Du nur zwölf Sous verdienen können.“

„Welche Absicht hast Du denn dabei?" fragte Vernyet ganz leise.

„Freundchen," fuhr Argow, ohne seinem Lieutenant zu antworten, fort, „Du folgst uns, ich werde Dir ein großes Paquet geben, Du gehest in das bischöfliche Hotel, bittest den Bedienten, Dich zu dem Zimmer des Herrn Contreadmirals von Saint-André, der heute angekommen ist, zu führen, gehest hinein, übergiebst ihm das Paquet und siehest genau zu, in welchem Theile des Hotels dieses Zimmer liegt, ob es nach dem Garten oder nach dem Hofe hinausgehet, ob es im rechten oder linken Flügel ist, und wenn Du mir hierüber genaue Auskunft giebst, so werde ich Dich mit mir auf mein Schloß nehmen, und ich zahle Dir diese Nacht noch Deine zwölftausend Francs; ich werde dann wenigstens einen Menschen in meinem Leben glücklich gemacht haben! . . . Verstehest Du!"

„Ja . . . aber was wollen Sie machen? . . . und wozu sollen diese Nachrichten dienen? . . ."

„Das gehet Dich nicht an. Willst Du Hannchen heirathen und zwölftausend Francs verdienen?"

„Ja."

„So gehe!"

Der Auvergnat fing an zu laufen.

„Begreifst Du nun?" sprach Argow zu Vernyet.

„Nein."

„Nun, so gehe nur zu."

Sie kamen alle Drei im Hotel d'Espagne an und Argow machte ein ungeheures Paquet aus Papier, Leinwand

und Allem, was er finden konnte, übergab es dem kleinen Auvergnaten und dieser eilte damit nach des Bischofs Wohnung.

„Willst Du mir Deine Absicht sagen?" sprach Vernyct, als der Handlanger weg war.

„Das läßt sich nicht zwischen vier Wänden sagen," flüsterte Argow seinem Lieutenant in's Ohr. „Siehest Du nicht, daß uns nur eine daumensdicke Thür von dem anstoßenden Gemache trennt, und daß man sogar durch dieselbe hindurch sehen kann," fügte er, die Thür betrachtend hinzu.

Nach Verlauf einer Stunde kam der Auvergnat zurück, und gab ihm vollständig die gewünschte Auskunft, indem er hoch und theuer bei seinem Hannchen schwor, daß sie ganz genau sei.

„Ich glaub's," sprach Argow; „aber ich werde den Beweis davon bekommen. Hast Du den Herrn von Saint-André gesehen?"

„Nein. Er war eben mit Sr. Hochwürden ausgefahren, um einen jungen Mann aufzusuchen, der Abends im Hotel gewesen."

„Warte an der Hausthür auf uns!"

Der Auvergnat ging hinaus.

Argow entkleidete sich und forderte Vernyct auf, ein Gleiches zu thun. Sie zogen schlechte Kleider an, die sie stets bei sich hatten, um Morgens zu rauchen und zu zechen, und, so verkleidet, entschlüpften sie, ohne, außer dem Auvergnaten, von Jemandem gesehen zu werden, aus dem Gasthofe.

Argow sahe nach seiner Uhr, fand, daß es erst neun Uhr war und benutzte diese Zeit, um Stricke und eiserne Klammern zu kaufen. Sie gingen in der Stadt herum und als die Uhr der Kathedrale von A . . . y halb zwölf schlug, nahmen sie den Weg nach dem bischöflichen Palaste.

IX.

Neues Verbrechen Argows. Gefahr des Vicars. Er reiset nach Paris. Er hält sich an seinem Geburtsorte auf. Brief an seine Mutter. Morgenvision.

Der Zufall wollte, daß die düsterste Nacht das Unternehmen Argows und seines Spießgesellen begünstigte. Sie gelangten bis hinter die Ringmauern der Gärten des bischöflichen Hotels. Vernyct warf eine eiserne Klammer, die an einem Seile befestigt war, das stark genug war, um einen Menschen zu tragen, und in das man von Entfernung zu Entfernung Knoten gemacht, auf einen Baum. Sobald die Klammer auf Zacken, die durch ihre Vereinigung eine Gabel bildeten, festsaß, kletterten die beiden Matrosen an diesem schnellgeschaffenen Tauwerke in die Höhe, und zogen, als sie auf dein Baume waren, das Seil und das ganze Paquet nach sich. Sie sind im Garten und befinden sich bald vor der Façade des Hotels. Argow mißt diese Façade mit dem Auge.

»Er hat uns gesagt, das Zimmer liege hofwärts . . . die beiden Fenster sind die einzigen im linken Flügel, dieser Flügel muß also von uns besucht werden. . . . Gut, da ist ein Schornstein, dies ist das Zimmer!«

»Aber wie sollen wir auf das Dach gelangen?«

»Das ist die Frage, das zu lösende Problem, und wir haben dazu nur eine Stunde,« sprach Argow. »Die Postpferde dürfen nicht auf uns warten, denn das würde eine schlechte Wirkung erzeugen. Man muß uns im Bette aufwecken.«

Während Argow also sprach, betrachtete er die Façade.

»Bist Du leicht, Vernyct? denn ich bin jetzt so dick, daß ich dies nicht wagen möchte.«

»Wie?« fragte der Lieutenant.

»Höre! Auf den Blättern der Persiennen des Erdgeschosses emporklimmend, mußt Du das Seil am Balkon der ersten Etage befestigen; bist Du erst auf dem Balkon, so befestigst Du das Seil über der Persienne der ersten Etage und so fort, bis zum Dache. Der Vorsprung, den die Einfassung bildet, woran das Wappen, ich weiß nicht was, eingehauen, macht Dir es leicht, die Klammer auf dem Dache zu befestigen.«

Vernyct zauderte lange, endlich aber entschloß er sich dazu. Argow zog aus einem Ringe, den er am Finger trug, eine Nadel, die mit dem Safte vergiftet war, wodurch sich die Wilden ihrer Feinde entledigen,*) und gab sie dem Vernyct,

---

*) Wenn ein Wilder einen seiner Feinde umbringen will, so findet er sich nach einer langen Jagd mit ihm bei einem Schmause ein: er setzt sich unmittelbar über den, den er vergiften will, und wenn am Ende des Schmauses die große Trinkschale von Hand zu Hand gehet, so trinkt der Wilde daraus, sein Feind ahmt ihm nach, und sinkt todt zu Boden, ohne daß der, welcher sich rächt den geringsten Schaden nimmt.

um damit geräuschlos Alle zu vernichten, die ihm in den Weg kommen sollten; dann stellte er sich auf die Wache und untersuchte Alles, während der Lieutenant den ihm gewordenen Auftrag ausführte.

Es gelang dem Vernyct wirklich, die Einfassung zu erreichen und er befestigte daselbst zwischen zwei auseinanderstehenden Steinen die Klammer. Argow hängte sich unten an das Seil, um zu versuchen, ob es fest genug säße, und schwang sich dann auch hinauf. Von da aus gingen sie auf den Dächern bis zum Schornsteine des Zimmers des Herrn von Saint-André, und Argow schlüpfte, nachdem sie den Kranz desselben zertrümmert, so geräuschlos, wie möglich, darin hinunter. Als er in der Höhe des Zimmers war, horchte er, um aus dem tiefen Schweigen zu erfahren, ob der Contreadmiral bereits im Bette wäre.

Nach dieser Prüfung ließ sich Argow auf den Heerd hinab. Hier horchte er wieder, und wagte es, in das Zimmer zu sehen. Herr von Saint-André schlief. Der Matrose stehet vom Heerde auf, läuft hinzu, und bohrt die Nadel in eine Arterie. Der Unglückliche öffnet die Augen, er will rufen . . . und verscheidet.

Dies gehet folgendermaßen zu: Die Amerikaner lassen diesen Saft trocknen, und wenn er nur noch einen festen Bodensatz bildet, pülvern sie ihn und füllen die Nägel ihrer Finger mit diesem tödtlichen Safte an, den sie Peggu nennen; wenn die Schale ankommt, so trinken sie, lassen aber, nachdem sie getrunken, den zwischen den Nägeln und dem Fleische ihrer Finger enthaltenen Staub in die Schale fallen. Niemand kann sich ihrer Rache entziehen: dies ist die gebräuchlichste. A. d. H.

»Sein Tau ist abgelassen!« spricht der Pirat. Augenblicklich klettert er durch den Schornstein auf das Dach zurück und steigt von da wieder in den Garten und aus diesem auf die Straße. Es ist ein Uhr Nachts und die beiden Corsaren gehen auf das Hotel d'Espagne zu. Argow ist eben so ruhig, als wenn er einer leeren Flasche einen Tritt mit dem Fuße versetzt hätte. Sein Spießgeselle folgt ihm, und Jeder, der sie mitten in dieser düstern Nacht hätte dahingehen sehen, würde sie mit dem Verbrechen, dem die Gewissensqual folgt, verglichen haben. — — — — — —

Der Vicar schlief und ward von einem ängstlichen Traume gequält. Er träumte, Melanie betrachte unter den reinsten und lebhaftesten Freuden das Haupt ihres geliebten Joseph. Eine Todtenblässe bedeckte nun ihre Stirn, sie wurde unbeweglich und kalt; auf ihren Lippen schwebte das Lächeln der Unschuld, und aus der Weise, wie sich ihre Augen schlossen, bemerkte der Vicar, daß, ehe sie die Augenlieder schloß, ihr letzter Blick für ihn gewesen war. Nach dieser schmerzhaften Geberde, sahe er Melanien von äußerst hellem Lichte umgeben; ihr Antlitz glich dem einer Heiligen, ihr Gewand war wie ein Gewebe von Silberfäden; ihr Haar in Unordnung; ihre Haltung schwebend; in diesem Zustande erhob sie sich zum Himmel und winkte ihm mit dem Finger, ihr nachzukommen. Er lag in einer furchtbaren Convulsion auf der Erde, und suchte dem süßen Winke seiner Freundin zu gehorchen, er vermochte es nicht, wurde unwillig, hob die Arme auf; aber etwas Körperliches hielt ihn auf der Erde fest. . . . In der Ferne gewahrte er ein marmornes Grab=

mal, das sich langsam aufhob, und Herr von Saint-André zeigte sein Haupt, aber todt! . . . und weiterhin sahe er undeutlich Frau von Rosann, hörte ihr Weinen, ohne daß er sie zu erkennen vermochte. . . . Er fährt aus dem Schlafe auf, und sein lautausgesprochener Name trifft sein Ohr. Nun stehet er auf und siehet durch die Spalten der Thür, die ihn von dem anstoßenden Zimmer trennt, Licht schimmern.

Joseph nähert sich und sucht zu unterscheiden, welche Menschen noch zu dieser Stunde sprechen; . . . er erkennt Argow und seinen Spießgesellen.

»Es ist sein angeblicher Sohn! sage ich Dir,« wiederholte Argow, »und während man unsre Pferde holt, müßte man . . .«

»Müßte man etwas beschließen,« fiel Vernyct ein, »die Alte wird Alles verrathen! . . . sie ist entwischt . . . Du hast gehört, was Gorbelu gesagt hat, es ist eine Unbesonnenheit.«

»Pah! . . . wenn die Kleine wohl verwahrt ist, so mag die Alte meinetwegen zurückkehren, sie weiß nichts . . . und übrigens wird sie auch in der Umgegend des Schlosses bleiben; wir wollen uns dahin begeben und Alles beaufsichtigen. . . . Du verzweifelst immer. . . .«

Als Argow dies sagte hatte er eine Rolle Papier in der Hand und schlug damit auf den Tisch.

»Was hast Du denn da?« fragte Vernyct.

»Es ist unbedeutend. Es ist das Tagebuch der Kleinen. Was schrieb sie doch alle Tage! . . . Possen! . . .« Und er warf die Rolle auf den Tisch.

»Nun, woran denkst Du denn? Die Pferde kommen! Du hast doch die Wirthin bezahlt?«

„Ich meine, weil dieser junge Mann schläft! . . . so wird es uns nicht viel Mühe mehr machen, ihn weithin schlafen zu schicken!“

Bei diesen Worten schauderte Joseph, denn als sie Argow aussprach, zeigte er mit dem Finger nach der Thür, durch welche der Vicar sahe, und für Joseph war es der bitterste und furchtbarste Tod, wenn er jetzt hätte umkommen sollen, ohne Melanien wiedergesehen zu haben, jetzt, da ihre Liebe unschuldig wurde. Er bebte und betrachtete sein Zimmer, um zu sehen, ob er entfliehen und den Piraten verhaften lassen könnte.

„Er hat mich erkannt,“ fuhr Argow fort, „und er wird mich verfolgen! . . . Nichts ist so sehr zu fürchten, wie die jungen Leute, weil sie exaltirt sind: Vortheil, Gefahr, vermögen nichts über sie! . . . und . . . höre, laß uns gehen! . . .“

„Nein, er mag eben so sterben, wie der Andere! . . . und die Chirurgen könnten recht gut . . . Zwei! . . . dieselben Symptome! . . .“

»Das ist der erste gute Vorschlag, den Du mir gegeben! Denke indeß daran, daß keine Spur zurückbleibt, daß nichts entdecken kann; es ist ein Austreten des Blutes! Das Blut erstarret . . . unsre Sicherheit!«

»Ich weiß wohl, daß uns der Teufel hier nicht finden wird! . . . denn ich hoffe, wir werden eine Spazierfahrt nach Columbien machen, Marquebriefe nehmen, uns in ih-

ren Dienst geben, und uns mit den Spaniern herumbalgen. Man muß hier diesen Handel vergessen lassen.«

»Feigling! Nur in der äußersten Noth gehen wir dahin. England, Schweden, Dänemark, Rußland haben uns nicht begnadigt, wie es auf C... T... geschehen ist, und der sicherste Ort für uns ist Paris.«

»Du willst also die Kleine fahren lassen?«

»Nein, ich will sie heirathen, ich liebe sie!«

Bei diesen Worten nahm Argows abscheuliches Gesicht einen besondern Charakter der Energie an.

»Du wirst also dem Gorbelu Befehl geben?«

»Ja!«

Dies gedehnte Ja bezeugte, daß Argow noch immer an seine Absicht dachte. So muthig und unerschrocken auch der Vicar war, so schauderte er doch, und konnte sich, als er die Augen des schrecklichen Piraten auf die Thür geheftet sahe, des Gedankens, man habe ihn gesehen, nicht erwehren.

»Höre, Vernyet, ich muß meine Lust büßen!«

»Argow, mein Freund, es ist ein unnützes Verbrechen, glaub's mir! Wenn er uns auch verfolgt! .... immerhin! ich lasse Alles zu, was nothwendig ist!«

Bei diesen Worten hielt Vernyet sein Ohr nach dem Fenster hin, wie wenn er horchen wollte, ob die Pferde noch nicht kämen, und der Vicar las auf des Lieutenants Gesichte den Wunsch, abzureisen.

»Geschwind,« sprach Argow, »die Postpferde kommen noch nicht, ich habe die Zeit dazu.«

Argow ging hinaus und sein Genosse, der beständig mit ihm sprach; folgte ihm.

Nie liebte der Vicar das Leben mehr, wie in diesem Augenblicke, er kannte den ganzen Werth desselben und würde sich wie ein Löwe vertheidigt haben; aber er hatte den Argow ohne Waffen gesehen und eine Ahnung von Verrätherei drang in seine Seele. Ein geheimes Vorgefühl sagte ihm, er solle sich der List bedienen. Er hatte nun die Gegenwart des Geistes, die Hespe von den Angeln der geblendeten Thür zu nehmen, und schlüpfte in demselben Momente, da Argow in sein Zimmer trat, in das der Seeräuber. Der Matrose erbrach das Schloß und drang ohne Licht in das Zimmer des Vicars.

Joseph sahe, wie er mit der Hand mehrere Male in das Bett stieß! In diesem Momente erschienen die von Joseph und Argow bestellten Postpferde im Hofe. Vernyct rief:

»Argow! Argow! da ist unser Auvergnat und die Magd! . . .«

»Es ist geschehen!« sprach leise der Pirat und eilte mit Vernyct die Treppe hinunter.

Bestürzt über die Gefahr, in der er geschwebt, stand Joseph unbeweglich da und hielt, ohne es zu bemerken, die Papierrolle in der Hand, welche Argow verächtlich weggeworfen hatte. Als er sich rufen hörte, ging er wieder in sein Zimmer, setzte die Thür wieder in ihren vorigen Stand und erfuhr nun von der Magd, daß sein Wagen bereit stehe.

»Weißt Du, wohin sich diese verruchten Schurken fahren lassen?« fragte Joseph die Magd.

»Nach seinem Schlosse Vans, hat der dicke Herr gesagt.«

»War er erstaunt, bestürzt?«

»Nein er lachte!«

»Er lachte mein Kind!« rief der Vicar. Höre, liebes Mädchen, ich will Dir einen Auftrag geben, den Du hoffentlich ausrichten wirst! Gehe zu Herrn von Saint-André, meinem Va . . . meinem Gönner, meinem Oheime . . . sage ihm, daß Herr Joseph ungefähr um acht Uhr in seiner Wohnung gewesen, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeugen, daß er gezwungen worden, sogleich abzureisen, ohne seinen Vater sehen zu können!«

»Wie,« rief die Magd erstaunt, »Sie sind der Neffe Sr. Hochwürden?«

»Ja,« sprach Joseph, ihr ein Fünffrancsstück in die Hand drückend. Bewahre dieses Geldstück; wenn Du einst liebst, so erinnere Dich an Herrn Joseph, und, wenn Du den heirathest, den Du liebst, so denke wieder an mich!«

Erstaunt über den Ton, mit welchem der junge Priester diese Worte sprach, begleitete ihn die Magd bis an seinen Wagen. Er gab Befehl, den Weg nach Paris einzuschlagen und versprach dem Postillione ein Trinkgeld, weshalb denn auch sämmtliche Bewohner von A . . . y durch Peitschengeklatsche aufgeweckt wurden.

»In dem Momente, da des Vicars Wagen mit Blitzesschnelligkeit dahinflog, und die Magd die Thür verschloß, rief eine Stimme:

»Qui potest capere, capiat! (Wer nehmen kann, der nehme!) das heißt, mein Kind, man kann des Guten nie

zu viel thun!« . . . Und er nun sie zwei oder drei Male hinter einander . . . . Sie fing an zu schreien . . .

»Still! still!« rief Lesecq, »Sie sind Magd im besten Gasthofe in A...y; also muß unser Vicar Joseph hier eingekehrt sein.«

»Ein schöner, brauner, junger Mann, der nach Paris eilt, ohne auf die neuen Kleider, die er bestellt hat, zu warten!«

»Nein, mein junger Priester hat deren genug; es gehet ihm nicht, wie mir! **Vestes usatas semper** (stets abgenutzte Kleider).«

»Der Neffe Sr. Hochwürden!« rief die Magd. »Er scheint traurig . . . verliebt zu sein!«

»Das ist's gerade!« antwortete Lesecq. »Wo ist er, wohin gehet er?«

»Er ist den ganzen Tag hier gewesen und ist eben nach Paris abgereis't, und . . .«

Lesecq hatte, ohne die Magd ausreden zu lassen, sein Pferd wieder bestiegen, und galopirte nach Aulnay zurück, um Frau von Rosann von der Flucht ihres Sohnes zu benachrichtigen, die zwölfhundert Francs in Empfang zu nehmen, Josephinen dadurch, daß er nichts weiter davon wußte, zur Verzweiflung zu bringen, und allen Klatschgesellschaften beizuwohnen, die man, seitdem Joseph das Dorf verlassen, dort halten würde.

In eine Ecke seiner schlechten Kutsche gedrückt, dachte der Vicar unterdessen über alle Begebnisse nach, die an diesem kurzen Abende auf ihn eingestürmt waren und kam nach

Vans=le=Pavé, ehe er es dachte. In diesem Dorfe war nach A...y die erste Poststation. Mit einem Ende stieß Vans=le=Pavé an den Wald, den Aulnay=le=Vicomte und sein reitzendes Thal am andern Ende so malerisch begrenzte. Am andern Ende dieses ungeheuern Waldes sahe man das Schloß, das ehemals der Familie von B... gehörte, und Argow vor einem Jahre gekauft hatte.

Das Aufhören der schnellen Bewegung des Wagens zog Joseph aus seiner Melancholie, und er fragte den Postillion, wo er wäre.

»In Vans=le=Pavé!« antwortete er.

Joseph sprang aus dem Wagen und sagte, er wolle einige Minuten daselbst verweilen. Er fragte nach dem Maire und man führte ihn sogleich in die Stube des Postmeisters, der zufällig auch Maire der Gemeine Vans war.

»Vor zwanzig und einigen Jahren, mein Herr, ist ein junges Mädchen . . .«

»Das war vor der Revolution,« sprach der Maire.

»Ja, mein Herr, ist ein vornehmes, wahrscheinlich verkleidetes junges Mädchen hier niedergekommen . . .«

»Sie thun weiter nichts!« fiel der Maire ein. »Vor und nach der Revolution sind Kinder stets ihre Hauptsache gewesen . . . diese Weiber . . .«

»Ich möchte wissen, mein Herr, ob die Frau, bei der jenes junge Mädchen wohnte, noch lebt.«

»Gewiß lebt sie noch,« sprach die Frau des Postmeisters; es ist die Schwester der Schloßvogtin in Aulnay; ich er=

innere mich noch ganz deutlich an diesen Vorfall. Ein Geistlicher, ein junges Mädchen, schön, wie die Liebesgötter.«

»So ist's, Madame,« sprach Joseph. „Ich ersuche Sie, mein Herr, dem Maire gefälligst zu sagen, daß er den Taufschein des Kindes hieherschickt.«

»Der Maire, der bin ich!« rief der Postmeister; »ich habe diese Würde durch die königliche Gnade bekommen.«

»Ich will Ihnen das Geld für dies Document hierlassen, mein Herr, und bitte Sie, dasselbe nach Paris zu schicken, und zwar an die Addresse, die ich darunter schreiben werde.«

»Welch' hübscher Mann!« murmelte die Postmeisterin. Joseph hörte nur noch den Maire, der mit seiner Frau schalt. Als er hinunterging bedachte er, daß er doch wenigstens die Hütte sehen müsse, in der Frau von Rosann ihn zur Welt gebracht. Er ließ sich die Wohnung der Schwester Mariens anzeigen, und ein Postillion führte ihn an das Ende des Dorfes nach der Seite des Schlosses hin. Der Vicar klopfte an die Thür eines fast zusammengestürzten Hauses, das ein Strohdach bedeckte. Eine runzeligte Frau öffnete und rührte dann die Asche auf dem Heerde um, um die Stube zu erhellen. Bei diesem schwankenden Scheine warf Joseph einen flüchtigen Blick auf diesen Tempel der Dürftigkeit, und ein süßes, aber peinliches Gefühl bemächtigte sich seiner Seele.

„Wie," rief er, „hier habe ich zum ersten Male geathmet, hier habe ich zum ersten Male das Licht der Welt gesehen, hier den ersten Laut von mir gegeben? O, Mutter

die ich liebe! O, zärtliche, sanfte Frau, wie thut es mir wehe, Dich nicht genug gesehen zu haben! Hier also hast Du gelitten! Sei gegrüßt, geliebte Hütte, ich werde Dich aus den Trümmern erheben, ich will, daß das Wesen, das diesen Ort bewohnt, glücklich ist! so glücklich, wie ein Sterblicher es sein kann!«

„Wie, Sie sind es, den die arme kleine Dame hier zur Welt gebracht hat?" fragte die alte Frau. „Ich, ich habe Sie in meine Arme genommen . . . der Geistliche saß da," sie zeigte auf einen wurmstichigen Sessel. „Ihre Mutter litt . . ."

„Sie litt!" sprach der Vicar mit dem Tone rührenden Mitleids.

„Auf diesem Bette, das damals besser war!"

„Es wird werden, wie es sein muß! . . . arme Frau, welche Dürftigkeit!"

Joseph bemerkte ein Dintenfaß und schrieb an Frau von Rosann folgenden Brief:

„Theure Mutter!

Aus der Hütte, die von Ihrem Wehgeschrei wiederhallte, schreibe ich an Sie, mit dem Gefühle jener lieblichen Erkenntlichkeit, die man mit dem süßen Namen Kindesliebe bezeichnet, wende ich mich an ihr Herz. . . . Ich begreife jetzt den Grund Ihres Zuvorkommens, Ihrer Gefälligkeiten! . . . und ich habe Sie abgewiesen! . . . O! . . . ich werde nach Aulnay zurückkommen! Ich brenne vor Begierde, Ihr heiliges Antlitz mit Küssen zu überschütten; eine Fluth süßer,

reizender Gefühle durchströmt meine Brust. Gestatten Sie mir, Sie, zwar aus der Ferne, doch das Verhängniß will es so, mit dem süßen Namen Mutter zu begrüßen. . . . Einst werde ich an Ihren Busen gelehnt, Ihnen das Geheimniß meiner Leiden, die jetzt eines grausamen Heilmittels bedürfen, anvertrauen . . . ich bewundere die Sonderbarkeit der Begebnisse, die mich von Ihnen getrennt haben. Glauben Sie mir, daß es, nächst einem Verlangen, welches wider meinen Willen, die erste Stelle in meinem Herzen einnimmt, mein aufrichtigster Wunsch ist, Sie zu umarmen! . . . Risse mich nicht das Schicksal fort, so wäre ich in Ihre Arme geeilt, sobald ich nur das Geheimniß meiner Geburt und Ihre bewundernswerthe Aufopferung erfahren hatte. In diesem Augenblicke indeß schweigt in mir Alles bei dem Andenken an Ihre Schmerzen und bei dem Anblicke der geliebten Hütte, in der Sie mir insgeheim das Leben gegeben! Dieses Begebniß Ihrer Jugend macht Sie meinem Herzen noch theurer, denn ich fühle Alles, was Ihnen meine Liebe mehr schuldig ist, wie einer andern Mutter! . . . Hören Sie, indem Sie diesen Brief lesen, hören Sie die Stimme Ihres Sohnes, der Ihnen dankt, der Sie siehet, der sein ganzes Sein auf dieses Papier niederlegt. Denken Sie, daß ich auf diese Stelle die Idee des ehrerbietigsten, zärtlichsten Kusses, den ein Sohn je gegeben, gedrückt habe; Ihr Bild ist mir zur Seite, ich sehe Sie auf diesem Bette, ich weine, indem ich Sie stöhnen zu hören glaube, und diese Hütte scheint mir ein Palast zu sein! Adieu! . . .

Die Frau, welche diese Hütte bewohnt, ist arm, ich

möchte, daß wir mit einander sie bereicherten, daß wir miteinander sie neu aufbauen; diese erste unsrer Handlungen muß uns gemeinsam sein, und nur diese Frau darf Ihnen diesen Brief bringen. Joseph."

»Höret, mein gutes Mütterchen,« sprach der Vicar tief gerührt, »Ihr gehet noch heute Morgen von hier ab, begebt Euch nach dem Schlosse Aulnay-le-Vicomte, und fragt nach der Frau von Rosann!«

»Nie werde ich dies wagen, . . .« sprach die Bäuerin verschämt.

»Still! still! . . . Ihr werdet, wenn Ihr diesen Brief zeigt, gut aufgenommen werden!« Der Vicar überschauete nochmals diese zerfallene Hütte, und ging, von der Bäuerin begleitet, hinaus.

Der Postillion, der sich an die Thür gelehnt hatte, stand unbeweglich da und sahe in die Ferne. Der Vicar fragte ihn, was er sähe.

»Sehen Sie da mein Herr, da unten auf der Terasse des Schlosses?«

Der erste Schein der Morgendämmerung gestattete kaum, die Gegenstände zu unterscheiden; gleichwohl bemerkte Joseph auf einer kleinen Terasse über einem Flusse, mitten in einem dichten, grünen Gebüsche, eine Jungfrau sitzen, welche traurig sang: Die Entfernung ließ nur undeutliche Töne der äußersten Melancholie zu seinen Ohren gelangen. Die Jungfrau saß unbeweglich da; ihre Attitüde und Haltung gaben Stoff zum Nachdenken, denn sie schien den Abgrund zu betrachten wie Sapho, ehe sie sich hineinstürzte, den Wasserfall von

Loucate betrachtet haben muß. Diese weißgekleidete, in malerischer Attitüde auf den Festungswerken des von Wasser umgebenen Schlosses sitzende Jungfrau, Gesänge der Liebe aushauchend, deren zärtliche Modulationen aus den Lüften zu kommen schienen, der liebliche Schimmer der Farben der ersten Morgenröthe, Alles machte dieses Schauspiel außerordentlich, daher versenkten denn auch diese Umstände den Vicar in eine Art Extase. Er versuchte zu hören und zu sehen, ohne einen Ton, noch einen Gesichtszug auffassen zu können.

Eine zur Romantik geneigte Phantasie würde eine jener Töchter der Luft, die Ginodet und Gérand auf ihren Gemälden Ossians angebracht, zu sehen geglaubt haben. Diese Jungfrau, einem leichten, weißlichen Dunste ähnlich, erschien wie der Genius des alten Lehenthums, weinend über seine Ächtung und den Ruin seiner Schlösser beklagend.

»Es ist,« sprach der Postillion, »die unglückliche junge Frau, welche Herr Maxendi hierhergebracht hat; man giebt sie für verrückt aus, und diejenigen, welche ihre Reden hören, behaupten, sie sei vor Liebe wahnsinnig!«

»Man sagt,« sprach die alte Frau, »daß sie eben so wenig verrückt ist, wie ich, und daß sie Herr Maxendi entfernt habe.«

»Wie! . . . dies ist Argows Schloß!« rief der Vicar, den der Name Maxendi aus seiner Träumerei zog. Er sprach indeß nicht weiter, weil ein unwiderstehlicher Reiz ihn zwang, dieses Schauspiel, das ihm ein schmerzliches Vorgefühl einflößte, vom Neuen zu betrachten. Eine Art von

Furcht stieg in ihm auf, denn die Liebenden fürchten Alles. In diesem Augenblicke gelangte eine deutlichere Modulation zu Josephs Ohren. Es kam ihm vor, als habe er Melanien gehört; da er indeß diese Idee der Fixität des Bildes seiner Geliebten in seiner Phantasie zuschrieb, so ließ er sich von dem Postillione fortziehen, ohne daß er's einmal bemerkte, denn auf dem ganzen Rückwege nach seinem Wagen betrachtete er nur das Schloß, dessen imposantes Ganze und weitläufigen Gebäude von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet wurden. Bei seinem letzten Blicke auf das Schloß glaubte er die Jungfrau mit ihrem Schnupftuche wehen zu sehen. Diese Bewegung machte ihn erbeben.

»Sie bittet um Hülfe,« sprach er bei sich, »ich möchte sie wohl sehen!«

»Die Pferde warten, mein Herr!«

»Sie ist unglücklich? . . . ich bin glücklich! . . . nichts kann mir Melanien rauben! . . . warum bleibe ich nicht hier, um mich von diesem Abenteuer zu unterrichten? . . . was liegt mir an einer Stunde? . . .«

»Mein Herr, mein Herr!« sprach der Postillion mit der Peitsche klatschend.

Der Vicar fuhr ab.

X.

Melaniens Tagebuch. Verzweiflung des Vicars. Er kehrt nach Vans zurück

Ich kenne nichts Schrecklicheres, wie die Einsamkeit, wenn große und starke Seelen eine heftige Erschütterung gehabt haben, die sie in ein tiefes Nachdenken, worin sich der Geist zuletzt verliert, versenkt.

Das Schauspiel, dessen Zeuge der Vicar eben gewesen, war für ihn ein Traum, und dieser Traum dauerte lange fort, weil die Schnelligkeit, mit der man ihn fuhr, diese Stimmung seiner Seele noch begünstigte. Ohne zu schlafen, hatte er alle die drückenden Gefühle eines Traumes und dieser Traum war wegen der vaguen Furcht, welche die letzte Modulation der Jungfrau in ihm erregt hatte, beängstigend.

Joseph gelangte zu den Thoren von Paris, und die Papierrolle, welche Argow verächtlich weggeworfen, lag noch auf seinen Knieen. Er erstaunte endlich über die Beharrlichkeit, mit der er das Papier festgehalten, und als er es betrachtete, fiel es ihm wieder ein, es zu lesen.

Er rollte das Papier auf blickte darauf, erkannte Melaniens Handschrift, und Alles Blut schien aus seinem Herzen weichen zu wollen. Er erbleichte und neigte sich auf das grüne Maroquinkissen in der Ecke seines Wagens.

»Wie,« dachte er, »Melanie ist's, von der Argow sprach? sie ist's, die ich gesehen?« Eine erschreckliche Reihe von Unglücksfällen rollte sich vor seinen Augen auf, sein Geist verwirrete sich, er ward unfähig zu denken, sein Gehirn schien sich aufzulösen. Endlich richtete er seine Blicke wieder auf das verhängnißvolle Papier, und las Folgendes:

Auszug aus Melaniens Tagebuche.

»Ich befinde mich besser, aber ich bin allein! . . . O, mein Bruder, ich kann mich nur mit Dir beschäftigen! . . . Als die Morgenröthe erschien, fand ich mein Haus groß, traurig, leer und die Gemächer desselben sind mir verhaßt! Sie scheinen mir nur eine gleichförmige, graulichte Tinte zu zeigen! Alles trägt Trauer um Dich! . . . Meine Seele ist mit einem Flor umhüllt, der die leisesten Töne dämpft, die sie von sich giebt. Ich will Dir täglich einige Worte schreiben, mit Dir sprechen, wie wenn Du bei mir wärest. Ach, Joseph, wie lang ist ein Tag, seitdem ich Dich nicht mehr sehe. Ich kann mein intellectuelles Leben nicht leben, es ist mir unmöglich zu überlegen und nachzudenken. Ich versuche es, Raisonnements zu bilden, aber meine Augen irren an der Decke des Zimmers, an den Meubles herum, ich suche etwas, das nicht mehr da ist! Ich bewohne ein Grab, in welchem nichts mich anlächelt.

Joseph, lieber Freund, meine Nächte sind noch schrecklicher, wie meine Tage! Die fürchterlichsten Träume drücken mich! Heute Morgen habe ich angefangen, einen Einschnitt in ein Stück Holz zu machen, um jeden Tag anzumerken

und zu sehen, wie viel ich deren hinbringe, ohne zu leben! Was machst Du denn?

Du hast eine Feder auf Deinem Schreibtische liegen lassen; mit dieser werde ich fortan schreiben! . . . Als ich sie in der Hand hatte, glaubte ich Dich zu besitzen . . . einen Augenblick nachher weinte ich . . . ich sahe, daß ich nichts weiter, wie ein zu großes Andenken an Dich hatte!

Es ist Mitternacht, ich bin allein, eine Nachtlampe erhellt das Zimmer; nicht ein Zephyr wehet, neben mir, unter mir, über mir schweigt Alles; ich bin im Schoße der tiefsten Ruhe. . . . Eine Bewegung stört mich, mein Kopf ist schwer! . . . mitten in der Ruhe herrscht eine erschreckliche Aufregung, denn ich habe Dich gesehen! . . . ja, Dich, den ich nicht zu nennen wage! . . . Von der Wolke des Traumes getragen ist mir Dein edeles Antlitz erschienen, und diese Erscheinung hat mich mit Freude überschwemmt, süß und balsamisch, wie der flüchtige Duft einer Feldblume. Deine Seele flattert in diesem Zimmer, das für meine Gefühle zu eng ist! . . . O, mein theurer Gatte! ich fühle Dich neben mir, Du verbrennst mir die Seiten: Liebe! immer dieses zauberische Gemälde, hinweg! denn ich liebkose nur einen leichten Dunst. Gott! welche Macht! In diese unmerkbare Luft hat meine Seele, ein mit dem üppigsten Crayon gezeichnetes Gemälde festgeheftet! wie viel Rosen! wie lächelt es mich an! . . . welch' ein Kranz! . . . Wie, nichts von diesem Allen existirt, und ich sehe es doch! . . . Träumerei der Liebe! . . . flammende Nacht! . . . Joseph, ich sterbe! . . .

Heute bin ich bleich, unbeweglich geblieben, ohne an etwas zu denken und ohne irgend eine Ermattung in der Seele zu empfinden: Dein Bild verfolgt mich; Frau Hamel stehet vor mir, ich sehe sie nicht; die Diener gehen vorüber, ich höre das Geräusch ihrer Schritte nicht; ich denke nicht an Deine köstlichen Formen, und sehe sie doch; ich höre Deine Stimme nicht, und sie hallt doch in meinen Ohren wieder; ich sehe diejenigen nicht, die ich sehe, und sehe den, den ich nicht sehe. Welch' ein Zauber! . . . man erkläre mir, wie es zugehet, daß man das Denken fühlt, ohne wirklich zu denken! . . . Es scheint mir, als sei ich eine Wolke! . . .

Ich werde jung sterben, die Wollust wird mir nicht den Saft ihres göttlichen Kelches ausgegossen haben; ich bin verschlungen, untergraben, meine arme Mutter Hamel schauderte heute Morgen. Sie sprach zu mir:

»Melanie . . . Du bist sehr blaß! Deine Augen glänzen, Deine Locken sind in Unordnung, Du hast Dich nicht geputzt! Du bist nicht mehr sorgfältig!«

»Ist er denn hier? antwortete ich.«

»O, liebe Tochter, bringe Dich nicht in's Grab, denn unsre Hände sind ewig vereinigt und Du würdest mich Dir nachziehen.«

»Nein, nein,« sprach ich; »ich werde nicht sterben, so lange er lebt . . . ich werde mich mit ihm vereinigen, weil das Grab unser Hochzeitsbette ist, der Tod wird unsre Hochzeitsfackel tragen . . . und die Nacht unsrer Leichenhochzeit wird ewig sein.« Frau Hamel schauderte . . . Arme Frau! —

»Joseph, ich habe Deinen Brief erhalten! Ich habe diese geliebten Buchstaben hundert Male geküßt; sie werden immer auf meinem Herzen sein! es würde Sie verbrennen, wenn es nicht schon calcinirt wäre. — Ja, mein Geliebter, ja, ich will Deinen Befehlen gehorchen, ich will für Dich leben! Ich erwarte mit Ungeduld die Zeit, da Alles todt sein wird, ausgenommen unsre Herzen, die nie sterben werden. Meine Freude ist zu groß, um etwas ausdrücken zu können. Adieu für heute! Ich will mich hinsetzen, und den ganzen Tag die Lüfte festhalten, indem ich Dein Bild darin suche! Joseph, unser Banquier ist bei uns gewesen; er war überrascht, mich so verändert zu sehen. Er hat Deine Abreise ungern erfahren. Er schien sich sehr für mich zu interessiren! Ich glaube, es ist ein recht guter Mann und eine schöne Seele!

Der Banquier William Badger ist wieder bei mir gewesen und sagte, ich müßte heirathen; er hat mir's bewiesen. Ich habe es versucht seine Blasphemieen nicht zu hören. Ich mich verheirathen! O, Joseph, hundert Male lieber will ich sterben!

Herr Badger hat mir heute einen Herrn zugeführt, den er Marendi nennt. Er mißfällt mir, sein Äußeres ist unangenehm. Sein Gesicht hat eine Art Energie, welche denen, die es sehen, die Idee einflößt, daß diese moralische Stärke keine gute Wirkung erzeugt. Großer Gott! mit Herrn Marendi will mich Badger verheirathen. Ich komme von einem Balle zurück, auf dem ich Jammer und Noth ausgestanden habe. Man hat mir in die Ohren geschrien:

Maxendi habe fünf Millionen, ich würde glücklich und uneingeschränkt sein.«

»Wie, meine liebe Kleine,« sprach Madame Badger zu mir, »das setzt Sie nicht in Erstaunen? Aber sehen Sie doch nur, wie alle Mütter und jungen Mädchen den Herrn Maxendi begrüßen! Sehen Sie, wie sie ihn mit den Augen herbeirufen! Nur er ist für sie in der Gesellschaft.«

»Madame,« antwortete ich, »Herr Maxendi gefällt mir nicht und wird mir nie gefallen!

Madame Badger verließ mich, und ich setzte mich zu meiner armen Mutter Hamel, die, prachtvoll gekleidet und mitten unter dieser glänzenden Gesellschaft dennoch ganz anständig ihr Schläfchen machte. Madame Badger kam zurück, stellte mir Herrn Maxendi vor und bin gezwungen gewesen, mit ihm zu tanzen. Ich mag diesen Menschen nicht leiden, und Jedermann will, daß ich ihn lieb haben soll.

Joseph, ich bin Dir die Wahrheit schuldig, und die leisesten Gefühle meines Herzens gehören Dir! Ich gestehe Dir also, daß ich, mitten unter dem Aufsehen, welches der Anblick der schönsten Frauen von Paris, des reichsten, frischesten Putzes erregte, mitten unter den Eroberungen des Luxus eine Regung des Stolzes empfand, als ich mich durch eines Jeden Blicke für die Königin dieser Gesellschaft erklären sahe. Ich war einfach gekleidet, ich trug jenes Mousselinkleid, das Du mir geschenkt, ein Kranz von Ringelblumen schmückte mein liebekrankes Haupt: Diese Einfachheit machte mich bemerkbarer, wie diejenigen, deren Haar von Diamanten funkelte. Ach, ich habe nur geglänzt, weil irgend ein Funke

von dem Feuer, das mein Herz verzehrt, sich auf meinem Antlitze abgespiegelt haben wird. — Dir also habe ich diesen Triumph verdankt! Meine Augen haben sich oft nach den einsamen Winkel hin gerichtet, wohin sich mein Joseph stets setzte und dort richtete meine Seele alle ihre Reden, alle ihre Gebete an Dich!

Man ruft mich als die Frau Marendi aus. Ich weiß nicht, wie es zugehet, aber diese Leute besitzen wahrlich die Kunst, uns reden zu machen, den geringsten Blick, das leichteste Lächeln zu deuten — Ach, Joseph, warum bist Du nicht hier, um mich gegen die Verlockungen dieser Salonleute zu schützen?

Bliebe ich nicht bei einem entschiedenen Nein, so glaube ich, diese Leute verheiratheten mich wider meinen Willen mit Herrn Marendi. Ich begreife die Erpichtheit aller dieser Menschen nicht! Von welcher Wichtigkeit ist es denn für sie, daß ich mich verheirathe? Können Sie nicht ein armes Mädchen in Ruhe lassen, das nichts weiter verlangt, als ganz allein zu seufzen und dessen Herz auf immer verschenkt ist?

Joseph, mein Freund, wirst Du mir verzeihen? Ich habe eine Unklugheit begangen, ich bin lebhaft, leichtsinnig, kurz, ich bin Frau. Man hat diesen Marendi wieder zu mir gebracht; ich habe ihn aufgenommen; er ist am andern Tage wiedergekommen; ich habe ihm die Aufnahme verweigert; ich wollte ausfahren, meine Kutsche war zerbrochen, man weiß nicht, wie es damit zugegangen ist! Herr Badger schreibt mir, daß ich, nach dem, was vorgefallen, eine

große Unhöflichkeit begangen habe; er glaubt, ich müsse einen Ball besuchen, zu dem mich Marendi eingeladen hat. — Ich antworte, daß ich kommen werde, aber ich denke, ich will mitten in der Gesellschaft erklären, daß ich Niemanden heirathen kann, weil ich bereits verheirathet bin. Badger soll mir seinen Wagen schicken.

Heute Morgen, Joseph, bin ich traurig, Marendi's Wagen wird mich abholen, ich habe nicht mehr Zeit, nein zu sagen. . . . Übrigens ist es das letzte Mal, daß ich ausgehe. Joseph, heute ist der Tag, an dem Du mich verlassen! Dieser Tag muß für mich unglücklich sein! Eine furchtbare Ahnung ängstigt mich, in jeder Minute schwillt mir das Herz auf und ich bin unruhig. Ich habe mich eben an's Fenster gesetzt; es stehen Menschen auf der Straße, sie plaudern mit einander, ihre Gesichter mißfallen mir; es scheint mir, als zeigten sie mit Fingern nach meinem Hause. O, unglücklicher Tag! Alles, was ich ansehe, erscheint mir unter einem unangenehmen Anblick; ich bin niedergeschlagener, als wenn ich in den Tod gehen sollte; ich habe mit Finetten um eine Kleinigkeit gescholten; das arme Kind hat geweint, und der Anblick ihrer Thränen hat auch mir Thränen entlockt . . .

Joseph, ich kleide mich zum Balle an . . . ich bin angekleidet . . . Frau Hamel siehet mich mit Erstaunen an; sie sagt, ich sei so verändert, daß ich Furcht erregte. . . . Der Wagen kommt. . . . Adieu, Geliebter!« — — — — — — — — — — — — — — — —

So endigte das Heft des Tagebuches der zärtlichen Me-

lanie. Als der Vicar zu Ende gelesen, war er kein Mensch mehr; er zerfleischte sich die Brust, und als das Blut auf seine Kleider strömte, zog er sein Schnupftuch hervor und wischte es ab, ohne zu bemerken, daß es Blut war. . . . In diesem Momente fuhr sein Wagen in die Straße de la Santé ein; er gehet in Melaniens Haus. . . . Finette stehet an der Thür.

»Finette,« spricht er weinend, »Melanie, Melanie!«

»Wissen Sie, wo sie ist?« fragte das Kammermädchen. »Vor zehn Tagen fuhr sie zum Balle bei Herrn Marendi, sie ist seitdem noch nicht zurückgekommen, und wenn ich mich in Badger's Haus begab, um mich nach ihr zu erkundigen, so sagte man mir, Herr Badger ist auf dem Lande.«

»Im Winter auf dem Lande!« rief Joseph. »Närrin! Finette,« fügte er hinzu, »ich bitte Dich um Verzeihung. O, arme Melanie!«

Der Vicar ging eilig hinauf, durchlief in wildem Wahnsinne diese Örter, die ganz voll von Melanien waren, stürzte sich auf das Bette, in dem sie geruhet, drückte ihre Feder an sein Herz, umarmte ihr Fortepiano, kniete vor der Toilette nieder, die sie verlassen, ehe sie zu Argows angeblichen Balle gegangen, weinte bei dem Anblicke der reizenden Unordnung ihres Schlafgemaches und gab Zeichen einer echten Verrücktheit. . . . Und die bestürzte Finette betrachtete ihn mit Erstaunen, von dem sie sich nicht erholen konnte.

»Wo ist das Fräulein?« fragte sie.

»Wo Melanie ist, Finette! . . . Sie schmachtet in der

Tiefe eines Kerkers, in der Gewalt des verruchtesten Räubers, den die Sonne je beschienen hat! — Ich habe sie gesehen, wie einen leichten Dunst, ohne zu wissen, daß sie es war. — O, arme Melanie, ich schwöre, Dich zu befreien, Dich zu rächen, und das Schwert des Gesetzes soll auf den Kopf des wilden Seeräubers fallen.«

»Ach, wie unwohl wird sich das Fräulein befinden!« sprach Finette. »Meine Gebieterin putzte sich so gern; wer wird ihr aufwarten, wer wird sie ankleiden? Ach! Ach!« und Finette fing an zu weinen.

»Habe ich Gold?« rief der Vicar plötzlich; »habe ich dessen genug?« Er zog seine Börse und seine Brieftasche hervor.

»Gold? ei, hier!« sprach rasch Finette, den Secretaire öffnend. »Hier sind alle Schubladen voll.«

Der Vicar steckte alles Gold, das er fand, zu sich.

»Um Krieg zu führen, braucht man nur dies!« rief er. »Ich muß fort, Finette!«

Joseph lief die Treppe hinunter und setzte sich wieder in seinen Wagen.

»Sie bluten, mein Herr,« sprach Finette.

„Nein, nein! Postillion, einen Louisd'or Trinkgeld, wenn Du, wie der Blitz, den Weg zurück fährst, den wir gekommen sind! Ich muß morgen in den Ardennen sein!"

„In den Ardennen?" rief Finette. „O, meine arme Herrschaft!"

Auf jeder Poststation streuet der Vicar Gold aus und ruft: „Pferde! Pferde! Einen Courier voraus! — Einen

Louisd'or dem Postillione! Ich bezahle die Pferde, die man todt jagt!"

Und von vier Pferden gezogen, flog der Vicar wie ein Blitz dahin. . . .

Lassen wir ihn so schnell dahin fahren, wie die Gesandten, die zu einem Congresse reisen, und kehren wir einstweilen nach Vans-le-Pavé zurück!

XI.

Der Postmeister. Frau Hamel. Melaniens Lage. Argow erklärt ihr seine Absicht.

Der Postmeister zu Vans=le=Pavé hatte ein mit Recht berühmtes Wirthshaus, und da er zugleich Maire des Ortes war, so sagten die schönen Geister des Dorfes, daß mehr als eine, im Garten des Gastwirths entworfene Heirath in der Schreibstube des Maires gesetzlich vollzogen wurde. Sobald ein Streit zwischen den Zechern entstanden, so erschien der Maire und Schenkwirth zu gleicher Zeit, und trotzdem es gesetzlich verboten war, nach neun Uhr Abends noch Gäste zu haben und nach zehn Uhr noch zu tanzen, so hatte der Maire in diesem Puncte doch eine Engelsgeduld und der Postmeister glich Alles aus.

Herr Gargarru, so hieß dieser Mann, war würdig, Staatsminister zu sein, obgleich der Name Gargarru durchaus nicht zum Adel und zur Pairie paßt. Dem sei nun, wie ihm wolle, derjenige unsrer Prinzen, der durch Vans=le=Pavé reisete, hielt ihn nur der Mairie würdig; deswegen war der ehrliche Mann denn auch stolz auf sein Amt, und verstand, obgleich er lebenslustig, wenig zänkisch, gefällig war, in einem Puncte keinen Scherz, nämlich wenn von der Ergebung die Rede war, die jeder gute Franzose

der Regierung schuldig ist. Man hätte ihn, was die Regierung betraf, Alles glauben machen können; für ihn war das Wort Regierung ein Talismann, und als ich durch Vans-le-Pavé kam, habe ich mich selbst davon überzeugt, daß er die Form und Basis unsrer Regierung gar nicht kannte.

Wir haben ihn, neben einer hübschen und jungen Frau ruhend, verlassen, wollen ihn aber, zu seiner Ehre, nicht in diesem Momente, wieder handelnd einführen. Morgens ging er hinunter, um die Ställe zu besichtigen, und überall das Gesicht des Herrn zu zeigen: denn er war sehr sorgsam. Nach dieser allgemeinen Besichtigung begab er sich in das große, schwarze, räucherige Zimmer, das zum Salon diente.

»Ist meine Frau noch nicht aufgestanden?« fragte er.

»Nein, mein Herr,« antwortete eine ziemlich hübsche Magd, die eine Bouillon trug.

»Für wen dieses Frühstück?«

»Für die alte Frau, die wir seit acht Tagen hier haben, und die wir nur Morgens und Abends sehen; sie ist traurig, Sie wissens!«

»Ich fürchte, daß sie zur Ausführung irgend eines dummen Streiches dient, daß sie etwas gegen die Regierung anzettelt,« erwiederte der Gastwirth. »Eine Frau, die nicht spricht, die traurig scheint . . . wäre sie jung, so könnte man ihre Traurigkeit deuten, aber . . . kurz, die Sache ist nicht klar, und ich werde mit ihr reden . . . wenn man Maire ist, so ist man der Regierung schuldig, strenge Polizei zu handhaben.«

Er knüpfte also seinen, an tausend Stellen befleckten braunen Oberrock zu und ging auf den Winkel los, in welchem eine alte Frau geduldig ihr Frühstück erwartete. Ihre Kleidung zeigte die sonderbarsten Contraste. Ihre Spitzenhaube hatte eine sehr auffallende Schleife und war unter dem Kinne mit weißen Atlaßbändern befestigt: ihr Antlitz hatte alle Merkmale einer rührenden Sanftmuth und Güte, aber der Schleier eines tiefen Leidens war über ihr Gesicht gebreitet; sie achtete nicht auf den Cachemire, der ihre Schultern bedeckte und erhob, den Ellenbogen auf den unreinen Tisch der Gaststube gestützt, ihre Augen zu der geschwärzten Zimmerdecke, wie wenn sie des Himmels Hilfe hätte anrufen wollen. Ihr Kleid stimmte nicht zu dem Luxus dieser Toilette ihres Oberkörpers; man hätte mit Grund sagen können, sie habe eben einen prachtvollen Anzug abgelegt, um nur, was man, wie ich glaube, in der Sprache der Toilettenkunst einen Unterrock nennt, an sich zu behalten, und dieser ziemlich starke, mit einer einfachen Franse besetzte Leinwandunterrock, controstirte um so mehr mit dem übrigen Anzuge, als er beschmutzt war und ihre seidenen Strümpfe und schwarzen Atlaßschuhe ebenfalls ziemlich dreckig waren.

Diese Beschreibung muß eine Idee von der Sorglosigkeit dieser alten Frau geben und ihre Thränen bezeugten sattsam, daß es Frau Hamel war.

»Madame,« sprach Gargarou, »Sie scheinen sehr betrübt zu sein; gehen etwa die Geschäfte, die Sie hieher geführt haben, nicht gut? Sollten Sie irgend etwas nöthig

haben? Wenn Sie nicht sprechen, so können wir Ihnen nicht helfen.«

»Ach,« sprach Frau Hamel, »unglücklicherweise bin ich alt, kenne in dieser Gegend Niemanden und kann über das verdrießliche Ereigniß, daß mir begegnet ist, nur weinen; denn wo soll ich Leute finden, die mir dienen, da man sich für mich aufopfern muß?«

»Wie? aber mit Gelde findet man Aufopferung. . . . Alles — aber haben Sie klingende Münze?«

»Ach, ich habe nur die Börse, die ich mitnahm, um auf den Ball zu gehen.«

»Ah, Sie gingen zu Balle!« sprach der Gastwirth mit neugieriger Miene.

»Ja, und man hat sie mir geraubt!« rief Frau Hamel weinend.

»Ei, Sie haben kein Geld?« entgegnete der Gastwirth mit Schrecken, den Shawl und die Haube der Frau Hamel betrachtend, und sie schon dem Kopfe und den Schultern seiner Frau anpassend.

»Nein, ich habe keine Tochter mehr! nein. . . .« Und die arme Frau trocknete ihre Augen mit einem schönen battistenen Taschentuche. »Die Barbaren! sich zu weigern, mich mit ihr einzusperren!«

»Sie ist verrückt!« . . . sprach Gargarou bei sich selbst. »Aha,« rief er, das Papier, welches der Vicar auf dem Tische hatte liegen lassen, erblickend, fort: »Da liegt ja, warum mich der junge Mann diese Nacht gebeten hat: An

Herrn Joseph, bei Fräulein von Saint-André, Straße de la Santé . . . und da sind auch noch fünf Francs.«

»Joseph! Joseph!« rief Frau Hamel, er ist hier durchgekommen. . . .«

»Nun, was haben Sie denn vor? Sie ist verrückt! Heda, Jakobine!«

»Sollte es möglich sein?« fuhr Frau Hamel fort; »zeigen Sie mir doch das Papier . . . Ja, es ist seine Handschrift . . . Das arme Kind! O, wenn ich ihn gesehen hätte! meine Tochter würde nicht mehr im Gefängnisse sein!«

Sie ging, ohne auf ihr Frühstück zu warten weg und schlug den Weg nach dem Walde ein.

»O, ich glaube nicht, daß die arme Frau der Regierung zu schaden sucht! Sie scheint Münze zu haben; lassen wir sie also in Ruhe.«

Als Argows Leute Melanien nach dem Schlosse Vans gebracht, jagten sie Frau Hamel unbarmherzigerweise von da weg, denn sie fürchteten ihr Alter und ihre Erfahrung. Die Frau des Untersteuermannes mochte noch so viel weinen und bitten, sie bei ihrer Tochter zu lassen, so konnte doch nichts den Entschluß der Leute des Piraten ändern. Sie verließ also das Schloß und rettete sich, indem sie ihren weißen Atlassoberrock im Stiche ließ, in den Gasthof zum großen grünen J. Von da an ging sie alle Morgen nach dem Schlosse, setzte sich auf einen Stein, betrachtete das Fenster des Zimmers Melaniens, und plauderte mit ihr, wenn sie auf der Terrasse lustwandelte. Gegen Abend kehrte sie dann

zum Schlafen in den Gasthof zurück. Man wird bald einsehen, wohin die gute Alte eilte, als sie erfuhr, daß Joseph in der Nacht durch Vans = le = Paré gekommen war.

Sie beschleunigte ihre Schritte und wagte es, trotz ihrem Alter, zu laufen, um zu dem Steine zu kommen, auf welchen Melanie bei ihrem Erwachen stets die Augen warf.

Melanie hatte diese fast zerfallene, von Wasser umgebene Terrasse nicht verlassen, und war noch an derselben Stelle, wo sie der Vicar bemerkt hatte. Sie blickte nach dem Dorfe hin und erkannte sogleich in der Ferne ihre zweite Mutter.

»Da ist sie,« rief Melanie, »nichts hält sie zurück, weder die Kälte, noch der Regen, und um mich zu sehen, trotzt sie Allem, als wenn sie ein Liebhaber wäre! O, würdige Mutter, empfange meine Huldigung, ehe Du ankommst, möge mein Gedanke Dich umgeben und belohnen!«

»Meine Tochter! meine Tochter!« rief Frau Hamel, sobald sie Melanien nur sehen konnte; »er ist hier gewesen! Er ist hier gewesen! . . . Freue Dich, er ist nicht todt!«

»Wer denn, liebe Mutter?«

»Joseph!«

»Er war es also!« sprach traurig die bleiche und zitternde Jungfrau; »mein Herz sagte es mir. O, meine Mutter, denke Dir, daß ich diese Nacht, da ich mein Zimmer für meinen Schmerz zu klein fand, von den beiden Hütern, die mich nie verlassen, bewacht, hiehergekommen bin. Ich sang schmerzvoll jene Klage, welche unsre letzten Blicke, unsern Abschied bezeichnete:

„Wie der letzte Strahl der letzte Zephyr
Das Ende eines schönen Tages belebt.“

Plötzlich sahe ich in jener Hütte da ein Licht erscheinen; dieser plötzliche Schein traf meine Seele, wie wenn es ein Hoffnungsstrahl wäre; ich kann nicht ausdrücken, was ich empfand. Ohne zu glauben, daß es Joseph sei, rief mir ein unwillkürliches Vorgefühl zu: Wenn er's wäre! Du siehest mich, liebe Mutter, noch mit dieser Betrachtung beschäftigt . . . und sagst, er ist's!«

»Ja, liebe Tochter! Aber warum sollen wir uns denn freuen! er ist wie ein Schatten entflohen! er ist nach Paris gegangen, denn er hat in diesem Dorfe etwas verlangt und geschrieben, man solle es ihm in die Straße de la Santé nachschicken.«

»Er eilt, mich zu sehen! Er will mich sehen! und ich werde nicht da sein! . . . O, liebe Mutter, welche Qual! rette mich aus diesem verhaßten Gefängnisse, oder ich sterbe hier . . .«

»Sprich nicht so, liebe Tochter . . . Du machst mir zu viel Kummer . . . erwarten wir Joseph!«

„Aber wie wird er erfahren, daß ich hier bin?“

Frau Hamel dachte lange nach, und, nachdem sie ihren ganzen Verstand zusammengerafft, rief sie:

„Ich will an ihn schreiben!“ Melanie hüpfte vor Freude und klatschte in ihre Händchen.

„O, liebe Mutter, schreibe, recht bald! Wenn ich Joseph wiedersehe, so sind wir gerettet! Schreibe!“

Als sie diese Worte gesprochen, ging ein Laquai mit bärbeissiger Miene schnell auf Frau Hamel zu und sprach:

„Fort, Alte, Ihr könnet hier nicht bleiben!“

„Wie, ich kann hier nicht bleiben? Gehören Grund und Boden Euch?“

„Ja, fort!“

„Was soll das bedeuten?“ rief Melanie, „habt Ihr nicht gesagt, es sei der Wille des Schloßherrn, daß ich hier unumschränkt gebieten sollte?“

„Ja, Madame,“ antwortete seinen Hut abnehmend, ehrerbietig der Laquai; „aber nur so lange, als Ihre Befehle der Beaufsichtigung, die er um dies Schloß herum auszuüben befohlen, nicht entgegen sind, und Herr Navardin hat gemeint, diese Frau dürfe nicht mehr hierherkommen.“

„Und warum schließt Ihr sie nicht mit mir ein? Ich will's haben!“ versetzte Melanie.

„Herr Navardin will nicht, Madame, sonst . . .“

„Gehen Sie,“ sprach Melanie mit finsterer Melancholie; „adieu, liebe Mutter!“

Frau Hamel hatte nicht die Kraft zu antworten; sie warf einen schmerzlichen Blick auf ihre Tochter, und entfernte sich, bis dahin, daß der Bediente mit der Entfernung, in der sie sich hielt, zufrieden war. Hier wehete sie langsam mit ihrem Taschentuche und Melanie antwortete auf dieselbe Weise.

„Madame,“ sprach ein anderer Mann zu Melanien, sie ehrerbietig ansehend, „Sie können unmöglich hier bleiben, wenn Sie fortfahren, dergleichen Zeichen zu geben.“

„Aber, lieber Herr Navardin, bin ich denn wirklich eine Gefangene?"

„Das sage ich nicht, Madame; ich bürge für Sie mit meinem Kopfe, und der Mann, mit dem ich zu thun haben würde, wenn Sie entwischten, ist im Stande, mir ihn zu nehmen. . . ."

„Nun! Herr Navardin, Ihr Kopf schwebt in großer Gefahr!" sprach Melanie verdrießlich.

„Dann werden Sie Ihre Zimmer nicht wieder verlassen, Madame! Kehren Sie dahin zurück!"

„Und wenn ich nun nicht wollte!" . . . versetzte Melanie stolz.

„So würde ich Sie dazu zwingen!" rief der Matrose, ihr einen grimmigen Blick zuwerfend.

Melanie weinte, senkte das Köpfchen und folgte langsamen Schrittes dem wilden Navardin.

Er führte sie in das prunkvolle Gemach, in welchem sie bereits seit zehn Tagen wohnte. Sie setzte sich in einen Sessel, legte ihr niedliches Köpfchen in ihre Hände und fing an, an ihren Bruder zu denken, dessen geliebtes Bild ihr diesen Morgen erschienen war.

Das Wetter war ungewöhnlich nebelig, das geräumige Zimmer hatte nur zwei große Fenster mit rothen Gardinen, so daß eine Art Dunkelheit herrschte. Melanie wurde sinnender und ein Anflug von Kummer mischte sich in ihre Betrachtungen.

»Was wird mir widerfahren? . . . Sie haben den Namen meines Entführers noch nicht ausgesprochen; aber

ich habe allen Grund, zu glauben, daß es Marendi ist; sie scheinen ihn zu fürchten. Wie wird Joseph, da der Mann reich, mächtig und von Menschen bedient ist, die seine Befehle für unbedingt ansehen, meine Befreiung bewerkstelligen? Er wird sein Leben wagen! Aber nein, Marendi kann mich nicht gegen meinen Willen heirathen, es giebt Gesetze! . . . O, Joseph! . . . komm! . . . komm! . . .«

Bei diesen Worten zog sie einen ganz abgenutzten Brief, wovon jede Falte einen Fetzen bildete, aus ihrem Busen; eine grüne Schnur hielt die Stücke desselben zusammen. Die Jungfrau entfaltete ihn mit der sorgfältigsten Behutsamkeit und ihr Auge überblickte noch einmal diese geliebten Buchstaben. »Verwünschte Liebe, die ich nicht aus meinem Busen reißen kann!« rief sie, nachdem sie gelesen; ›Du wirst noch bei meinem letzten Seufzer glänzen!‹

Als sie diese Worte aussprach, entstand auf dem Hofe dieses unermeßlichen Schlosses ein großes Geräusch. Argow, Vernyct und der Auvergnat kamen auf Umwegen von A . . . y an.

»Nun, was giebt's Neues, Navardin?« fragte Marendi.

»Ihr junges Hühnchen ist immer noch hier, weinend, leidend, und spricht, sie wolle sich tödten. Übrigens ist sie recht schwer zu hüten. Sie ist niedlich, wie eine Fregatte von vier und zwanzig Kanonen.«

»Und was habt Ihr mit der alten Frau gemacht?« fragte Vernyct.

»Wir haben sie sogleich aus dem Hause gebracht.«

»Unbesonnene!« rief Marendi; »Unbesonnene! Sie

wird allenthalben sagen, daß wir diese Jungfrau entführt haben . . . man suche sie auf . . . und stecke sie auf der Stelle unter gute Riegel, bis nach ausgemachter Sache! — Vernyct, Du wirst das Commando der Festung übernehmen, und Du, Navardin, nimmst Postpferde, führst diesen Burschen da nach Auvergne zurück und zahlst ihm zwölftausend Francs aus, die ich Dir durch Badger nach Clermont schicken werde.«

Bei diesen Worten warf Navardin einen Blick auf den Piraten, um zu erfahren, ob es nicht etwa nöthig sei, daß der Auvergnat unterwegs an einem Austreten des Blutes stürbe; aber Argow antwortete ihm! »Fort, thue, was ich Dir sage, und weiter nichts.« Der Matrose sahe den Auvergnaten erstaunt an und schob ihn mit den Worten zur Kutsche: „Fort!" Sie fuhren ab.

Nachdem Argow gefragt, in welches Zimmer man Melanien gebracht, so begab er sich nach dem Gemache, wo die zärtliche Geliebte des Vicars aufmerksam nach dem ungewöhnlichen Lärmen horchte, der die Stille in diesem alten Schlosse unterbrach. Sie stehet auf, als sie Tritte hört; sie läuft.

»Ach,« ruft sie, »Sie sind's, Maxendi! Ich bin also gerettet!«

Die Naivetät dieses Ausrufes entlockte dem Argow wider seinen Willen ein Lächeln.

»Mein Fräulein,« fragte er, »wie haben Sie diesen Aufenthaltsort gefunden?«

»Wäre es mir erlaubt gewesen, ihn zu durchstreifen, so könnte ich meine Meinung darüber sagen«

»Wie,« rief Argow, »ich hatte befohlen, Ihnen Freiheit zu lassen!«

»Wie, also auf Ihren Befehl bin ich entführt worden?« rief Melanie. »Mit welchem Schmerze bin ich gezwungen, meine Meinung über Sie zu ändern! . . . Ich achtete Sie, mein Herr!« sprach sie mit dem Tone des Vorwurfs; »und zu welchem Zwecke, warum, mit welchem Rechte handeln Sie so gegen mich? Wissen Sie, welcher Gefahr Sie sich aussetzen?«

»Mein Fräulein,« erwiderte der Seeräuber, indem er es versuchte, die Rauheit seiner Stimme und seines Gesichtes zu mildern, »glauben Sie denn, daß ich auf Ihrem Gesichte nicht eine große Unschlüssigkeit bemerkt habe, als die Rede von unsrer Heirath war? . . . Sie wissen nicht, wozu die Liebe einen Charakter, wie den meinigen treiben kann? . . Haben Sie denn nie die Wirkung geprüft, die Sie auf das Gemüth derer, die Sie sehen, erzeugen? . . . Ach, mein Fräulein, Sie haben in meinem Herzen eine furchtbare Leidenschaft angefacht! Ich bekenne Ihnen diese Liebe mit der Freimüthigkeit, welche die energischen Seelen auszeichnet. Ich wünsche Ihren rechtmäßigen Besitz, er allein kann meinen Tod verhindern.«

»Dann werden Sie sterben, mein lieber Herr Marendi,« sprach sie, mit Anmuth ihr niedliches Köpfchen neigend. . . . »Denn nie wird ein Mann von Melanien etwas bekommen, sie hat Alles verschenkt!«

»Bei den dreißig Kanonen meiner letzten Fregatte! Sie sollen hiemit gelogen haben!« rief der Seeräuber zornig, »und als ich Sie entführte, hatte ich die Absicht, Sie zu zwingen, mich zu heirathen. . . . Wie können Sie in der Gesellschaft wieder erscheinen, nachdem Sie vierzehn Tage bei mir zugebracht haben?«

»Ich werde nicht wieder in die Gesellschaft gehen.«

»Gut! aber Sie verlassen dies Schloß nur als meine Frau oder todt.«

»Was das todt betrifft,« sprach Melanie, »so ist der Tod das Einzige, was ich wünsche . . . Sie kommen also meinen Wünschen schon entgegen . . . was Ihre Frau betrifft, so werde ich dies nie! . . . nie! . . .«

»Aber, kleine Schelmin, Ihr Lächeln und Ihr gesenktes Köpfchen werden nicht verhindern, daß Sie in meiner Gewalt sind und ich mit Ihnen machen kann, was ich will.«

»Nein, nein.«

»Wie so?«

»Weil die Unglücklichen stets eine Zuflucht haben, die man ihnen nicht rauben kann.«

»Welche?«

»Das Grab!«

»O, ich will Sie schon am Sterben verhindern!«

»Herr Marendi, das Denken und der Tod sind die einzigen Dinge, die außer der Gewalt der Tyrannen und Bösewichter sind. Nichts verhindert sie.«

»Wie, Fräulein, Sie wollten dies liebenswürdige Leben voll Genüsse und Vergnügungen, das ich Ihnen anbiete,

ausschlagen? Stellen Sie sich vor, daß Sie über Alles, selbst über mich mit dem Despotismus eines Capitaines, der ein Sloop manoeuvriren läßt, befehlen würden! Ihre Eigenliebe wird in allen Stücken befriedigt werden: Sie werden Königin sein, ich werde Sie auffordern, nur einen Wunsch zu äußern, den ich nicht befriedigte, selbst wenn es der Tod eines Menschen sein sollte (Melanie schaudert). Alle Ihre Gelüste würden befriedigt werden . . . und . . .«

»Dies Alles und Nichts ist einerlei,« fiel Melanie sanft ein; »einer meiner Träume, und eine Minute des Nachdenkens gewähren mir mehr Genüsse, als alle Freuden, die Sie mir da unnützerweise auskramen.«

»Aber, kleine Flöte, Sie wissen nicht, was ein Ehemann ist, wozu er gut ist, wie zärtlich er ist, welche Wollust er verschafft, Sie wissen hievon nichts,«

»Das ist wohl wahr, aber« fügte sie mit einem feinen Lächeln hinzu, »ich weiß auch, daß ich einen Liebenden noch lieber mag.«

„O, wenn man weiter nichts zu sein braucht!« rief Argow.

»Weiter nichts!« sprach Melanie. »Ich kann Ihnen antworten, mein Herr, daß es, nach Allem, was ich von Ihnen sehe, Ihnen für immer unmöglich ist, zu lieben; denn ein wahrhaft Liebender betrübt die nicht, die er liebt.«

»Papperlappapp!« rief Argow zornig. »Nehmen Sie Ihren Kopf in Acht, kleine Närrin. . . . Er ist zu schön, als daß sich diese Augen auf immer schließen sollten. Sie schlagen meine Hand aus?«

»Ja,« sprach Melanie mit Abscheu.

»Aber man hat Beweggründe,« sprach der Pirat, indem er in diesem Momente die Rauheit seines Charakters auf eine erstaunliche Weise vor der naiven Einfalt Melaniens milderte.

»Auch ich habe dergleichen, Herr Marendi! denn weder aus Widerwillen, noch aus einer Regung des Hasses weise ich Sie ab: jeder Mann, und wäre er ein Fürst, würde von mir ausgeschlagen werden. . . . Hören Sie! ich liebe! ich liebe für immer!«

»Ah, Ihres Wohles wegen, Frauchen, sprechen Sie diese Worte mit diesem Blicke und diesem Tone nur nicht in meiner Gegenwart aus! Glauben Sie mir, schüren Sie keinen Brand an.«

»Ich liebe,« fuhr sie fort, „ein Wesen, das meine Liebe beständig haben wird, . . . ich werde als Jungfrau sterben!

„Hat Sie," sprach Argow, mit einem teufelischen Lächeln auf den Lippen, „hat Sie nicht dieses Wesen auf dem Schiffe begleitet, das Sie nach Frankreich gebracht hat?"

„Joseph! . . . mein Bruder . . ." rief sie, „ja . . . ja . . . er ist es! O, mein Heißgeliebter," sprach sie außer sich, „ja, Du bist es! . . . geliebtes Bild, auf einem Scheiterhaufen würde ich Dich noch sehen!"

„Und Sie glauben," versetzte der Pirat, „glauben, daß ich die Mittel nicht habe, Sie am Sterben zu verhindern und Sie zu heirathen? . . . still, meine Schöne, Sie werden Madame Marendi! Wenn man, wie ich, fünf Millionen

und zwölf ergebene Männer hat, so hat man Alles, was man will. Keine menschliche Macht," rief er, Melanien so anstierend, daß sie erblaßte und schauderte, „keine menschliche Macht kann Sie von hier entführen, und . . . sollte ich gezwungen werden, Sie auszuliefern, so würde ich Sie tödten!"

„Mein Herr! . . . mein Herr! . . . Hilfe . . . Hilfe! . . ." rief Melanie, in Schrecken gesetzt durch den furchtbaren Ausdruck dieses Gesichtes.

„Hilfe!" wiederholte er mit dem Tone der Ironie; „Sie vergessen, daß hier Niemand Augen und Ohren für Sie hat! . . . Alles gehört mir! Meinen Sie denn wirklich, daß ich Ihren Geliebten bis hieher werde vordringen lassen?"

Bei dieser Idee stand Melanie da, wie eine Statue von Marmor und betrachtete den Piraten mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Bestürzung. Nie hatte ihr keusches, reines, ihr göttliches Gemüth die Idee einer solchen Verruchtheit fassen können, und Argow schien wegen seiner Attitüde und seines grimmigen Gesichtes, in diesem Momente das Verbrechen selbst zu sein.

„Ich weiß, wo Joseph ist," fuhr er mit sardonischem Lächeln fort, „ich habe ihn diese Nacht gesehen, und ich kann Ihnen," fügte er, die Lippen zusammenkneipend, hinzu, „dafür bürgen, daß Sie ihn nicht wiedersehen werden!"

„Wie, Sie wissen, daß er in Paris ist?"

„In Paris!" sprach der Pirat überrascht. „Sollte er nicht todt sein?" dachte er bei sich.

„Er ist hier durchgekommen, ich habe ihn gesehen,“ sagte Melanie, „und . . .“

„Sie haben ihn gesehen?“ fragte Marendi.

„Ja, dieser flüchtige Anblick hat meine verwelkte Seele erquickt; der Unglückliche reisete nach Paris!“

In diesem Momente hatte ihr Antlitz einen göttlichen Ausdruck; man hätte sie für eine jener Heiligen, deren Haupt mit einer himmlischen Glorie umgeben ist, halten können.

„So, er ist in Paris!“ sprach der Seeräuber; „ich wußte dies nicht.“

Melanie weinte vor Schmerz, als sie sahe, daß ihre Aufrichtigkeit Waffen gegen sie lieferte.

„Mein schönes Kind, ich werde meine Leute in's Feld schicken, denn Joseph muß wieder hier durchkommen. Sie werden dann im Kurzen zwischen meiner Hand und dem Tode Ihres Geliebten die Wahl haben. Ich habe ihm schon einmal den Tod geschworen, und es ist ein großes Wunder, wenn . . .“

„Großer Gott!“ rief Melanie, „wo bin ich? was bin ich?“ Und sie sank, einen Strom von Thränen vergiessend, in einen Sessel.

„Sie sehen,“ fuhr Argow kalt fort, „die ganze Größe meiner Liebe; sie macht mich der größten Ausschweifungen fähig. . . . Meine Königin, ich lasse Sie über meine Anträge nachdenken, . . . aber ich will Ihnen einen Faden geben, um Sie aus dem Labyrinthe zu ziehen, in das dieselben Sie fortreißen werden: bedenken Sie wohl, daß von dem, was ich sage, bis zu dem, was ich thue, nur ein Schritt

ist; und, um diesen Schritt zu thun, bedarf's nur einer Minute, einer Secunde . . . Adieu! . . . Weinen Sie nicht, die Thränen sind unnütz . . . fassen Sie einen Entschluß! und . . . es giebt nur einen guten."

„Großer Gott!" wiederholte in Verzweiflung die Hände ringend, Melanie, „Du wirst mir also nicht zu Hilfe kommen! Ich leide fast eben so sehr, wie Joseph bei seinem Abschiede von mir litt."

Argow betrachtete sie, denn sie war mehr, wie schön; dann entfernte er sich, ihr einen Blick des Gebieters zuwerfend und sie in einem furchtbarleidenden Zustande zurücklassend. Sie weinte den ganzen Tag, die ganze Nacht; sie wollte nichts genießen, und ihr zerrütteter, fast wahnsinniger Geist konnte nicht eine einzige vernünftige Idee bilden.

XII.

Wie der Maire von Vans sich in des Piraten Pläne fügte. Diner auf dem Schlosse. Des Postmeisters Frau tritt auf die Seite der Frau Hamel. Josephs Ankunft. Er wird Melanien gewahr. Kampf. Der Vicar entfliehet.

Argow ging in den Salon des Schlosses zurück und fand daselbst Vernyct und drei verabschiedete Matrosen, die in seinem Dienste waren, bei der Punschbowle.

„Oho, oho!“ rief Meister Seeräuber, „laßt die Punschkelle in Ruhe und hebt die Ellenbogen nicht zu oft auf! Wir müssen in diesen Tagen auf unsrer Huth sein.“

Bei diesen Worten sahen die drei Matrosen den Argow, der sich neben Vernyct setzte, erstaunt an.

„Sag' einmal, Mensch,“ rief Argow dem Vernyct zu, indem er ihn heftig schüttelte, „sag' einmal, wie gehet es zu, daß der junge Mann aus dem Wirthshause nicht in das Himmelreich eingegangen ist?“

„Wenn Du es nicht weißt, Du, der Alles weiß, wie soll ich es denn wissen, mein Ca . . . Ca . . . Capitaine,“ sprach der betrunkene Vernyct.

„O, das Viehzeug!“ rief Maxendi, „das wird nie Anstand bekommen. . . . Sie werden nie nehmen . . .“

„O, wenn mein Vor . . . ge . . setzter . . . wenn wir tüchtig nehmen werden . . . immer.“

Argow stieß einen furchtbaren Fluch aus, dann sprach er:

„Höret!“ Bei diesen Worten ergriff er das ungeheure Krystallgefäß und warf es aus dem Fenster. „Den Ersten, der bis zu meiner Hochzeit sich benebelt, verschließe ich in ein Champagnerfaß.“

Alle sahen den Piraten erschrocken an.

„Vernyct!“ rief er, denselben auf die Schulter schlagend, „bist Du jetzt wieder bei Verstande?“

„Ja, mein Capitaine!“ antwortete der Lieutenant, den Punschdunst abschüttelnd.

„Und Ihr, Scalyvt, Ornal und Carilleyn, seid Ihr beim Manoeuvre?“

„An unsern Geschützen!“ riefen sie.

„Es ist gut,“ fuhr Argow mit milderer Miene fort. „Zuvörderst reinigt Ihr das ganze Schloß so schnell, wie möglich; Ihr kleidet Euch dann anständig, selbst prächtig. Du, Scalyvt hütest Dich, in jedem Augenblicke die Hände in die Taschen zu stecken; Ornal, Du kratzest Dich nicht, und Du, Carilleyn, steckst nicht ein einziges Tabacksblatt in den Mund; Niemand flucht . . . sonst, in den Keller mit ihm! er wird die Stelle des Schiffsraumes vertreten. Kurz, meine Kinder, nehmet, obgleich Euch dies sehr schwer werden wird, nehmet mich zum Muster, nehmet die Manieren, den Ton der Leute aus der hohen Gesellschaft an, sprechet nicht Alle auf einmal, fallet Euch nicht in die Rede, keine Geberden, keine Beleidigungen! Denke, Ornal, Du seiest Herzog,

Scalyot Marquis, Carilleyn Baron. Vernyct, Du sagst dem Koche, er solle sich auszeichnen und uns morgen ein Diner von drei Gängen aurichten; alle unsre Leute müssen in Livree sein, an die Thür muß ein Pförtner gestellt werden und die Gärtner sollen die Gänge, das Wäldchen am Eingange und Alles, was zerfallen ist, reinigen und wieder herstellen."

»Was doch der Capitaine für Verstand hat!« sprach ganz leise Scalyot zu Ornal; »er ist zu Allem fähig!«

»Verstehet Ihr mich?« fragte Argow.

»Ja!« riefen die vier Freibeuter.

»Also Hängematten herunter!« rief Argow.

»Vorwärts!« sprach Carilleyn. »Das St. Eliasfeuer soll mich verbrennen, wenn ich begreife, was er will, doch aber vorwärts!«

Als Vernyct mit Argow allein war, fragte er:

»Nun, was gedenkst Du denn zu thun?«

»Was ich thun will? Melanien heirathen, und deshalb müssen wir, wegen der Schwierigkeiten, den Maire der Gemeine übertölpeln, damit er wegen unsrer Titel nicht zu gewissenhaft ist. Wir müssen ihn mit aller Gewalt glauben machen, daß Katzen Hasen sind. Du wirst ihn also von Seiten des Herrn Grafen von Maxendi zu dem morgenden Prunkmahle einladen, und ihm, da wir alle mögliche Vorsicht anwenden müssen, zu verstehen geben, ich hätte Nachricht bekommen, daß ein Aufrührer, unter dem Namen Joseph versteckt, in diese Gegend kommen würde, und um ihn zu fassen und zu beaufsichtigen, wirst Du irgend einen schlauen

Burschen, Gornault zum Beispiel, im Dorfe in den Hinterhalt legen. Geschwind, kleide Dich an, nimm Deine Kutsche und prüfe den Charakter des Maire ein wenig, um zu erfahren, an welcher Stelle ich bei ihm anhaken kann.«

»Aber Argow, mein Freund, Dein Kopf, dieser vortreffliche Kopf verändert sich also? Wie, Du willst dieses Hühnchen heirathen . . . bist Du närrisch? . . . Wäre es nicht besser . . . .? Du verstehest mich doch?« fügte er, Marendi ansehend, hinzu, »und wenn Du Deine Lust befriedigt hast, dahin bringen?«

»Ich liebe sie,« sprach Argow, »und respectire sie, Vernyct! Macht sie mich heiß und will mich nicht heirathen, so stehet mir dieses Mittel immer noch zu Gebote. . . . Geschwind, fort!«

Vernyct entfernte sich murmelnd und meinte, diese Heirath wäre die größte Narrheit; »denn,« sprach er bei sich, »ist Argow erst verheirathet, so wird er verständig werden, das Leben lieb gewinnen und uns, wie todte Hunde verlassen und, bei'm Teufel! es ist nicht gut Kirschenessen mit ihm: er ist listig; was er will, das macht er wollen. Wenn diese Heirath vereitelt werden könnte, . . . ohne daß es unsre Schuld wäre, denn er würde uns den Kopf zerschmettern.«

Unter solchen Gedanken kleidete sich Vernyct an, die Kutsche stand bereit, und in einem Augenblicke war er bei dem Maire. Als derselbe einen Wagen vor seiner Thür halten sahe, rieb er sich die Hände, und machte dem Lieutenant Platz.

»Sind Sie nicht der Maire von Vans, mein Herr? Könnte ich wohl die Ehre haben, einen Augenblick Audienz zu bekommen?«

»Mein Herr! . . . mein Herr!« sprach der Maire, durch diese Höflichkeit, die seinem Stolze schmeichelte, in Verwirrung gesetzt. »Mein Herr, setzen Sie sich! . . . treten Sie näher, erzeigen Sie mir die Ehre.«

Vernyct trat in den Saal, wo Frau Hamel der Postmeisterin gegenüber saß und sie von ihren Unglücksfällen unterrichtete.

»Frau, schnell einen Stuhl! . . . Der Herr ist ohne Zweifel bei der Regierung angestellt?«

»Ich bin,« sprach Vernyct, die Beine übereinanderschlagend und sich auf dem Stuhle schaukelnd, »ich bin der vertraute Freund des Herrn Grafen von Maxendi, der seit einem Jahre Eigenthümer des Gutes Vans ist.«

Bei diesen Worten drückte Frau Hamel der Wirthin Hand und hörte mit der größten Aufmerksamkeit auf Vernycts Worte.

»Maxendi bedauert es sehr,« fuhr Vernyct fort, »daß Beschäftigungen und die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten, ihn bisher in Paris zurückgehalten haben, denn er liebt Ihre Gegend und ist gesonnen, fortan alle Sommer hier zuzubringen. Er schickt mich, um Sie, Herr Maire, für morgen zum Dîner einzuladen. Es ist ihm sehr daran gelegen, Ihre Bekanntschaft zu machen, denn er hat, wie ich glaube, einige Geschäfte mit Ihnen abzumachen. Es wird keine grosse Gesellschaft da sein, wir werden nur den

Marquis Scalyot, den berühmten Ornal und einen deutschen Baron zu Tische haben.«

»Mein Herr,« fiel der Postmeister, der sich vor Freude nicht bergen konnte, ein, »sind diese Herren etwas bei der Regierung?«

»Wie anders!« rief Vernyct mit einer Geberde der Verachtung; „sie sind sämmtlich die Freunde des jetzigen Ministeriums, und sehr einflußreich."

„Ah!" sprach Gargarou, „ich werde die Hoffnung bekommen, meine Post zu verdoppeln, wenn sich diese Herren für mich interessiren wollen. Mein Herr, ich habe von hier bis nach A . . . y zwei Berge, und drei bis nach Septinan; Sie begreifen, welche Ungerechtigkeit."

„Sie müssen der edelen Familie, die uns regiert, und dem Staate sehr ergeben sein, Herr Maire."

„Wie, ob ich ihr ergeben bin!" rief Gargarou.

„Nun, Sie begreifen dann auch, daß es sehr wichtig ist, Alles zu vereiteln, was die Schlechten, die das Glück der Freunde der Legitimität vernichten wollen, gegen sie anzetteln."

„Die Legitimität! . . . Ah, meine Frau, das ist's!" rief der Postmeister, sich vor die Stirn schlagend; „die Legitimität, ich muß mir dieses Wort aufschreiben; ich kann mich nie darauf besinnen . . . die Regierung der Legitimität."

„Mein Herr," fuhr Vernyct ernsthaft fort; „ich zeige ihnen einen jungen Mann, Namens Joseph, an (Frau Hamel schauderte), als einen Feind der Regierung, einen Aufrührer, und es liegt dem Ministerium außerordentlich viel daran, daß

er verhaftet wird, denn er besitzt die Geheimnisse einer Verschwörung. . . . Sie verstehen mich . . . er muß durch dieses Dorf kommen; wenn Sie ihn verhaften, so werden Sie wenigstens Unterpräfect werden. . . benachrichtigen Sie den Schloßherrn sogleich davon, und schicken Sie uns ihn."

„Unterpräfect!" rief der Maire. „Meine Frau! . . . meine Frau!"

„Schweig, dicker Schöps!" sprach seine Frau ganz leise zu ihm; es ist nicht Alles Gold, was glänzt."

„Übrigens," fuhr Vernyet fort, „laß ich Ihnen einen jungen Menschen hier, der Ihnen eine große Hilfe sein wird, er ist munter, lebhaft, gut zu Fuße, hat ein gutes Auge. — Sie werden uns also doch morgen die Ehre erzeigen, mit uns zu diniren?"

„Nun, ganz gewiß," sprach Gargarou, indem er den Hut in der Hand und bei jedem Schritte grüßend, den Lieutenant bis an die Thür begleitete.

„Nun Frau, Du siehest," sprach der Postmeister, der sich vor Freude nicht mehr halten konnte, „unsre Post ist verdoppelt, ich bin Unterpräfect! Aber," fuhr er fort, „dieser Herr Joseph ist unser junger Mann von vorgestern. . . . O, ja, er hatte wohl das Ansehen eines Verschwörers, die finstere Miene. . . . Ei, er wohnt," rief er, das vom Vicar zurückgelassene Billet aus der Tasche ziehend, „er wohnt in der Straße de la Santé." Der Postmeister entfernte sich, um über diese wichtige Sache nachzudenken.

»O, mein Gott! mein Gott! wie verwirret sich dies Alles,« sprach Frau Hamel zu Frau Gargarou; »mein ar-

mer Kopf wird dazu nicht hinreichen! Wer hat denn dem Herrn Marendi gesagt, daß Joseph zurückkehren muß? Mein Brief an ihn ist ja kaum erst abgegangen. Was ist zu thun? . . .«

»Meine arme Frau,« entgegnete die Wirthin, »ich interessire mich sehr für den schönen jungen Mann, den ich gestern gesehen, und er kann unmöglich schlecht sein.«

„Er ein Verschwörer! Es sind lauter Lügen. Er ist der Sohn eines Contreadmirals!"

„Eines Contreadmirals?" rief die junge Frau. „Aber hören Sie, ich bin der Meinung nicht, daß Gargarou sich mit der Sache bemengt; die Gestalt, die eben hier gewesen, siehet nicht so aus, als wenn sie das ist, was sie sein will. Wir sehen alle große Herren, die hier vorbeireisen, und dieser scheint mir ein gemachter zu sein. Hören Sie: Sie müssen zur nächsten Poststation auf der Seite von Paris gehen, dort auf den jungen Mann, der Ihre Tochter liebt, warten und ihm rathen, sich als Bauer zu verkleiden; er muß dann hier zu Fuße ankommen und ich werde ihn für einen meiner Vettern ausgeben."

Als sie diese Worte gesprochen, trat eine alte Frau in's Zimmer, und ging auf sie zu.

„O, Madame, ich komme, um Ihnen meine Schuld zu entrichten. Hören Sie, der junge Mann, der meine Hütte besucht, hat hübsch fett Butter auf mein Brot gestrichen."

„Welcher junge Mann," fragte Frau Hamel.

„Ein großer, brauner, schöner Mann, der Sohn der

jungen Dame, welche . . . Sie kennen die Geschichte . . ." sprach die Frau.

„Ja," entgegnete die Wirthin. Nun?"

„Ei nun! Er hat mir einen Brief zur Abgabe an Frau von Rosann am andern Ende des Waldes gegeben; man hat mich in das schönste Schloß eingelassen! in Zimmer! wahrlich, es ist ein Paire von Frankreich! Sobald sie nur den Brief gelesen, sehen Sie, so lief sie an ihren Secretaire und schenkte mir einen Beutel mit zwölfhundert Francs . . . und wie hat sie vor Freude gejauchzt! Sie hat gesagt, sie würde bald hieherkommen."

„Die Marquise von Rosann," rief die Wirthin, „ich muß Gargarou sagen, daß er sich bei dieser Sache klug benimmt. Dieser junge Mann . . . Fort," sprach sie zu Frau Hamel, „eilen Sie nach der andern Poststation und warten Sie dort auf ihn."

Die arme Hamel machte sich trotz dem schlechten Wetter auf den Weg nach Septinan, obgleich sie sich ungern von dem Orte entfernte, wo sich Melanie aufhielt.

„Ist Ihr Mann nicht der Bruder meines Schäfers?" fragte die Wirthin die alte Frau.

»Ja, Madame, Ihnen zu dienen!«

„Nun er muß mir das Vergnügen machen, einem meiner Vettern sein Geschäft zu lehren; aber er muß mit Niemandem davon sprechen."

Die alte Frau entfernte sich freudig, um das glückliche Begebniß im Dorfe zu erzählen.

Die Wirthin hatte mit ihrem Manne einen heftigen Streit über das Benehmen, welches er gegen Maxendi be-

obachten sollte; aber der Wirth, von Ehrgeiz aufgeblasen, verbot seiner Frau, sich in Regierungsangelegenheiten einzumischen und es entstand nun, da die Frau gegen ihren Mann zornig wurde, eine Opposition, wie man es in der parlamentarischen Sprache nennt. Frau Gargarou beschloß, der Sache Josephs zu dienen, und der Maire widmete sich, aus Widerspruch, der Sache Marendi's.

Am andern Tage putzte sich der Maire so gut er nur konnte und begab sich nach dem Schlosse, wo die zärtliche Melanie seufzte.

Ein großer, wohlgekleideter Laquai meldete ihn im Salon unter dem Titel des Herrn Maires von Vans-le-Pavé.

Argow eilte ihm entgegen und man meldete nun auch nach einander die vier Spießgesellen des Piraten an. Der Postmeister ward geblendet, als er sich in der Gesellschaft so vornehmer Personen befand, und man zögerte nicht, sich zu Tische zu setzen. Bei dem Anblicke dieser, mit Silbergeschirr, Krystallen und feinen Weinen, die man oft wechselte, besetzten Tafel, konnte sich Gargarou gar nicht von seinem Erstaunen erholen.

„Herr Maire,“ sprach Argow, „Sie wissen wohl nicht, warum ich Sie habe zu mir bitten lassen?“

„Nein, gnädiger Herr,“ entgegnete ehrerbietig der Maire von Vans.

„Es ist wegen meiner Heirath,“ fuhr der Pirat nachlässig fort. „Da ich gewissermaßen der Herr des Dorfes bin, so habe ich mich nicht in Paris verheirathen wollen.

Hören Sie, mein lieber Gargarou, man hat mir gesagt, Sie wünschten Ihre Post verdoppelt zu sehen!"

»O, gnädiger Herr, es ist eine Unbilligkeit, daß man sie mir nicht schon seit langer Zeit verdoppelt hat!" rief der Gastwirth. »Sie, die Sie lange gereiset sind, Sie wissen, wie rauh der Weg auf beiden ist.«

»Man wird sie verdoppeln! Bedarf es nicht dazu einer Ordonnanz, eines Gesetzes?«

»Eines Gesetzes, glaube ich, gnädiger Herr.«

»O, eines Gesetzes, eines kleinen Gesetzes!« sprach Marendi, seine Spießgesellen ansehend.

»Wir haben die Majorität,« sagte Vernyet, »wir werden dieses Gesetz machen; 's ist eine Kleinigkeit.«

»Marquis,« fuhr Argow zu Vernyet gewendet fort, »dies ist Deine Sache, denn Du bist der Freund des Ministers des Innern.«

»Herr Maire,« fuhr er, ihn auf die Achsel klopfend, fort, ich möchte, daß meine Heirath schnell vor sich ginge, und einer meiner Freunde muß mir eine Ordonnanz des Justizministers schicken, die mich des zweiten Aufgebotes überhebt; sie können also anfangen und das erste bestellen, ich werde Ihnen die nöthigen Papiere geben und die nächste Woche werden wir hier tanzen.«

»Aber Ihre Braut?« fragte der Postmeister.

»Sie ist hier,« erwiederte Argow; da sie aber die einzige Frau mitten unter sechs Männern gewesen wäre, so begreifen Sie, daß ein junges Mädchen, meine Cousine, deren Beschützer ich bin . . .«

»Sollte es etwa das junge Frauenzimmer sein, das

man neulich hieher gebracht hat?« fragte der Postmeister; »man sagte, es wäre närrisch. . . .«

»Närrisch!« sprach Argow; die Jungfrau ist's ein wenig, d. h. sie liebt einen Hungerleider, einen Schuft, und sie heirathet mich mit einigem Widerstreben: hat sie aber nur erst vierzehn Tage geheirathet, so wird diese Grille schon verschwunden sein. Ich sage Ihnen dies, weil wir gute Freunde sind und Sie dieselbe vielleicht etwas bekümmert finden werden.«

„Aber," fuhr der Maire fort, „hat sie ihren Vater, ihre Mutter . . . dann . . ."

„Herr Maire, erwiederte Argow, da ich zur Aufnahme unsres Heirathscontractes, den Sie hoffentlich unterzeichnen werden, einen Advocaten kommen lasse, so soll er Ihre Protocolle anfertigen; denn dies ist doch etwas schwierig, Sie haben dann nur zu unterzeichnen."

„Ich soll nur unterzeichnen!" wiederholte der Maire, den der Wein etwas betäubt hatte. „Und meine Post wird verdoppelt werden? denn Sie, die bei der Regierung sind . . ."

„Bei der Regierung des Staates," sprach Ornal.

„Und der Legitimität!" sagte Vernyct.

„Ja," fiel der Postmeister ein, „die Legitimität der Regierung des Staates, des Königreichs; ich bin ihr ergeben, und Niemand kann sagen, daß ich nicht ein guter Franzose und rechtlicher Mann bin; also muß auch meine Post verdoppelt werden, Sie verstehen doch, gnädiger Herr?"

Als Argow sahe, mit welchem Manne er es zu thun

hatte, so meinte er, derselbe würde seinen Absichten keineswegs hinderlich sein. Er schenkte ihm so oft das Glas voll, und seine Spießgesellen gaben ihm so gute Beispeile, daß Herr Gargarou und die vier Matrosen völlig betrunken wurden. Argow machte den Maire Alles versprechen, was er wollte, und zwar bei dem Namen der Regierung und des Thrones; dann ladete er den Maire auf den folgenden vierten Tag zu einem Diner ein, weil alsdann der vorgebliche Advocat da sein und den Heirathscontract abfassen würde, zu dem Argow die wesentlichsten Actenstücke fordern lassen müßte, deren wesentlichste er aber selbst fabricirte.

Die arme Melanie brachte diese drei Tage in tödtlicher Betrübniß hin. Ihre Fenster gingen nach dem Anfange des Waldes hinaus, und die blätterlosen Bäume, das öde Feld, die Natur, welche ihr Trauerkleid anlegte, bildeten ein Schauspiel, das zu den düstern Gedanken, die sie bestürmten, vollkommen stimmte. Die Jungfrau wurde jeden Tag bleicher und härmte sich darüber ab, daß sie Frau Hamel nicht mehr sahe. Sie machte nur noch eine einzige Bewegung: sie ging an ihr Fenster, um die Traurigkeit des Winters zu betrachten, und ging zurück, um sich in ihren Sessel zu setzen, indem sie beständig an Joseph dachte und seine Ankunft in der Gegend, wo Maxendi allmächtig war, gar nicht mehr wünschte, weil dieser grimmige Entführer ihm den Tod geschworen hatte. Sie fühlte, daß, wenn Joseph nicht in Argows Gewalt geriethe, dieser ihr nicht die schreckliche Wahl zwischen dem Tode ihres Bruders und der Verheirathung mit ihm würde stellen können.

Während dies in Vans=le=Paré vorging, hatte sich Frau Hamel zu Fuße nach Seplinan begeben.

Die arme Frau, durch diese traurigen Begebnisse ganz aus ihrem Charakter gerathen, hatte eine wahrhaft erstaunliche Thätigkeit des Geistes und Körpers. Sie hielt sich alle Tage auf der Heerstraße nach Paris auf, und Nachts wachte sie, horchte auf das leiseste Geräusch und hielt jeden Wagen an, um zu sehen, ob Joseph darin wäre. Die Ungeduld, die Unruhe erhielten sie in einem für sie so außerordentlichem Zustande aufrecht; denn sie befand sich in einer von ihrer frühern Sphäre der Indolenz und Ruhe weit ententfernten Sphäre; aber ihre unerhörte Anhänglichkeit an Melanien und ihren Bruder, kam ihr zu Hilfe.

Am Ende des zweiten Tages kommt endlich ein Courier in gestrecktem Galop in der Post an und verlangt für doppelte Zahlung vier Pferde.

Man eilt, die Pferde anzuschirren, Frau Hamel in fast zerrissenen Atlasschuhen stehet vor der Thür des Pferdestalles im Kothe; nach Verlauf von acht Minuten bemerkt sie ihren Joseph.

„Mein Sohn," ruft sie, „gehe nicht weiter!"

„Wie," Sie sind's, liebe Mutter? Melanie, Melanie! Wo ist sie? . . . Sie war's also?"

„Steig aus und bleib hier. Finette packe ab!"

Der Vicar, bleich, niedergeschlagen, von Kummer verzehrt, schließt Frau Hamel weinend in seine Arme.

„Melanie! wo ist sie?"

„Lieber Sohn," sprach die alte Frau leise, „laß uns

hier weggehen, laß Deinen Wagen hier und komm bei Seite. Du hast mit einem listigen, gewandten, mächtigen Manne zu thun, und man wird nicht Vorsicht nicht genug gebrauchen können. Komm, Finette."

„O," rief der Vicar, „ich werde sie mit Hilfe der bewaffneten Macht, oder mit Hilfe von Leuten, die ich erkaufe, befreien, wenn es nöthig ist, und ich werde Melanien befreien, oder ich will lieber umkommen!"

„Er wird Alles verderben!" rief Frau Hamel. „Höre mich, lieber Freund: bei dem ersten Schritte, den Du in die Gegend thust, wird man Dich verhaften, und kannst Du denn, während Du gefangen bist, Melanien retten, die man wegführen kann, wenn man erfährt, daß Du hier bist?"

„Ich werde ihr folgen!" rief der Vicar.

„Nein, mein Freund, Du mußt Dich hier als Bauer verkleiden und Finette als Bäuerin; Finette muß für Deine Frau gelten; dann kannst Du in diesem Anzuge und vor den Plänen des Bösewichts geschützt, die Mittel suchen, Melanien aus dem Gefängnisse, aus Maxendi's Schlosse zu befreien."

„Aus Argow's Schlosse, liebe Mutter! Er ist's, er ist's, der die Mannschaft unsres Schiffes aufgewiegelt hat." Frau Hamel blieb vor Erstaunen stumm. Endlich sprach sie:

„Retten wir sie, mein Sohn, Argow ist zu Allem fähig!"

Der Vicar bewunderte die Richtigkeit der Ansichten der Frau Hamel, ging in das Posthaus, um die Pferde zu bezahlen und bat den Postmeister in Septinan, seinen Wa-

gen aufzubewahren und stets gute Pferde zur Abreise bereit zu halten. Dann ging er mit Frau Hamel in ihren Gasthof, legte seine Kleider ab, kämmte seine Haare auf der Stirn glatt, wie es die Bauern machen, und zog die Kleider an, welche die sorgsame alte Frau im Voraus gekauft hatte. Finelte borgte den Hausanzug eines Mädchens in dem Gasthofe, und nun machten sich alle Drei auf den Weg nach Vans-le-Pavé. Auf dem Wege unterrichtete Frau Hamel den Vicar von Allem, was vorgefallen war.

Glücklicherweise war der Postmeister von Vans, Herr Gargarou, nicht in dem Saale des Wirthshauses, als Joseph dort erschien; denn wenn er diesen Vetter seiner Frau bei Frau Hamel gesehen hätte, so würde er schweren Verdacht geschöpft haben, weil Frau Hamel in seiner Gegenwart gestanden hatte, daß sie Joseph kenne.

»Sie können hier nicht bleiben, lieber Vetter,« sagte schlau die Wirthin, den jungen Vicar mit den Augen messend, »Sie würden hier in zu großer Gefahr sein; denn Herr Marendi hat meinen Mann so sehr fanatisirt, daß er nur von Ihrer Verhaftung träumt. Wenn Ihr Unternehmen gelingen soll, so begeben Sie sich in das Haus, das Sie vor vier Tagen besucht haben; Sie werden dort zwei wackere Leute finden, die Ihnen ergeben sein werden; Sie ziehen dann einen Schäfermantel an und gehen um das Schloß herum . . . Sie lieben, nicht wahr? Nun, so wird Ihnen dann die Liebe das Übrige sagen.«

Der Vicar ließ Finetten zurück, und eilte mit erstaun-

licher Schnelligkeit nach der geliebten Hütte hin. Der Mann und die Frau wärmten sich bei einem Torffeuer; als ihre Thür plötzlich aufflog, dreheten sie sich um, und Mariens Schwester erkannte den Vicar.

»Meine Freunde,« rief er, »Ihr müßt mich verstecken! Hat die Wirthsfrau schon mit Euch davon gesprochen? . . . Hat sie dies nicht gethan, so haltet mein Hiersein geheim, ich werde Eure Verschwiegenheit bezahlen! Ich bin für Jedermann ein armer Bauer, und wir werden mit einander die Heerden hüten. Geschwind, mein Freund, laß uns unsre Mäntel nehmen, und hinausgehen!«

»Einen Augenblick, mein guter Herr, die Schafe werden jetzt nicht ausgetrieben, sie sind auf dem Gute im Stalle.«

»So hole sie, denn ich sterbe vor Ungeduld.«

Der Vicar zog den ärmlichen Mantel eines Schäfers an, ging eiligst hinaus, stellte sich an die Thür und betrachtete das Schloß, das seine Geliebte einschloß.

In diesem Momente war Melanie am Fenster, sie betrachtete das Feld mit thränenvollen Augen, ohne daß sie durch die Wolke ihrer Gedanken hindurch zu erkennen vermochte, ob sie Joseph herbeiwünschte oder nicht. Sie siehet eine von zwei Männern geführte Schafheerde auf den Schloßgraben zu kommen.

»Wie glücklich sind diese Thiere!« ruft sie; »sie sind frei, ich bin gefesselt!«

Die Heerde kommt immer näher? denn die von ihren Herren gehetzten Hunde treiben die Thiere an, schneller zu gehen. Diese Sonderbarkeit überraschte Melanien; sie öffnet

ihr Fenster, und stützte sich mit den Ellenbogen auf den kalten Stein, um den Grund dieses Benehmens der Schäfer zu errathen. Sie interessirte sich für diese Thiere.

»Ach,« rief sie, »der Mensch ist despotisch! stets unumschränkt; wenn er befiehlt, legt er in seine Handlungen keine Güte! Werden diese armen Thiere nicht schon zu rechter Zeit ankommen?«

Der eine der Schäfer setzt sich auf einen Stein; der andere ahmt ihm nach; Melanie hat eine Regung der Freude, als sie die Schafe ruhig und die Hunde zu den Füßen ihrer Herren liegen siehet; plötzlich siehet sie den einen der Schäfer näher kommen und in das Feld hinblicken; sie erbebt unwillkürlich, als sie Josephs Gestalt zu erkennen glaubt, sie reibt sich die Augen, sie fürchtet eine Täuschung, ihr Herz klopft heftig, sie athmet kaum. In diesem Momente singt Joseph mit seiner reinen und hellen Stimme:

„Wie der letzte Strahl, wie der letzte Zephyr,
Das Ende eines schönen Tages belebt.“

und entdeckt sich vollends. Melanie siehet nichts mehr, das Glück wirft einen Schleier über ihre Augen, sie befindet sich unwohl und unterliegt der Anstrengung der Freude. Bei Josephs süßen Tönen erwacht sie aus ihrer süßen Ohnmacht, denn die Luft trug mit bewunderswürdiger Reinheit die Worte zu ihr hinüber. O, nichts kann den Zauber eines solchen Momentes schildern! Nur Diejenigen, welche geliebt haben, können sich ihn denken! Nach fast zwei Jahren einander wiedersehen! und, wiedersehen, getrennt durch eine grausame Entfernung, wiedersehen mitten im Winter, ein=

ander erkennen an diesem süßen Gesange, deren erste Modulationen ihre Herzen vereinigte! Welche Poesie in diesem zärtlichen Momente! Wie existirt man doppelt! Melanie die unvorsichtige Melanie wehete mit ihrem Schnupftuche, um ihrem Bruder zu sagen, daß sie seine Stimme höre und der Vicar glücklich, und ganz in diese süße Betrachtung versunken, vergaß Ort und Umstände und wehete mit dem seinigen. . . .

Plötzlich sprach der Schäfer:

»Ziehen wir uns zurück, sehen Sie, da kommt ein Mann auf uns zugelaufen! Glauben Sie mir, kommen sie auf diese Seite!«

Dieser Mann war der Matrose, dem die Beaufsichtigung des Theiles des Feldes, nach welchem hin Melaniens Fenster gingen, anvertraut worden war. Er schlich um die beiden Schäfer herum, und sprach, als er Josephs Hände sahe.

»Es scheint mir, mein Freund, daß Ihr für einen Landmann sehr weiße Hände habt!«

»Was gehet Euch das an?« sprach der Schäfer.

»Ich spreche nicht mit Dir!«

»Aber ich spreche mit Dir!« entgegnete der Schäfer.

»Freund,« fuhr, nachdem er die beiden Schäfer mit den Augen gemessen, der Matrose fort, »Du, der ein Batisthemde trägt, um die Heerde zu hüten, kannst Du mir wohl sagen, was die Schafe an einer Stelle machen, wo kein Grashalm stehet?«

»Noch einmal, was gehet Dich das an?« fragte der Schäfer.

»Was es mich angehet? Du sollst sogleich sehen!«

Der Seeräuber pfiff drei Male.

»Ihr seid auf unserm Gebiete und dürft Eure Schafe nicht hierher führen!« rief er.

»O, ich verstehe vielleicht wohl mein Gewerbe nicht!« antwortete der Schäfer.

In diesem Momente eilten drei große Laquais herbei und der Matrose befahl Ihnen, sich Josephs zu bemächtigen. Es entstand ein Kampf und die Hunde setzten die Schäfer einen Augenblick in Vortheil; der Vicar benutzte diesen Umstand, befreite sich von den beiden Männern, die ihn angegriffen hatten und lief pfeilschnell nach dem Walde hin. Die Bedienten verließen den Schäfer und eilten Joseph nach; der Hirt hetzte seine Hunde auf die Räuber, sie wurden in ihrem Laufe aufgehalten und gezwungen, sich gegen die Bisse dieser Thiere zu schützen.

Joseph, in den Wäldern und Gebirgen erzogen, war übrigens viel zu behende, als daß einer seiner Verfolger ihm hätte nahe kommen können.

Melanie, die bei dem Anblicke des Kampfes erbebte, wie die einzelnen Blätter, die es noch auf den Bäumen gab, sahe mit Freude ihren Bruder im Walde verschwinden.

Argow ward sogleich von der Gegenwart seines Nebenbuhlers unterrichtet, er verdoppelte die Wachen um das Schloß herum, bot alle seine Leute auf, und freuete sich, daß Joseph sich ihm selbst in die Hände lieferte.

XIII.

Der Vicar läuft immer zu. Begegnung. Der Köhler und seine Familie. Der Vicar gelangt in's Schloß und siehet Melanien wieder. Vermiedene Gefahr.

Die Nacht kam mit großen Schritten heran und der Vicar lief immer noch mit derselben Schnelligkeit durch den unermeßlichen Wald, in den er gelangt war. Nach Verlauf von zwei Stunden aber spürte er Ermattung und Hunger; er setzte beharrlich seinen Weg in gerader Linie fort, um an ein Ende des Waldes zu gelangen.

Als er auf einen besuchtern Weg kam, als der, auf welchem er bis dahin gewesen, und dessen ziemlich tiefe Fahrgleise von dem Besuche von Fuhrwerk zeugte, so hörte er in der Ferne die Bewegung eines Karrens, das Klatschen einer Peitsche und das Pfeifen des Fuhrmannes. Er lief nun auf die Stelle zu, woher das Geräusch kam, um zu erfahren, in welchen Theil des Waldes ihn der Zufall geführt hatte.

»Mein wackerer Mann,« sprach er zu einem, mit einem Kittel bekleideten Bauer von ungeheurer Größe, »könnet Ihr mir nicht sagen, wo ich bin?«

»Eine halbe Stunde von Aulnay,« rief der große Karrenführer.

»Ei,« versetzte der Vicar, »Eure Stimme ist mir nicht unbekannt. Seid Ihr Jakob Cachel, der Holzhauer und Köhler, der auf der Höhe wohnt?«

»Ah, es ist Herr Joseph!« rief Cachel. »O, Herr Vicar, ich habe Ihnen für den Dienst, den Sie mir geleistet, meinen Dank nicht abstatten können! Ich stehe Ihnen mit Leib und Seele zu Diensten! Sie sind Ursache meines kleinen Wohlstandes; denn ich bin's, der die Kohlen auf das Schloß Vans liefert, und diese Kundschaft hätte ich verloren, wenn ich in's Gefängniß gekommen wäre. Der Herr Marquis hat meine Begnadigung erwirkt, und Ihre und der Frau Marquise Güte hat mich in die Höhe gebracht. Mit Leib, Seele und Vermögen stehe ich zu Ihren Diensten, Herr Joseph! Aber durch welchen Zufall kommen Sie zu dieser Stunde in diesen Wald? während seit acht Tagen in Aulnay Alles in Verwirrung ist? Jedermann beweint Sie! Der Marquis ist nach Paris gereiset, um Sie dort aufzusuchen. Man sagt, Sie wären ein großer Herr, und Lesecq, Herr Gausse und Margaretha hören nicht auf, von Ihnen zu sprechen. Meine Frau hat mir dies Alles erzählt; meine arme Frau, o, wie wird Ihre Ankunft sie in Erstaunen setzen! Der hochwürdige Herr Bischof hat Sie auch gesucht, und es giebt Einige, welche sagen, daß der Bruder des Bischofs, ein Contreadmiral, am Abende seiner Rückkehr gestorben sei. O, es giebt Teufelskniffe!«

»Herr von Saint-André ist todt?« rief Joseph, der bis

dahin aus gutem Grunde kein Wort gesagt hatte. Sobald der Holzhauer von dem Zutritte sprach, den er auf Argows Schlosse hatte, war der Vicar wirklich in tiefes Nachdenken versunken, aus dem er nur durch die Nachricht von des Herrn von Saint-André Tode gerissen wurde.

»Jakob,« sprach er, »kann ich auf Eure Ergebenheit und Verschwiegenheit, von der mir die Geläufigkeit Eurer Zunge eben keine gute Meinung beibringt, rechnen?«

»Rechnen Sie auf mich, wie Sie auf sich selbst rechnen!« entgegnete Jakob Cachel. »Ich werde Ihnen zu gehöriger Zeit und am gehörigen Orte meine Ergebenheit und Verschwiegenheit beweisen.«

»So laß uns schnell nach Deiner Wohnung gehen, denn ich bin hungrig und ermüdet.«

Cachel trieb seine Pferde mit der Peitsche an und in einer Viertelstunde erblickten Sie das Licht, das durch das Dachfenster der öden Hütte schimmerte.

»Geschwind, Frau, mach auf, ich bin's! . . . Treten Sie hinein, mein Herr, ich will die Pferde in den Stall bringen, den wir von der Unterstützung der Frau Marquise haben bauen lassen können.«

»Still!« rief der Vicar, den Ausruf des Erstaunens, den Cachels Frau ausstoßen wollte, hemmend. »Still, mein gutes Mütterchen, wartet, bis Euer Mann kommt, ich habe mit Euch allen Beiden zu reden!«

Der Holzhauer kam in die Stube, der Vicar setzte sich zwischen Mann und Frau, man rückte an das Feuer, das

Cachel wieder anfachte, Joseph versicherte sich von dem Schlafe der Kinder und begann dann folgendermaßen:

»Vor allen Dingen, meine lieben Freunde, bedenket, daß Ihr feierlich versprechen müsset, gegen Niemanden ein Wort von meiner Gegenwart in dieser Gegend zu sagen: dies ist ein Hauptpunkt. Jetzt, Cachel, verspreche ich Dir zweitausend Francs, wenn es uns gelingt, die Jungfrau, welche Marendi in seinem Schlosse gefangen hält, zu befreien. Es gehören Muth, Gewandtheit, Verschwiegenheit, Geschwindigkeit und eine unbegrenzte Ergebenheit dazu. Zuvörderst, Cachel, mußt Du nun alle Tage um das Schloß herumschleichen, auskundschaften, was darin vorgehet und mir es wiedersagen.«

»Gerade morgen, mein Herr,« fiel Cachel ein, »bringe ich Kohlen, und übermorgen sechs Fuder Holz dahin. Ich bin mit dem Schloßverwalter und dem ersten Koche bekannt.«

»Schön, schön, Cachel,« rief außer sich vor Freude der Vicar! »wir wollen auf Mittel denken, wie ich mich hineinschleiche, denn ich muß Melanien sehen. . . . Morgen bei Anbruch des Tages, kaufst Du ein Pferd, das als guter Renner bekannt ist, um es auf jeden Fall bereit zu halten.«

»Dazu wäre das des Herrn von Rosann gut, wenn wir es durch Marien geliehen bekommen könnten.«

»Kennst Du,« fragte der Vicar, »die innere Einrichtung des Schlosses?«

»Es sind zwei Flügel und eine Façade, mein Herr,« entgegnete der Köhler; »die große Treppe ist zwischen dem linken Flügel und dem Hauptgebäude des Schlosses, und

führt zu einer langen Gallerie, wo die Zimmer des linken Flügels sind, in welchem sich die junge Dame aufhält. Die großen Zimmer sind im Erdgeschosse, in der großen Façade.«

»Um zu Melanien zu gelangen, muß man also über den Hof auf die Hausflur gehen, wo die große Treppe anfängt, und . . . Melaniens Zimmer liegt nach dem Felde hinaus,« sprach der Vicar. »Nun, Cachel, sage mir jetzt, wo die Küche ist, wohin Du doch wahrscheinlich Deine Kohlen bringst.«

»Gerade in dem Erdgeschosse dieses linken Flügels sind die Küchen,« entgegnete Cachel, »und die Thür ist nicht weit von der Freitreppe.«

»Cachel,« rief der Vicar, »morgen stecke ich mich in einen Deiner Kohlensäcke und wage mich in dieses Labyrinth! Gehe erst, wenn sich der Tag neigt, dahin! . . . O, Glück, ich werde Melanien sehen!«

Der Vicar hielt eine frugale Mahlzeit, die der Hunger würzte, empfahl den beiden Eheleuten nochmals Verschwiegenheit an, und legte sich, in seinen Mantel gewickelt, zur Ruhe.

Am andern Morgen nähete Cachels Frau zuerst einen Sack, der groß genug war, um den Vicar aufzunehmen und zu verstecken, und als Alles fertig war, machte sich Joseph mit dem Köhler auf den Weg. Sie richteten ihre Sachen so ein, daß sie erst gegen fünf oder sechs Uhr Abends bei dem Schlosse Vans ankommen konnten. Als sie auf dem Punkte waren, den Wald zu verlassen, stieg Joseph auf den Karren und schlüpfte in den für ihn bestimmten, schwarzen

Sack; der Köhler aber fuhr, pfeifend und mit der Peitsche klatschend, dem Schlosse zu. Als er an der Thür des letzten Gatters war, trat der mit der Beaufsichtigung dieses Theiles beauftragte Matrose vor und rief:

»Wer da?«

Es war schon dunkel genug.

»Ich bin's!« rief Cachel. »Ich habe nicht früher kommen können, denn der Regen hat die Wege verdorben.«

»Nun, Meister Cachel, Ihr werdet bei dem Koche schön ankommen, er hat heute ein großes Diner anzurichten und flucht nach Euch schon seit einer Stunde; er hat eben einen Küchenjungen abgeschickt, um nachzusehen, ob Ihr noch nicht kommt!«

»Haltet mich also nicht auf.«

»Ah, es ist wahr, Ihr gehört zum Hause, fahret zu! aber sehet Ihr, das Spiel verwirret sich; gestern ist ein Treffen mit dem Feinde vorgefallen, und man setzt ihm nach; man verdoppelt die Wachen; es ist keine Kleinigkeit, ein Mädchen zu hüten, wenn es einen Liebhaber hat und derselbe in der Nähe ist. Fahret zu!« Und Jakob lenkt in die Allee ein, fährt über den Hof, ruft: „aus dem Wege," und fährt seinen Wagen gerade vor die Küchenthür.

»Kommt Ihr endlich?« rief der Oberkoch zornig. »Bei meiner baumwollenen Mütze, Ihr verliert die Kundschaft, Meister Cachel!«

Der Koch winkte einem Küchenjungen und der Adjutant schickte sich an, auf dem Karren zu steigen um die Säcke hinunter zu werfen.

»Heda, Brühenverderber!« rief erschrocken der Köhler, den jungen Menschen bei'm Kragen fassend und zur Erde werfend; »ich berühre Deine Schüsseln nicht, zerbrich Du mir also meine Kohlen auch nicht!« Cachel ergriff sogleich einen Sack und trug ihn mitten in die Küche.

»Wahrhaftig, Herr Lesnagiel, Sie haben keinen Begriff von der Schlechtigkeit der Wege! es fehlte nicht viel, so wären meine Pferde in einem Dreckloche stecken geblieben.«

Cachel kehrte zu dem Wagen zurück und stellte mehrere Säcke an die Wand, Joseph aber lehnte er an bie Treppe.

»Steigen Sie hinaus,« sprach er, »ich will den Koch eine gute halbe Stunde aufhalten.«

Joseph verläßt seinen Sack, stürzt in das Vorzimmer und hört die lärmenden Stimmen der Gäste, denn es war gerade der Tag, an welchem der Maire zum zweiten Male bei Marendi speisete. Der Vicar schaudert unwillkürlich, er gehet schnell die Treppe hinauf und gelangt in die düstere Galerie, wo seiner Vermuthung nach Melaniens Zimmer sein muß. Er eilt durch die Galerie und siehet in der Ferne, wie ein Lichtstreifen durch den Zwischenraum dringt, der sich stets zwischen der Thür und den Platten des Fußbodens findet. Er wagt es, die Thür zu öffnen . . . er gehet hinein.

Melanie saß in einem Sessel und las seinen Brief. Sie erhebt das Haupt und blickt in den Schatten . . . sie stößt einen Schrei aus, und sinkt, als sie des Vicars Gesicht erkennt, wie todt nieder. Der Vicar sp.ingt hinzu, und die süßesten Küsse rufen sie wieder in's Leben zurück: diese

Küsse waren der Ausdruck einer Melanien noch unbekannten Wollust. Sie schlägt langsam ihre Augen auf, und ruft:

»Endlich bist Du da?«

»Melanie, ich habe nur einen Augenblick, eine Viertelstunde Zeit, und ich schwebe in der größten Gefahr, siehe zu, daß wir nicht überrascht werden.«

»Du raubst mir durch Deine Gegenwart alle meine Ideen . . . ich bin närrisch . . . was soll ich thun?«

Ihr von dem ganzen Entzücken der Liebe strahlendes Antlitz nahm den Charakter des Nachdenkens an; ihre niedliche Stirn faltete sich, dann lächelte sie, wie die Venus den Mars, ihren Bruder an, und wirft ihm mit den Worten: „Ich hab's gefunden, weil es auf Deine Sicherheit ankommt!“ einen berauschenden Blick zu.

Nun nahm sie von dem Tische, auf welchem die Überbleibsel ihrer Mahlzeit standen, einige Nußschalen, eilte hinaus und streuete sie in der Galerie umher; dann flog sie mit der Leichtigkeit der Zephyre zurück, verriegelte die Thür und sprach:

»Joseph, jetzt können wir ruhig sein.«

Sie eilte hinzu und setzte sich auf ihres Bruders Knie.

»Melanie!« sprach er mit einem fast convulsivischen Zittern, wie liebst Du mich?«

»Joseph! . . . wie sonst, und Dein Anblick hat das Feuer meiner Liebe wieder angefacht, denn die Asche davon war allenthalben umhergeflogen.« Und sie neigte ihr schönes Köpfchen auf des Vicars Schulter.

»Immer dasselbe Lächeln!« rief er.

»Immer!« entgegnete sie mit Melancholie und dem melodischen Tone, welchen, ohne jedoch wehe zu thun, das Gefühl des Schmerzes einhaucht.

»Grausamer, wie hast Du mich verlassen können! Ich hoffe, daß wir uns nicht wieder trennen werden, wenn Du mich befreiet hast!«

»Nein!« antwortete Joseph kräftig.

Er wußte nicht, wie er Melanien von dem Geheimnisse seiner Geburt unterrichten sollte; denn diese Nachricht durfte nur mit großer Schonung mitgetheilt werden.

»Wie lieb ist mir dies Versprechen! es hallt,« versetzte Melanie, »es hallt in meiner Seele mit erstaunlicher Stärke wieder. . . . Ja, lieber Bruder, laß uns miteinander leben, wir werden dann weniger durch unsre Kämpfe, wie durch die Abwesenheit leiden! Laß mich Dich umarmen, . . . seit zwei Jahren habe ich den Nectar eines Kusses nicht geschmeckt.«

Der Vicar umarmte seine Geliebte auf eine wollüstige Weise.

»Joseph, was soll das bedeuten?«

„Ich wollte Dich davon unterrichten, Melanie, ohne daß Worte über meine Lippen gingen. . . . Ach, ich fürchte Deine Freude!"

„Was meinst Du damit?"

Und sie schauete in Josephs Antlitz mit einer Unruhe, die nichts Peinliches hatte. „Mein Bruder!"

„Melanie!" antwortete der Vicar dieses Wort betonend.

„Mein Bruder, warum nennst Du mich nicht mit dem

süßen Namen Schwester? seitdem Du hier bist, hast Du ihn nicht ein einziges Mal genannt. . . . Doch, was schadet mir das?" rief sie, wie wahnsinnig. „Sehe ich Dich nicht? bin ich nicht noch Deine süße Freundin? O, laß uns nicht durch geheimnißvolle Worte den Aufschwung unsrer Freude hemmen! Ja, ja, ich liebe Dich immer noch mit gleicher Gluth! wenn dies es ist, was Deine fragenden Augen von mir verlangen.... Ja, ich liebe Dich mit dieser unbesiegten, unbesieglichen Wuth . . . die mich bis in's Grab besitzen wird. . . . Aber vergessen wir dies Alles, ich bitte Dich darum; erhalten wir diesen Augenblick rein und glänzend, auf daß mitten in unserm unglücklichen Leben sich eine Blume finde. . . . Du sprichst nicht mein Bruder . . . und Deine Augen verschlingen mich . . . ach, ja, sie sprechen nur zu deutlich! . . . Senke Deine Augenlieder und Deine langen Wimpern, ich will sie mit Küssen bedecken!"

„Melanie, Du siehest mich wieder," antwortete langsam der Vicar, indem er einen bedeutsamen und tiefen Accent auf diese Worte legte.

„Aber, mein Lieber, was willst Du damit sagen?"

„Melanie, als ich Dich verließ, schwor ich, nicht eher zurückzukehren, als bis wir uns ohne Verbrechen würden wiedersehen können."

„Ohne Verbrechen! . . . welcher Gedanke! Joseph, mein Bruder!"

„Nenne mich nicht mehr Bruder."

„Solltest Du es nicht sein?" sprach sie mit schmachtender Stimme und alle Farbe wich aus ihren Wangen. Sie

erbleichte, barg ihr Haupt an des Vicars Busen und verlor das Gefühl des Glückes. Josephs Thränen, jene brennenden Thränen der Liebe, strömten über ihr liebliches, fast todtes Antlitz.

„Ich befürchtete dies!" rief er.

Und Melanien aufhebend, suchte er sie durch unzählige Flammenküsse wieder zu erwärmen.

„Melanie! . . . erhole Dich!"

„Lieber Freund," sprach sie, ihr blaues Auge kaum öffnend . . . „ich sterbe . . . ich werde davon sterben! . . . O, noch viele Küsse! . . . Seit zwei Jahren habe ich nicht . . . Joseph! . . . laß sagen, wir wären nicht zu Hause . . . und schelle Finetten!"

„Melanie . . . Du bist in Argows Gewalt."

„Argows!" rief sie mit der Hast der Entrüstung, „dieses Piraten, der unsern Vater ausgesetzt hat."

„Melanie," fuhr der Vicar, sie auf seinen Schoß nehmend, fort; „sprich nicht so laut! . . . höre mich! . . . Herr von Saint-André ist todt . . . er war nicht mein Vater, und Deine Mutter war nicht meine Mutter . . . Deine Liebe ist unschuldig!"

„Unschuldig! . . . mein Bruder, ja, mein Bruder, denn ich will Dir diesen süßen Namen immer geben! . . . Unschuldig! . . . o, laß mich Dich umarmen, wie an dem Tage, da Du mich zurückstießest! . . . Wie, Joseph, Du bist traurig? was fehlt Dir denn?" fügte sie, mit göttlichem Entzücken das Haar des Priesters streichelnd, hinzu.

„Melanie," sprach er kummervoll um sie von der Spur

seiner Traurigkeit abzuleiten, wie kann ich lächeln, da ich Dich in diesem Schlosse sehe, ohne die Mittel zu Deiner Befreiung gefunden zu haben?"

„Das ist wahr," sprach sie, „es ist traurig! aber Amor trägt nicht vergeblich eine Fackel und ... sie wird Dir Licht geben." Sie lächelte ihn auf die holdseligste Weise an.

Jetzt knackten die Nußschalen in der Galerie unter den schnellen Schritten eines Menschen.

„Es ist Argow!" rief Melanie. „Wir sind verloren! Wo soll ich Dich verbergen?"

Der Vicar stand betäubt da.

„Tödten wir ihn!" rief er endlich.

„Nein, nein, verbirg Dich in meinem Bette!"

„Fräulein, öffnen Sie mir!" sprach Argow mit donnernder Stimme.

Der Vicar legte sich zwischen zwei Matratzen, Melanie brachte das Bett wieder in Ordnung und schickte sich an, die Thür zu öffnen.

Um sich diesen neuen Zwischenfall zu erklären, muß man sich, ein wenig vor der Ankunft des Piraten, in den Speisesaal versetzen, dessen Thür auf die Hausflur ging, wo die Treppe anfing. Als der Vicar die Treppe hinaufeilte, waren die Gäste im besten Schmausen begriffen und fingen an, dem Herrn Gargarou tüchtig auf den Leib zu trinken.

»Nun, Herr Maire, gestern haben Sie meine Heirath zum ersten Male publicirt, in vier Tagen werden Sie uns verheirathen. Trinken Sie auf dieses Fest!«

»Sie machen, daß ich am Ende meine Post doppelt sehe,« sprach Gargarou, und lachte, wie es die Landleute zu thun pflegen, laut auf.

»Sehen Sie, hier ist ein Advocat, der Ihnen die Mühe ersparen wird, das Protocoll aufzunehmen; er wird den Heirathscontract ausfertigen; o, er ist geschickt!«

»Gehört er zur Regierung?« fragte der Maire, ihn ansehend.

»Ganz gewiß.«

»Man muß gestehen, Herr Graf, daß Sie ein famoser Lebemann sind, und Diejenigen, welche Sie umgeben, keine Melancholie erzeugen. Ich erstaune, daß Sie bei einem Leben, wie das Ihrige, das Übel gleichsam mit der Hand suchen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Argow, den Maire fest ansehend.

„Nun, ja!" antwortete Gargarou, „die Ehe . . . ist sie . . . nicht . . ."

„Aha," fiel der Pirat ein, „die Liebe ist ein erschreckliches Ding!"

„Ja," sprach der Postmeister, „besonders bei den Frauen, denn, wenn die meinige . . ."

„Sie ist hübsch," sagte Vernyct.

„Nur zu hübsch," versetzte melancholisch der Maire; denn, ich bürge Ihnen dafür, daß . . . nein, ich bürge nicht."

Alle Gäste fingen an zu lachen und belobten den Gargarou, indem sie zu ihm sagten, er würde in Paris viele Leute verdunkeln, und er wäre nicht dazu geschaffen, Postmeister zu sein.

„Ja, ja," sprach er, „ich hätte bei der Regierung fourragiren müssen!"

„O," sagte Argow, „Sie verstehen die Politik."

„Ei, Herr Graf," fiel der Maire, dem Argow auf den Bauch klopfend, ein, „unterbrechen Sie den Gang meiner Ideen nicht. . . . Wir sind beim Nachtische, und Sie sagen, die Liebe stachelt Sie; die Jungfrau muß also wohl sehr schön sein!"

„Göttlich!" rief der Seeräuber.

„Göttlich! . . . Ist's nicht möglich, sie zu sehen?"

„Nein!" sprach Argow.

„Nicht darum, weil der Herr Graf keine Lust dazu hat, sondern weil er es nicht möglich machen kann," sprach Vernyct, dem Alles daran gelegen war, seinen Capitaine mit Melanien in Streit zu bringen, damit die Hochzeit nicht vor sich ginge.

„Ich kann es nicht, doppelter Schuft!“

„O, das wird schlimm!“ sprach der Maire. „Schimpfreden sind verboten.“

„Wenn ich's wollte! . . . In diesem Augenblicke selbst würde sie hinunterkommen! . . . aber Ihr seid betrunken!“

„Nein!“ riefen Alle auf einmal, „das ist eine schlechte Entschuldigung.“

„Mein Freund,“ sprach der Maire, „wenn sie nicht kommt, so werden wir glauben, sie spielt Ihnen auf der Nase? . . . und das ist ein Zeichen des Unglücks. . . . Von der Nase bis zur Stirn!“

„Still, Herr Gargarou! . . . ich schneide denen, die von meiner Braut lästern, die Kehle ab.“

„Das wird schlimm!“ sprach ganz leise der Maire. „Ei, was, bringen Sie sie her, die Jungfrau! . . . man wird sie Ihnen nicht aufessen!“

Argow, welcher befürchtete, der Maire, den er nöthig hatte, möchte böse werden, übrigens aber auch von den Späßen gedrängt wurde, womit ihn seine Spießgesellen bestürmten, stand auf und sprach zu ihnen:

„Tod und Teufel, ich will sie holen! Vergißt sich aber einer von Euch, und ist nicht ehrerbietig gegen sie, so hat er's mit mir zu thun!“

„O,“ sprach der Maire, „wir sind Alle in der Regierung und der Legitimität, so daß nichts zu fürchten ist.“

Argow entfernte sich und ging zu Melanien hinauf.

„Meine Königin,“ sprach er zu ihr; „was fehlt Ihnen, Sie zittern!“

„Das macht der Wind, welcher wehet, die Kälte, die Einsamkeit.“

„Wenn das es ist, so kommen Sie, meine kleine Frau! kommen Sie, führen Sie den Vorsitz bei unserm Schmause!“

„Nein, ich will allein sein!“ rief sie mit erstaunlicher Kraft.

„Was soll diese Grille bedeuten?“

„Wahrlich! . . . ich bin Frau!“

„Ja, aber ich, ich bin Mann!“

„Was ist daran gelegen? In Frankreich kommt es mir nicht zu, zu gehorchen.“

„Ich bin aus Amerika,“ sprach Argow, die Stirn runzelnd. „Meine schöne Freundin, können Sie mir wohl erklären, durch welchen Zufall ihr Kleid kohlenschwarz geworden ist?“

„Der Wind hat Asche darauf gewehet.“

„Junges Mädchen, Sie sind eine Blume,“ sprach der Pirat, ihr einen niederschmetternden Blick zuwerfend; hüten Sie sich, den Sturm zu erregen, der Eichbäume zerbricht.“

Er fing an mit wüthender Neugier im Zimmer herumzublicken.

»Was wollten Sie von mir?« sprach Melanie mit einem sanften Tone, welcher die ganze Furcht verdeckte, die sie ergriff.

Als sie sahe, daß Argow das Bett mit schrecklicher Aufmerksamkeit betrachtete, lief sie zu ihm, faßte ihn bei der Schulter, zwang ihn, sie anzusehen und warf ihm einen bezaubernden Blick zu.

»Was wollten Sie denn von mir?«

»Daß Sie hinunterkämen! in den Speisesaal!«

»Ich werde hinunterkommen, Herr Marendi,« antwortete sie mit einer Miene der Unterwürfigkeit, welche den Piraten entwaffnete.

Er ging auf sie zu und faßte sie an.

»Mein Herr!« rief sie; »ich bin Ihre Frau noch nicht!“ Und ein kalter Todesschauer durchrieselte sie, als sie das Bette sich bewegen sahe, weil sie daraus schloß, daß Joseph seine Entrüstung nicht mehr zügeln konnte, weil er sich Dinge vorstellte, die nicht existirten.

»Geschwind, folgen Sie mir, mein Engel!« sprach der wilde Pirat.

»O, mein Herr, . . . nein!« entgegnete sie mit einer

Geberde von Grazie und Ausdruck; »ich bin nicht angezogen, ich bin voll Asche und muß wenigstens ein anderes Kleid anziehen . . . in zehn Minuten . . . Das ist doch wohl das Wenigste, daß ich, wenn ich Ihren Befehlen gehorche, Herrin über das, was man einer Frau nie streitig gemacht hat . . . Herrin über meine Toilette bin.«

»Nun gut, ich werde auf Sie warten!« sprach, sich setzend, der argwöhnische Seeräuber.

»Kann ich mich in Ihrer Gegenwart ankleiden? . . . Entfernen Sie sich, ich werde schon wieder zu Ihnen kommen.«

»Kleine Syrene,« rief der Corsar, die Thür öffnend: »ich verlasse mich auf Ihr Wort und werde Sie anmelden!«

»Ja,« sprach sie mit anmuthigem Lächeln, »sein Sie meine Morgenröthe!«

Sie horchte auf das Geräusch der Schritte des Piraten, und als sie dieselben nicht mehr hörte, wagte sie sich in die Galerie, und ging bis an die Treppe. Sie hörte Argows Stimme unter denen der Gäste und eilte nun, leicht wie ein Reh, wieder in ihr Zimmer. Der Vicar hatte seinen Schlupfwinkel schon verlassen.

»Melanie, ich ersticke fast vor Wuth!«

»Und ich vor Schrecken! . . . Nun, lieber Freund, wie willst Du aus dieser Höhle hinauskommen?«

»Ehe ich weggehe, Melanie, müssen wir über etwas zu Deiner Befreiung Unentbehrliches, an das ich eben gedacht habe, übereinkommen. . . . Jedesmal, wenn am Tage oder während der Nacht, die Uhr eine volle Stunde schlägt, so sei in Deinem Zimmer und verbirg Dich im Winkel Deines Bettes. Wenn dann ein Schuß fällt und eine Kugel in Dein Gemach fliegt, so wird sie Dir sagen, daß einen Augenblick nachher etwas für Dich Interessantes vorfallen wird; sei es ein mit einer Schleuder geworfener und mit einem Briefe umwickelter Stein, oder ein Pfeil, der Dir einen Brief bringt. Von morgen an, meine Geliebte, nimm Dich in Acht, daß wir Dich nicht verwunden! . . . Adieu, empfange meinen Abschiedskuß!«

»Joseph! werden wir uns wiedersehen?«

»Zweifelst Du daran, Melanie. . . . Ich will, daß wir binnen drei Tagen auf dem Wege nach Paris sind.«

»Nun, ich glaube es, weil Du es sagst . . . Adieu!«

Und einander in die Arme springend, gaben sie sich den letzten Kuß, in welchem das ganze Feuer der Liebe glühete.

»O,« sprach Melanie, »Joseph, welche Wonne! . . . Geschwind fort!«

Sie ging zuerst in die Galerie und Joseph folgte von fern, bereit, bei dem ersten Geräusche wieder in Melaniens Zimmer zu flüchten. Sie gelangten bis zur Treppe gingen auf die Hausflur hinunter, und als der Vicar in den Hof schlüpfte, um wieder zu seinem Kohlensacke zu kommen, öffnete Argow die Thür des Speisesaales.

»Wie, mein Fräulein,« sprach er, »Sie sagen, Sie wollen sich ankleiden.«

»Bin ich nicht angekleidet?« entgegnete sie erbleichend.

Argow blickte auf den Hof.

»Wozu stehet der Karren da?« fragte er.

»Gnädiger Herr,« sprach Jacob Cachel, »es fehlte hier an Kohlen, und ich habe nicht früher kommen können. — Wollen Sie den Rest nicht, Herr Lesnagiel?«

»Geschwind,« sprach Argow, »befreiet die Treppe von diesen Säcken. . . . Ein Tag, da ich Gesellschaft habe!«

Cachel befühlte seine Säcke, um zu erfahren, ob der Vicar zurückgekommen, und, da er fand, daß er wirklich in seinem Sacke steckte, so ladete er zwei oder drei in Argows Gegenwart auf. Die Säcke dröhnten auf dem Wagen; nun ergriff er den Vicar und ladete ihn sanft auf, indem er dazu den Moment benutzte, da sich der Pirat zu Melanien wandte und sie fragte:

»Ei, dieses Kleid?«

»Wie konnte ich ein anderes anziehen, da Niemand zu meiner Bedienung da war?«

»Das wußten Sie ja aber schon, kleine Listige, als Sie mich zurückschickten.«

In diesem Augenblicke sahe Jacob Cachel Melanien an und sprach zu ihr:

„Sie haben nichts mehr zu fürchten.

„Mit wem sprichst Du?"

„Sie haben nichts mehr zu fürchten, Herr Lesnagiel," fuhr der Köhler, ohne Argow zu antworten fort, „denn Sie sind auf wenigstens vierzehn Tage mit Kohlen versehen. Morgen sehen wir uns wieder!" Cachel klatschte mit der Peitsche und fuhr im Galop davon.

„Treten Sie hinein, mein Fräulein!" sprach Marendi, faßte Melanien bei der Hand, öffnete die Thür und rief:

„Hier ist Frau von Marendi."

Ein Gemurmel des Erstaunens erhob sich bei dem Anblicke der schönen Melanie, welche die Gegenwart ihres Geliebten, die Gefahren, in denen sie eben geschwebt, mit den reizendsten Farben geschmückt hatte.

„Frau von Marendi!" sprach sie mit Energie, „nie meine Herren! Eine Heirath verlangt freie Einwilligung, und, das Beil über dem Kopfe, werde ich nie „Ja!" sagen!"

„Bravo!" rief Vernyct, „das nenne ich noch Energie. Wie nun, Herr Graf?"

„Herr Graf," rief Melanie, „derjenige, der den Namen Marendi führt, ist kein Anderer, wie der Seeräuber Argow."

„Du lügst, Schlange!" rief Argow zornig. „Schweig, Mädchen, wenn Du nicht willst . . ."

Er blickte sie an und warf ihr einen solchen Blick zu, daß Melanie einen Augenblick verstummte.

„Haben Sie Jemanden gesprochen?" fragte er in milderm Tone.

„Ich verhehle es nicht, ich habe, sogar in diesem Augenblicke, den gesehen, den ich liebe, und noch ehe zwei Tage vergehen, werde ich aus diesem Schlosse befreit werden!"

„Der Teufel, das wird schlimm!" rief Gargarou, „Sie haben mir davon nichts gesagt, Herr Graf."

„Schweig Pinsel!" erwiderte ihm der Seeräuber.

„Bravo!“ sprach Vernyct, „er wird nun nicht heirathen.“

„Mädchen,“ sagte Argow leise zu Melanien, „Du hast den Sturm aufgeregt und wirst darin umkommen.“

„Ich gestehe,“ entgegnete sie mit naivem Lächeln, „daß ich, in dem Momente, da ich erfahre, daß Joseph nicht mein Bruder ist, und ich ihn heirathen darf, ungern sterben würde.“

„Aber, wo haben Sie ihn gesehen?“ fragte Argow erstaunt.

„Im Augenblicke erst.“

„Wo war er?“

„In Ihrer Gegenwart.“

Marendi stieß einen erschrecklichen Fluch aus und schleuderte furchtbare Blicke auf die Gesellschaft.

„Ihr Geliebter ist hier in der Gegend!“ sprach er mit einer düstern Miene, die den Tod verkündigte; „Sie werden mich heirathen!“

„Nie,“ rief sie, „und wenn hier Jemand ist, der einige Macht, einige Autorität besitzt, so beschwöre ich ihn, diese Macht zu meiner Rettung zu gebrauchen, denn ich bin mit Gewalt entführt, und dies ist ein Verbrechen!“

Die Energie, welche Melanie entwickelte, war erhaben, und Argow, der befürchtete, der Maire möchte, trotz seiner Trunkenheit schweren Verdacht schöpfen, ließ Laquais kommen und Melanien mit Gewalt auf ihr Zimmer zurückführen.

XIV.

Argow wüthend. Er will mit Melanien entfliehen. Plan des Vicars. Die Gastwirthin ist ihm behilflich. Cachel's Ergebenheit. Melanie wird entführt.

Argow schäumte vor Wuth und befahl, die sorgfältigsten Nachforschungen anzustellen. Sie bewiesen ihm, daß ungesehen Niemand hatte in's Schloß kommen können; da er jedoch unmöglich daran zweifeln konnte, daß Melanie Joseph wiedergesehen, weil sie die Umstände seiner Seeräubereien, die er so sorgfältig zu verhehlen suchte, erfahren, so gerieth er in eine sonderbare Bestürzung. Aber er war nicht der Mann, lange bestürzt zu bleiben. Die Dunkelheit, die in diesem plötzlichen Abenteuer herrschte, die von Melanien entwickelte Energie, der Verdacht, den der Jungfrau Worte in Gargarou's Geiste erregen mußte, Alles bestimmte den Piraten, einen Hauptstreich auszuführen. Er dachte die ganze Nacht und sogar noch den folgenden Morgen darüber nach, und beschloß seinen Plan in Ausführung zu bringen, um sich von den Nachforschungen und der Gegenwart des gefährlichen Feindes, den er in der Person des Geliebten Melaniens hatte, zu befreien.

Es war sein Plan, sogleich nach dem Dorfe Durantal abzureisen — ein reizender, einsamer Ort, mitten in den Gebirgen des Dauphiné, wo er ein Schloß und ein beträchtliches Gut besaß, das er noch nicht besucht hatte. Er ordnete Alles zu seiner Abreise an, ließ bei Gargarou Pferde

bestellen, und ladete ihn zum Frühstücke ein, um zu erfahren, welchen Eindruck die Scene vom Abende vorher auf ihn gemacht, und, im Falle des Verdachtes, zu entscheiden, wie er denselben dem Postmeister benehmen könnte.

Diese Vorbereitungen fanden so heimlich, wie möglich Statt, damit Niemand Marendi's Pläne errathen sollte. Da man indeß in Jakob Cachel kein Mißtrauen setzte, und Jakob Cachel die ganze Nacht am Saume des Waldes geblieben war, so wußte er schon am Morgen, daß der Seeräuber eine weite Reise unternehmen wollte, denn der Koch bezahlte ihm seine Kohlen, und wollte sein Holz nicht, indem er ihm sagte, sie würden nach Dauphiné reisen.

Auf diese Nachricht schwang sich Jakob Cachel auf eins seiner Pferde, eilte mit verhängtem Zügel nach seiner Hütte, ließ den Vicar sogleich ein anderes Pferd besteigen, und erzählte ihm auf dem Wege nach dem Schlosse den neuen Plan des Piraten. Joseph umarmte Cachel für seine Dienstbeflissenheit und begann über die bei dieser Lage zu ergreifenden Maßregeln nachzudenken. Man weiß aber, daß Amor nicht immer eine für ihn angezündete Fackel trägt, denn er ist blind, und trägt sie, um den Liebenden zu leuchten; deshalb hatte denn auch der Vicar seinen Plan schnell gefunden.

»Cachel,« sprach er, »kennst Du viele Holzhauer in diesem Walde, und könntest Du wohl eine gute Anzahl derselben in kurzer Zeit versammeln?«

»In einer Stunde kann ich zehn bis zwölf derselben beisammen haben. Was ist zu thun?«

»Man muß sie, mein Freund, an den Anfang des Waldes stellen und sie bis zum Kopfe bewaffnen; außerdem muß der Weg mit Deinem Karren versperrt werden. Ich werde bald zurückkommen, um Dir das Weitere zu sagen! Melanie ist unser.“

Cachel eilte in den Wald und Joseph nach dem Dorfe Vans. Als er sich dem Wirthshause Gargarou's näherte, verbarg er sein Gesicht, und begann die Personen, die sich

im Saale befanden, genau zu betrachten, um zu erfahren, wer es wäre. Als er hineinsahe, kamen der Postmeister und Vernyct heraus. Erschrocken, sprengte der Vicar nach Septinan zu. Als er sich eine Strecke entfernt hatte, drehete er sich um, und da er Gargarou und den Lieutenant nach dem Schlosse gehen sahe, so kehrte er langsam nach dem Gasthofe zum großen grünen J. zurück. Er band sein Pferd an einen der eisernen Ringe, die in der Mauer saßen, und ging keck hinein. Die Wirthin war allein. Sobald sie Joseph gewahrte, winkte sie ihm, behutsam zu gehen, und führte ihn hinauf in ein Zimmer, wo Finette und Frau Hamel waren.

»Madame,« rief der Vicar, »Melanie ist mein, wenn sonst Sie mir helfen wollen!«

»Was ist zu thun?«

»Hat nicht Marendi Pferde bestellt?«

»Ja.«

»Haben Sie einen Postillion, auf dessen Ergebenheit man sich verlassen kann?«

»Ja, einen hübschen Jungen, der für mich Alles thut, was ich will!«

»Nun, Madame, wenn der Gedanke, eine Unglückliche aus den Händen eines frechen Piraten zu retten, Sie rührt, und wenn die Vereinigung zweier Wesen, die einander anbeten, Ihnen nicht gleichgültig ist, so geben Sie diesen Postillion dem Marendi und schicken Sie ihm scheue Pferde.«

Der Vicar warf eine Rolle Napoleonsd'or auf den Tisch und fuhr fort:

»Hier sind zweitausend Francs für den Postillion, wenn er sich in meine Befehle fügen will.«

»Nun, was ist denn zu thun?« fragten zugleich Finette, Frau Hamel und die Postmeisterin.

»Es kommt darauf an,« erwiderte der Vicar, »es so zu machen, daß die Pferde, wenn sie aus dem Schlosse kommen, den Koller bekommen, daß Marendi durch den Wald ge-

fahren wird, und daß der Postillion über nichts erschrickt, was auch vorfallen mag, wenn er durch zwei Karren aufgehalten wird."

„Weiter nichts?" sprach die Postmeisterin. „Mein Postillion wird Sie gar herrlich bedienen, und das blos aus Liebe zu mir!"

„Das ist noch nicht Alles," fuhr der Vicar fort; „Frau Hamel und Finette, Sie müssen nach Septinan gehen, dort auf mich warten und dort die Postkutsche und die Pferde für mich stets in Bereitschaft halten. . . . Erwarten Sie uns! gehen Sie, laufen Sie!"

„Hierzu bedarf es nur eines Briefchens an unsern Collegen," sprach die hübsche Wirthin, „und ich will ihn je eher, je lieber, sogleich schreiben, nicht wahr? Katharine, Dinte!"

„Nicht so muthwillig Madame! Sagen Sie mir gefälligst, ob Sie hier im Dorfe nicht einen guten Bogenschützen kennen; denn es giebt doch hier ohne Zweifel eine Schützenbrüderschaft, wie in Aulnay-le-Vicomte."

„Ganz gewiß, und der geschickteste, der Hauptschütze hier ist gerade Ihr Schäfer," antwortete Frau Gargarou.

„Jetzt," versetzte Joseph, „gebrauche ich weiter nichts, als eine mit einer Kugel geladene Flinte, Papier und Dinte."

In einer Minute hatte der Vicar Alles, was er verlangte. Er schrieb Melanien, Argow zu folgen, eine große Verzweiflung zu erheucheln, und sich erschrocken zu stellen, wenn die Pferde den Koller bekämen, damit es nicht scheine, als sei ihr dies gelegen, und ja keinen Verdacht bei dem verschlagenen Seeräuber zu erwecken, daß aber bei dem Eingange in den Wald zwölf dort aufgestellte Männer sich des Seeräubers bemächtigen und sie befreien würden.

Als er Alles erklärt hatte, entfernte er sich aus dem Wirthshause und ließ Frau Hamel, die, obgleich Finette und die Wirthin Alles begriffen, von dem Allen nichts verstand, verdutzt zurück. Er eilte zu dem Schäfer, in dessen

Hause er geboren war und dessen Mantel er noch trug, um mit ihm das Übrige zu besprechen, und Melanien zu befreien.

Während der Vicar alle diese Maßregeln mit einer Thätigkeit nahm, die ihm die Augenblicke zu kurz finden machte, beendigte Argow, nachdem er die Aufsicht über sein Vermögen Vernyct übertragen und Alles im Voraus bestellt hatte, sein Frühstück mit Gargarou, dem er vorschlug, ihn auf einer Spazierfahrt, die er mit seiner jungen Braut machen wollte, zu begleiten.

„Ist sie heute weniger aufstützig, wie gestern? Denn sie gab Ihnen Dinge Schuld, die dem Geiste der legitimen Regierung zuwider sind."

„Lauter Narrheiten!" antwortete der Matrose, den Maire mit einem Blicke bezaubernd, den er ihm zuwarf, um seine Gedanken zu errathen. „Die Nacht bringt guten Rath, Sie werden sie sehen."

Argow ließ den Maire unter der Aufsicht Vernyets, dem er einen bedeutsamen Blick zuwarf, und begab sich sogleich nach Melaniens Zimmer. Melanie hatte, trotz der Kälte, ihre Fenster beständig offen, seitdem sie Joseph von den gefährlichen Signalen, die er geben würde in Kenntniß gesetzt hatte. Jedes Mal, wenn die große Schloßglocke eine volle Stunde angab, hielt sie sich daher in einem Winkel ihres Zimmers auf. Diese kleinen Sorgen, die Erwartung und die Hoffnung hatten sie weniger finster und nachdenklich gemacht; sie sang und kleidete sich mit Sorgfalt, ihr Zimmer, das ihr so traurig vorgekommen, war seit Joseph die Hoffnun in dasselbe gebracht hatte, für sie ein Palast geworden. Sie brachte die Nacht unter den wonnigsten Träumen hin.

Als am andern Morgen der wilde Matrose in ihr Zimmer trat, so verließ sie das Fenster und lief, der Unschuld, die einer Schlange zu Fressen giebt, ähnlich, auf ihn zu. Alle ihre Züge athmeten Glück.

„Mein Fräulein," sprach Argow, „Sie müssen mir augenblicklich folgen, und bedenken Sie, daß ich Sie zerbreche, wie ein Glas, wenn Ihnen ein einziges, für mich ungünstiges Wort entschlüpft und wenn Sie nicht so erscheinen, wie Sie gegen den, der Sie heirathen will, sein müssen."

»Wahrlich, Herr Marendi, Sie werden mich nicht zum Sterben bringen, denn seit gestern ist mir das Leben zu kostbar geworden . . . aber, so große Lust ich auch habe, Ihnen heute zu gefallen, so kann ich Ihnen doch nicht eher folgen, als bis es elf Uhr geschlagen hat.«

»Was soll diese neue Grille bedeuten, meine Königin?« sprach der Seeräuber mit einem aufmerksamen Blicke auf Melanien. Steckt etwa wieder etwas dahinter, wie gestern hinter Ihrem Wunsche, sich anzukleiden?«

»Wie, ob mein Wunsch eine Falle verbirgt? Ich glaube es,« antwortete Melanie mit einem verführerischen Lächeln; »sind wir nicht ganz Falle, wir Frauen!«

»Ja, aber wir sind ganz Stärke, wir Männer, und ich verlange, daß Sie mir sogleich in diesem Augenblicke folgen.«

»Sie täuschen sich, mein lieber Herr Marendi. Sie wollen es nicht! . . . Sie glauben es zu wollen,« versetzte Melanie, welche gern Zeit gewinnen wollte. »Ich bin überzeugt, daß Sie es in zwei Minuten nicht mehr wollen.«

»Wie so, Du kleine Urenkelin Satans.«

»Wenn ich Ihnen verspräche, Sie hier zu umarmen, wenn es elf Uhr schlägt, und Ihnen dann überall hin zu folgen, wohin Sie wollen.«

»Mich umarmen! . . . mir folgen!« bestürzt über den Ausdruck schalkhafter Coquetterie, der in der Haltung, dem Gesichte und dem Blicke Melaniens herrschte. »Wahrlich, ich begreife nichts mehr! . . . die Frauen sind ganz einzig!«

»Nun,« versetzte sie, »gefällt Ihnen der Handel?«

»Was hat's geschlagen?« rief Marendi; nach seiner Uhr sehend.

Es fehlten nur noch zehn Secunden an elf Uhr.

»Alle meine Leute gehen mit mir!« fuhr Marendi fort.

»Ich habe nichts dagegen!« erwiderte das reizende Mädchen.

„Ich nehme den Handel an!'' rief der Matrose, sprang auf Melanien zu und wollte sie umarmen.

„Es ist noch nicht elf Uhr! rief Melanie, sich sträubend. Marendi hatte sie ergriffen und hielt sie in seinen Armen; sie wendete den Mund mit Widerwillen ab, und dieser Kampf fand vor dem Fenster Statt. . . . Es schlägt elf Uhr! Als Melanie die Glockenschläge hört, will sie sich von dem verhängnißvollen Fenster entfernen, es fällt ein Schuß, die Kugel reißt eine der Haarlocken weg, die um ihre Schläfe flatterten, streift das Ohr des Piraten und bleibt in der Thür sitzen.

„Tausend Kanonen! Tod und Teufel! eingefleischter Satan, ich werde Dir dies bezahlen! . . . ich sehe Deinen Bruder, aber in Kurzem werde ich ihn unter guten Riegeln haben. Welch' ein Schütze! . . . geschwind, Hängematten herunter, Mannschaft an Eure Posten!''

So rufend, lief der Matrose in die Galerie und eilte, sich Josephs selbst zu bemächtigen. Melanie, die allein geblieben, hatte nur Zeit, sich zurückzuziehen, niederzuknieen und Gott dafür zu danken, daß der Pirat, welcher glaubte, es sei auf sein Leben gemünzt, von der Spur abgekommen war.

Als sie wieder aufstand, pfiff ein Pfeil an ihr vorbei und flog auf die Kugel in der Thür. Die Jungfrau springt mit der Gier der Liebe darauf zu, ergreift das Billet, wirft den Pfeil in den Graben zurück, lieset das Billet, verschlingt es und siehet zu, was in der Ebene vorgehet. Zitternd, wie eine verfolgte Grasmücke sahe sie, wie auf ihren Pferden der Schäfer und ihr Bruder mit der Schnelligkeit einer vom Nordwinde gejagten Wolke entflohen, und der Pirat und seine Leute, sämmtlich zu Fuß, verwirrt da standen. Der

wüthende Argow schalt mit ihnen und schien Befehle zu geben, sich Josephs zu bemächtigen, wenn er wiederkäme. Bald aber verließ er sie und kehrte in's Schloß zurück.

Mit Schrecken hörte sie seine Schritte in der Galerie, und bald erschien er, von einer beispiellosen Wuth ergriffen vor ihr.

„Auf, afrikanische Schlange, folgen Sie mir!" sprach er, sie mit einem gebieterischen Blicke ansehend.

Die erschrockene Melanie folgte dem Seeräuber, der sie in den Speisesaal führte, wo der ehrliche Gargarou große Mühe hatte, allen Gesundheiten, die Vernyct ihm zutrank, Bescheid zu thun.

»Ah, ah!« rief er Melanien erblickend, »da ist ja Herrn Marendi's künftige Frau! Sie ist also heute Morgen viel vernünftiger! Nun, meine Administrirte, an welchem Tage werden wir Sie verheirathen? Ich bin völlig bereit dazu!«

»Ja, aber ich bin's nicht mehr,« versetzte Argow zärtlich; »wir werden die Fahrt ändern.«

Er sahe seinen Lieutenant an und sprach zu ihm:

»Du weißt Vernyct, was ich Dir gesagt habe, wache über ihn, und wenn er wiederkommt, so verfehle ihn nicht! Herr Maire,« fügte er, auf einen Wink des Lieutenants dem Maire die Hand reichend hinzu, wenn sie uns ein Stückchen Weges begleiten wollten, so würde ich Ihnen die nöthigen Instructionen geben. . . .«

»Um meine Post zu verdoppeln?«

»Ja,« entgegnete Argow ironisch, »um Ihre Post zu verdoppeln.«

Die Pferde waren vor die Kutsche des Piraten gespannt, und der junge Postillion schien viel Mühe zu haben, um sie zu halten. Wären aber des Postmeisters Augen nicht durch die feurigen Erzeugnisse der Champagne etwas verdunkelt gewesen, so würde er gesehen haben, daß sein Postillion, während er sich stellte, als hielte er die Pferde an, dieselben mit seinen Sporen stachelte.

»Man hat uns neue Pferde gegeben!« sprach er, die zitternde Melanie, welcher der Postillion einen Wink des Einverständnisses gab, in den Wagen hebend. Als die Jungfrau eingestiegen war, brauseten die Pferde auf; aber der Postillion hielt sie zurück und spielte seine Rolle vollkommen gut, denn sobald sich Gargarou und der Seeräuber gesetzt hatten, flogen die Pferde dahin, wie wenn Legionen Teufel hinter ihnen her gewesen wären.

Melanie schrie laut auf: »Wir werden umwerfen!... Wohin führt man mich? . . . Zu Hilfe!«

»Fürchten Sie nichts, mein schönes Dämchen,« sprach Gargarou. »Ist der Wagen gut, Herr Graf?«

»Ja,« entgegnete Argow.

»So werden wir nur um so schneller fortkommen! Der junge Mann ist ein guter Postillion; es ist ein Vetter meiner Frau.«

»Nun, wohin führst Du uns?« fragte der Pirat.

»Zu Hilfe! . . . Man entführt mich wider meinen Willen!« rief Melanie.

»Wohin ich Sie führe?« antwortete der Postillion; »ich führe Sie nicht, die Pferde sind's, die Sie führen, denn ich bin nicht Herr über sie! (der listige Schelm spornte sie an); sie sind heute zum ersten Male angespannt.«

»Sehen Sie,« sprach der Postmeister, »sie haben den Koller bekommen.«

»Fahre durch den Wald!« rief Maxendi; »weiter verlange ich nichts.«

»Ich werde dahin fahren, wenn ich kann!« antwortete der Postillion, welcher den Weg nach dem Walde einschlug, indem es schien, als rissen ihn die Pferde fort.

Melanie schrie beständig, Gargarou tröstete sie, indem er ihr sagte, daß es keine Gefahr gäbe, und Argow, um seine Beute besorgt, betrachtete jedes Fahrgleis und sprach mit dem Postillione, der nichts hörte.

Endlich rollte die Kutsche mit erschrecklicher Schnelligkeit in den Waldweg ein. Schon von Weitem sahe der Postillion die beiden Karren, und verlangte, man solle ihm Platz machen; er rief, er klatschte mit der Peitsche, die beiden Karren rührten sich nicht. Diese augenscheinliche Gefahr regte den Postmeister sehr auf, denn er zitterte für das Leben seiner Pferde, die sich an den beiden Karren zerschmettern mußten, der Postillion und der Postmeister schrien aus vollem Halse, Melanie zitterte vor Furcht, denn sie wußte, daß an dieser Stelle ihre Entführung stattfinden sollte; Argow sahe vorwärts, um den Stoß zu prüfen und Melanien zu retten, und das Getöse war so groß, daß Niemand das Getrappel der Pferde, welche dem Wagen folgten, hörte.

In einer Minute ist die Kutsche zwischen den beiden Karren, die beiden Vorderpferde zerschmettern sich und stürzen, Melanie schreiet, der Postillion sitzt ab, Gargarou seufzt und stöhnt, und Argow fühlt sich ergreifen und den Leib so mit Stricken umschnüren, daß er sich nicht rühren kann; er schwört, wie die Dreizehn Cantons, und zerbrach den Wagen vollends durch die Anstrengungen, welche er machte, um sich von den Stricken, womit ihn Cachel unbarmherzig umgab, zu befreien. Der Vicar bemächtigte sich der freudigen Melanie; zwei Männer hielten Gargarou zurück und die drei andern verhinderten, die Gewehre auf seine Brust gerichtet, Argows Diener, sich dieser Entführung zu widersetzen.

Der vor Wuth schäumende Pirat ward dergestalt geknebelt, daß er gezwungen war, unbeweglich zu bleiben, wie eine todte Masse; auch den Maire band man, ohne auf seine Widerreden zu hören, und ladete dann alle Drei auf einen Karren.

Der Vicar befahl dem Jacob Cachel die Kutsche wiederherzustellen; man hob die Pferde auf, ersetzte die beiden gestürzten durch zwei andere, setzte Melanien wieder in den

Wagen, und als Alles fertig war, und sich des Holzhauers Genossen entfernt hatten, sprach er zu ihm:

»Du sperrest diese drei Männer in Deinen Keller ein und behältst sie darin, bis daß Dir ein expresser Bote einen Brief von mir bringt, der über ihr Schicksal entscheiden wird. Gieb ihnen Nahrung! siehe zu, daß sie nicht entwischen! und sorge zu Deinem eigenen Vortheile dafür, daß Niemand ihr Rufen hört. Sollte diese Entführung etwa zu Verfolgungen Veranlassung geben, so gieb mir sogleich Nachricht davon, ich werde sie einstellen lassen. Hier!« und der Vicar gab dem ehrlichen Cachel eine goldgefüllte Börse. Der Holzhauer bedeckte seine drei Gefangenen mit Säcken, und ließ seine Pferde nach Aulnay zu traben.

Als der Vicar mit Melanien allein und Cachel fort war, erschien der junge Postillion wieder und fuhr Argow's Kutsche im Galop nach Vans zurück. Als Melanie erfuhr, wie großen Antheil die Gastwirthin an ihrer Befreiung genommen, so schenkte sie ihr zum Andenken ihre goldene Kette; Joseph bezahlte ihr die beiden gestürzten Pferde reichlich und belohnte auch den Postillion, der ihn sogleich im gestreckten Galop nach Septinan fuhr. Hier fanden Melanie und ihr Bruder ihren Wagen wieder und der Postillion bekam den Auftrag, Argows Wagen nach dem Schlosse Vans zurückzubringen.

Melanie umarmte in ihrer Freude Finetten und Frau Hamel, und die Kutsche flog mit der Schnelligkeit eines gasconischen Bittstellers, der erfahren hat, daß sein Vetter im neunten Grade Minister geworden ist, nach Paris zu.

XV.

Glück Melaniens. Kummer des Vicars. Seine Kämpfe. Er heirathet sie.

Welche Scenen der Liebe! welche anmuthige Reise! Melanie überschüttete ihren Bruder mit Rosen; eine Fluth bezaubernder Liebkosungen überschwemmte ihn, und trotz den Gewissensbissen, die ihn zu nagen anfingen, konnte er's sich nicht versagen, diesen Reiz, der nicht mehr so strafbar war, zu kosten.

»Joseph,« sprach Melanie im schnell dahinrollenden Wagen, »Joseph, wir werden uns heirathen, wir sind nicht mehr Bruder und Schwester, d. h. wir werden es uns immer sein, aber wir werden zu den süßen Gefühlen unsrer Jugend das hinzufügen, was eine Frau ihrem Manne und ein Mann seiner Frnu schuldig ist. Ich werde nicht mehr so bleich sein und Du wirst mir die neue Schönheit geben, mit der meine Wangen sich schmücken werden. . . . Nicht wahr, Finette? . . . Joseph, Du sprichst nicht mit mir, Du schauest in's Feld. . . . Es ist traurig und wir sind fröhlich. Warum suchst Du, während unsre Herzen in Wonne schwimmen, und Du, wenn Du Deine Melanie siehest, des Anblicks des Glückes genießest, mit Deinen Augen den Winter, das Emblem der Traurigkeit?«

»Melanie,« entgegnete der Vicar, »begreifst Du nur eine lärmende Freude?«

»O, nein, nein, meine Liebe, mein Leben, mein Glück, nein! ich kenne das hehre Schweigen der Lust. Aber,« fuhr sie lächelnd und die Hand, welche des Vicars Stirn bedeckte,

selbst wegnehmend, fort, »muß nicht ein junges Mädchen ein wenig sprechen? — Gleichwohl werde ich schweigen, wenn dieses Geplauder der Freudetrunkenheit Dir mißfällt, Joseph.«

»Ja, schweig, Melanie!«

Die Jungfrau sprach nicht mehr und fing an, ihren Bruder mit einer Art Unruhe anzusehen.

»Seit wann,« murmelte sie, »gefallen Melaniens Worte ihrem Joseph nicht mehr?«

»Liebe Schwester,« antwortete der Vicar mit verhaltenen Thränen, »ich glaube, Dir bewiesen zu haben, daß ich Dich liebe. . . . Himmlisches Mädchen, heilige Jungfrau!« fügte er, eine Thräne auf seiner erstaunten Schwester Antlitz fallen lassend, hinzu, »ich kann nur Dich anbeten! Warum wirfst Du Verdacht auf meine Empfindungen! . . . Nun, ich will Dir den höchsten Beweis der Liebe geben, den ein Mann geben kann.« Er hielt inne. »Und,« fuhr er fort, »zum Übermaße der Größe, sollst Du es nicht wissen.«

»Du weinst, Joseph (Melanie weinte), Du weinst? . . . was fehlt Dir denn?«

»Ich weine vor Glück, Melanie!«

Sie sahe ihn mit einem Erschrecken an, das sie sich nicht erklären konnte. Sie hütete sich wohl, den Mund zu öffnen, und während der ganzen übrigen Reise lauschte sie mit der neugierigen Sorglichkeit der Liebe auf jeden Blick, auf jede Geberde, auf das leiseste Wort des Vicars.

Als der Vicar seiner Schwester Unruhe bemerkte, so beeilte er sich, sie zu verscheuchen, indem er die Melancholie abschüttelte, die sich seiner in dem Momente bemächtigt, da er über die neuen Schranken, die er selbst zwischen sich und Melanien aufgerichtet, nachzudenken anfing; aber seine süßen Liebkosungen, seine Worte konnten die Wolke, die sich in der Seele der Jungfrau gebildet hatte, nicht zerstreuen.

Bald kamen sie in Paris an und befanden sich in ihrem Hotel in der Straße de la Santé. Als sie hineintraten, faßte Melanie ihren Bruder an, zog ihn aus dem Salon

mit sich fort, zeigte ihm mit einer holdseligen Geberde den Sessel, auf dem er vor seiner Abreise gesessen und sprach zu ihm:

»Hier dachte ich an Dich! . . . Ach, überall dachte ich an Dich!« fügte sie hinzu.

Der Vicar versank in eine eben so tiefe Melancholie, wie zu der Zeit, da er entdeckte, daß Melanie seine Schwester wäre, er konnte sie nicht heirathen. Diese beständige Träumerei hatte indeß einen Reiz, denn in dieser neuen Lage war das sociale Verbot nicht dasselbe: es war nicht mehr so stark, aber die Kämpfe Josephs mit sich selbst waren um so stärker. Die Geschichte seiner Mutter fiel ihm unaufhörlich ein, und da er in seinem Herzen nichts fand, das ihm Frau von Rosann oder Herrn von Saint-André verächtlich gemacht hätte, so bediente er sich dieses Abenteuers, wie eines Schildes. Man kann die Heftigkeit seiner Kämpfe leicht beurtheilen, wenn man nur einen Augenblick an den religiösen Geist, den Joseph eingesogen, denkt. Die Treue des Eides, sein Gewissen, sein Glaube an die Religion, Alles dies machte die Zerrissenheit seiner Seele tausend Male grausamer, denn neben diesen Banden erhob sich die leidenschaftlichste, reinste Liebe, die je in einem Mannesherzen geherrscht hat. Dieses sonderbare Seelenleiden kann nicht geschildert werden, selbst die Phantasie faßt es nicht, denn man müßte sich des Vicars Seele ganz genau vorstellen.

Joseph hatte nur zwei Gedanken, nur zwei Nutationen in der Seele. „Soll ich sie heirathen? . . . Ja!" Dann wurde seine Melancholie sanft und Melanie hoffte. — „Soll ich sie heirathen? . . . Nein!" In diesen Augenblicken der Tugend war er düster, wild, und seine unruhige Geliebte weinte.

Man fühlt, wie bekümmert Melanie sein mußte. Sie nahm um so mehr an Josephs Befangenheit Theil, als sie den Grund derselben nicht kannte; sie begriff nicht, wodurch er in dem Augenblicke, da sie das Glück umgab, so geworden

sein konnte; da sie aber mit jener sanften Unterwürfigkeit, mit jenem Respecte liebte, welche der hat, der am meisten liebt, so wagte sie es nicht, ihren Bruder zu fragen. Sie sahe ihn weinend an, sie beweinte seinen Mangel an Vertrauen und verschlang ihren eigenen Schmerz.

Als sie jedoch nach Verlauf einiger Tage eines Abends am Feuer saß und mit Joseph allein war, so verließ sie ihren Sessel, setzte sich auf den Schoß Josephs, der abwechselnd seine Schwester und das Feuer traurig ansahe, überschüttete ihn mit den süßesten, anmuthigsten Liebkosungen und drückte zuletzt einen langen Liebeskuß auf Josephs Lippen, streichelte sein Haar, schauete ihn mit Neugier in die Augen und sprach:

»Joseph, seit den acht Tagen, daß wir hieher zurückgekommen und mit einander vereinigt sind, hast Du mich nicht angelächelt! Weißt Du, daß die Ehe eine wenig glänzende Morgenröthe hat? Mein Freund, ich habe acht Tage das Geheimniß Deiner Melancholie geehrt, es ist zu viel für Dich, die Ursache Deines Kummers zu verhehlen! Warum werden wir nicht mit einander vereinigt? Ich leide dadurch nicht, weil ich vermuthe, daß es nicht lange mehr währen kann, denn Du liebst mich, nicht wahr? (er nickte schmerzlich mit dem Kopfe) Nun, was fehlt Dir, Joseph? Gieß Deinen Kummer in meinen Busen aus, er ist dazu geschaffen! Ich bin trauriger, wenn ich ihn nicht kenne, als wenn ich ihn kennen lerne. Geschwind, mein Herr! denn ich werde Dich Herr nennen. Wenn die Diener mir sagen, daß die Pferde angespannt sind, so werde ich fragen: Ist der Herr angekleidet? Und dieser Herr wird Joseph, mein Bruder, mein Gatte sein.«

Diese Worte, die das Gepräge kindlicher Anmuth trugen, erinnerten Joseph an die Scenen im Schreckensthale, rissen ihn aus seiner Lethargie; er dachte plötzlich daran, daß er wirklich nicht mehr allein war, daß seine Schwester seinen Kummer theilte, daß sie Zeugin desselben gewesen und

daß ihr Vertrauen die Angabe eines Grundes seiner Melancholie forderte.

»Melanie,« sprach er mit Rührung, ihre Hände ergreifend und sie starr ansehend.

»O, Joseph, sieh mich nicht so an, ich fürchte mich. Du durchbohrst mir das Herz!«

»Melanie, ich bin mit Recht traurig und ich will Dir sagen, warum. Ich habe keinen Namen, ich bin ein uneheliches Kind, diese Geburt giebt mir in den Augen der Menschen eine Art Flecken, und ich schäme mich.«

„O, Joseph! Joseph!“ unterbrach ihn Melanie; „ich kannte Dich schlecht! weil ich Dich einer solchen Kleinigkeit nicht fähig hielt, und ... Du kanntest mich gar nicht, wenn Du nur einen einzigen Augenblick gedacht hast, daß diese sociale Jämmerlichkeit in meine Seele kommen könnte ... o, mein Freund, ich erröthe für Dich ... Grausamer!“

„Göttliche Seele!“ rief Joseph, die Augen voll Thränen, „wer würde nicht seine Seele für Dich opfern?“

„Wie, mein Bruder, darum kümmertest Du Dich? ... Wie froh bin ich, daß ich geredet habe!“

Der Vicar heuchelte nun in diesem Momente eine falsche Freude, welche Melanien erbeben machte.

„O,“ sprach sie, „ich werde Dich nicht mehr traurig sehen, und wir werden einander heirathen.“

Joseph überschüttete sie mit Küssen und entfernte sich. Als Frau Hamel in's Zimmer zurückkam, und ihr Melanie den Grund der Traurigkeit Josephs ganz naiv erzählte, zürnte die gute Frau zum ersten Male in ihrem ganzen Leben und rief:

„Daran erkenne ich meinen Zögling nicht!“

Als Joseph in seinen Manieren und Reden noch immer Spuren von Traurigkeit zeigte, so benutzte Melanie, nach jener Unterredung mit ihm, einen Moment, wo er sich in sein Cabinet eingeschlossen hatte, und klopfte an die Thür desselben.

„Wer ist da?“ fragte eine barsche Stimme.

„O, auf einen solchen Ton antworte ich nicht! sprich anders, Joseph, und ich werde Dir sagen, daß es Melanie ist.“

„Du kannst hineinkommen, meine Schwester!“ antwortete er sanft.

„So ist's recht!“ sprach sie mit reizender Naivetät. „Wie,“ fügte sie, sich ihm nähernd, hinzu, „wie, mein Freund, Sie fliehen mich? Seit zwei Tagen schon bin ich Alles dessen beraubt, das meine Existenz aufrechthält! Sprich mit mir, mein Geliebter, der Schall Deiner Stimme wird mein Leiden heben.“

„Verzeihe mir, meine Schwester; aber eine Seelenstimmung, deren Joch ich nicht abschütteln kann, macht mich traurig; meine Sinne sind verwirrt, verdunkelt, und die Begriffe von Gut und Böse werden undeutlich für mich.“

„Und in diesem Zustande fliehest Du mich?“ sprach Melanie. „Ich glaube, wenn meine Seele irgend einmal erkranken sollte, so würde ich Dich zu Hilfe rufen. Ich erinnere mich daran, mich bisweilen so befunden zu haben, es war während Deiner Abwesenheit; plötzlich dachte ich an Dich, an Deine so süßen Worte, an Deine reizenden Formen . . . . und mein ganzer Kummer entflohe!“

„Du siegst, Dämon!“ rief der Vicar, und er drückte Melanien an sein Herz.

Die Jungfrau sahe ihn mit unbegreiflichem Erstaunen an, denn diese Worte, diese Handlung waren mit Verrücktheit gestempelt. „Was hast Du vor, Joseph?“

„Was ich vorhabe! ich heirathe Dich . . . ich verlobe mich auf immer mit Dir! Glücklich, Melanie, wenn der Tod uns nicht hört!“

„Was sprichst Du da? Du erschreckst mich!“

„Nein, nein, erschrick nicht! Von jetzt an, fügte er mit sardonischem Lächeln hinzu, werde ich lustig, recht lustig sein! Ich habe meinen Entschluß gefaßt!“

„Welche Stimme, Joseph, mein Freund, Du leidest, Joseph!"

„Nun, was willst Du! Ich heirathe Dich. Nach kurzem Schweigen fuhr er, sie fest bei'm Arme fassend, fort:

„Melanie, ich flehe Dich darum, gestehe mir, höre!"

„Ich höre."

„Sage mir," fragte er mit dem melodischen und klagenden Tone der Zärtlichkeit, „sage mir, was würdest Du thun, wenn es, um uns einander anzugehören, nöthig wäre, daß Du nur meine Maitresse wärest?"

Sie neigte das Haupt.

„Zaudere nicht!" rief der Vicar, „es ist unser Tod! antworte, ja! nein!"

„Joseph," antwortete sie, die Flamme der Liebe in den Augen und das Lächeln der Unschuld auf den Lippen, „ich zaudere nicht."

„Was würdest Du thun?"

„Ich würde meine Infamie in Deinem Busen ertränken!" rief sie mit brennender Energie. „Ich würde so tugendhaft, gut, zärtlich sein, daß Niemand mich zu verdammen wagen und mich zum Schweigen zwingen würde. Übrigens gehet mich dies nicht an, es kommt mir zu, mich aufzuopfern, wenn mein Geliebter die Niederträchtigkeit hat, darein zu willigen."

„Ich heirathe Dich! Ich heirathe Dich!" rief Joseph mit dem Tone des Abscheues.

Seit dieser, durch den Ausdruck, welcher diese beiden reizenden Wesen befeuerte, furchtbaren Scene, erstickte der Vicar seine Gewissensbisse. Er ließ den Todtenschein des Herrn von Saint-André, seinen Taufschein kommen, und sie wurden auf der Mairie und in der Kirche aufgeboten. Melaniens Freude hatte den höchsten Gipfel erreicht, und der Vicar, aus den Grenzen der strengen Tugend hinausgehend, überließ sich der Wonne der Liebe mit der Wuth, welche Charaktere, wie der seinige, bei ihren Tugenden und

ihren Verirrungen zeigen. Melanie, die ihnen Kopf stets nach dem ihres Geliebten hinwendete, ward endlich durch die Gluth seiner Liebe befriedigt.

„Ich finde Dich wieder!“ sprach sie zu ihm; „Du bist wieder der Joseph in den Gebirgen, derjenige, der mich oft nach Hause getragen;“ und diesen süßen Worten folgten noch süßere Küsse.

Der Tag ihrer Hochzeit kam für Melanien langsam, für Joseph zu schnell heran.

„Melanie,“ sprach er am Morgen desselben, „ich habe Dir keine Hochzeitsgeschenke gegeben, Du siehest sie nicht.“

„Bedarf ich deren?“ fiel sie ein; „das schönste Geschenk, das man einer Frau anbieten kann, ist das Herz eines Gatt n . . . und . . . ich habe es,“ fügte sie mit einem feinen Lächeln hinzu.

„Hier, Melanie!“

Und der Vicar überreichte seiner Braut das Portrait, das er als Seminarist in seiner Zelle gemalt hatte.

Melanie erbebte vor Überraschung.

„Meine Schwester,“ fuhr der Vicar fort, „am heutigen Tage opfere ich Dir . . .“

Sie sahe ihn an.

„Nein,“ rief er, „ich darf's nicht sagen! . . .“

„Solltest Du eine Andere lieben?“ fragte sie ängstlich.

„Großer Gott, Melanie, dies ist das zweite Mal in Deinem Leben, daß Du eine solche Frage an mich thust: einmal war schon zu viel für mein Herz!“

In der Kirche Saint = Etienne = du = Mont sollten sie um Mitternacht einander den höchsten Schwur leisten, den Schwur, welchen die Phantasie des socialen Menschen mit dem meisten Pompe umgeben hat, indem er den Gott der Himmel selbst hineinmischt.

Die feierliche Stunde der Hochzeitnacht erschien, Melanie, geputzt, wie es die Bräute sind, glänzte in himmlischer Schönheit.

Nie ward der Kranz von Orangenblüte auf ein edeleres, schöneres, reineres Haupt gesetzt. Der Vicar betrachtete sie in diesem entzückenden Putze und dieser süße Anblick brachte alles Murren seines Herzens zum Schweigen.

„Joseph," sprach sie, „wir haben eine sehr düstere Stunde gewählt, um uns trauen zu lassen; ich weiß nicht, welche Kälte mich im Voraus erstarren macht, wenn ich denke, daß wir uns in einer finstern Kirche, um Mitternacht, mitten im Schweigen . . . allein befinden werden, und . . . dies ist kein Fest."

»Du bist wohl eine rechte Frau,« antwortete der Vicar mit einem Lächeln der Geringschätzung; »welches Unglück kann uns erreichen? wir sind reich, wir lieben uns, wir fürchten Niemanden! . . . Und, liebe Melanie, wer verhindert uns denn, um noch glücklicher zu sein, die Welt zu fliehen urd in eine ferne Gegend zu ziehen?«

»Nein, nein,« antwortete sie mit einem leichten Lächeln, mit ihren niedlichen Nägeln gegen ihren Fächer schnippend, und ihren Fuß vor dem Feuer im Kamine zeigend, nein, nein ich will, daß die Menschen einen Augenblick unser Glück bewundern, daß sie wissen, Du besitzest Melanien! Ich will als Deine Gefährtin wieder erscheinen; und wenn Du den Weihrauch ihres Neides eingeerndtet hast, wenn ich die Eigenliebe, die mir die Societät gegeben, befriedigt und gesehen haben, wie viele neidische Augen Dich angesehen, dann mein Joseph, wollen wir in's Schreckensthal, auf die Bermudischen Inseln, wohin Du willst, auch auf einen öden Felsen, fliehen; wenn Du daselbst bist, wird es glänzend sein.«

»Es ist elf ein halb Uhr, Melanie, und unsre Pferde stampfen im Hofe mit den Füßen.«

»Theurer Listiger, Du drängst mich . . . ich errathe Dich, nun . . . ich wünsche unsre Rückkunft hieher eben so sehnlich, wie Du. . . . Wir sind allein, nicht wahr? denn so etwas sagt sich nur unter Ehegatten! . . . Aber siehest

Du, Joseph mich friert, und es würde anstößig sein, wenn eine Braut fröre.«

Sie steigen in den Wagen und gelangten in wenigen Minuten in die Kirche Saint-Etienne-du-Mont. Die Kirche war nicht erleuchtet, die Kapelle, in der man trauete, war im Hintergrunde des Tempels und die Kerzen warfen eben keinen Triumphschein. Als Joseph in diese Basilica eintrat, hatte er eine Regung des Schreckens, die ihn beherrschte, denn er hatte die Kraft nicht, sich ihrer zu erwehren.

»Siehest Du ihn?« rief er.

»Wen?« fragte Melanie.

»Den Tod!« entgegnete der Vicar.

»Du scherzest!« antwortete Melanie.

»Nein, nein, siehe hier!« Der Vicar zeigte Melanien, daß der erste Gegenstand, der sich ihren Blicken darbot, ein weißer Todtenkopf auf schwarzem Tuche war. Man hatte in der That noch nicht wieder alle Draperien weggeräumt, die zu einem Leichenbegängnisse gebraucht waren, weil am andern Morgen ein anderes Statt finden sollte.

Melanie schauderte, eine eisige Kälte drang in ihre Seele.

»Joseph . . . warum mich traurig machen?«

»O, meine Schwester! ich bitte Dich um Verzeihung! Gehen wir nur vorwärts, damit er uns nicht folgt.«

Sie kamen vor den Altar; es war noch Niemand da.

Joseph ließ daselbst die neben Frau Hamel und ihren Leuten kniende Melanie zurück und ging, um den Priester anzutreiben in die Sakristei. Als er hineintrat, zog er seinen Rock aus und fing an, sich anzukleiden, wie wenn er die Messe lesen wollte.

»Was machen Sie da?« fragte der Sakristan.

Er sahe ihn erstaunt an und antwortete ihm: »Ich bin fast verwirrt, ich bin zu glücklich.«

Endlich kniet der Vicar neben Melanien, ein ehrwür-

diger Priester erschien, um sie zu trauen: es war Josephs ehemaliger Beichtvater . . . er tritt vor Schrecken zurück, gehet die Stufen hinauf, nimmt Joseph bei Seite und fragt ihn: »Sind Sie denn nicht Priester?«

»Nein!« rief Joseph, »ich bin nicht Priester! nein! nein, mein Herr!«

»Wenn das ist,« entgegnete der gute Greis, „so täuschte ich mich. . . . Entschuldigen Sie mich."

Joseph drückte die Hand des ehrwürdigen Priesters und dieser fragte ihn erstaunt: „Warum drücken Sie mir denn die Hand?"

„Ich bin nicht Priester," wiederholte Joseph.

Wahrlich, eine solche Ceremonie, mitten in der Nacht, hat etwas sehr interessant Imposantes. Diese Dunkelheit, gemildert durch das zitternde Licht der Kerzen, welche die Pfeiler schwach rötheten, ein alter Priester, der zum Himmel flehete, und unter diesen Umständen, eine Jungfrau, die Liebe der Natur, im Besitze aller Schönheiten, bildeten eins der poetischsten Gemälde unsrer Religion, noch ergreifender ward aber die Scene durch die Gegenwart des jungen Bräutigams, der bleich, die Augen verstört, auf Alles jenen tiefen Blick desjenigen Menschen warf, der ein Verbrechen begehet. Glücklicherweise sahe die sanfte Melanie Joseph nicht an und ihre ganze Seele rief zu ihrer Vereinigung die Zärtlichkeit des Ewigen an, denn die Schönheit ihres Herzens war so groß, daß diese himmlische Vision alle ihre reizenden Wünsche zermalmte.

In dem Momente, da sich der Priester umwendete, um zu dem Brautpaare zu reden, und er, über die Blässe Josephs, dessen Gesicht mit dem der reinen Melanie contrastirte, erschrocken, inne hielt, entstand an der Kürchenthür ein großes Getöse und eilige Schritte hallten wieder unter den Gewölben. Joseph drehet sich um und bemerkt in der Ferne eine Frau, welche ruft: „Mein Sohn! . . . mein Sohn!"

Der Vicar springt auf, er hat Frau von Rosann erkannt, er eilt ihr entgegen.

„Mein Sohn, was machst Du?"

„Liebe Mutter," rief der Vicar, „schweigen Sie! . . . schweigen Sie!"

„Wie kannst Du Dich verheirathen?"

„Still, hören Sie mich! . . . Liebst Du mich?" fragte er mit Energie, indem er die Hand der Marquise drückte.

„Ob ich Dich liebe!" antwortete Josephine, ihre Blicke zum Altare erhebend. „Großer Gott! er fragt, ob ich ihn liebe!"

„Nun liebe Mutter, wenn Sie mich nicht sterben sehen wollen."

„Sterben!" rief sie erschrocken.

„Ja, sterben!" entgegnete der Vicar. „Kehren Sie nach Hause zurück! schweigen Sie! ich werde Sie besuchen, ich werde Ihnen Melanien bringen; und vor allen Dingen," fügte er wie wahnsinnig hinzu, „lassen Sie nie das verhängnißvolle Geheimniß von meinem Priesterstande über Ihre Lippen kommen! . . . Erfährt es Melanie . . . so sterbe ich!"

„Mein Sohn, laß mich Dich sehen!"

»Nein, nein, liebe Mutter, morgen, bald, wenn sie wollen, aber jetzt . . .«

Frau von Rosann blieb bestürzt stehen, Joseph hatte, als er sich umgedrehet, die Neugier Melaniens bemerkt. Sie sahe die Marquise ängstlich an und er hatte sich beeilt, wieder zu seiner Frau zu kommen.

„Joseph," fragte sie, „wer ist diese Frau?"

„Es ist meine Mutter!" antwortete Joseph.

„Ach!" rief Melanie.

Die Marquise trat hinter einen Pfeiler und betrachtete die hehre Ceremonie, die ihr nun des Vicars ganze Melancholie und die Wichtigkeit des Geheimnisses, über das sie schweigen sollte, erklärte.

„Liebe Tochter!“ sprach Frau von Rosann, Melanien umarmend.

„Weil Sie Josephs Mutter sind, o, so werde ich Sie zärtlich lieben!“ sprach die junge Gattin, welche die Marquise an ihr Herz drückte.

„Nun, Du wirst glücklich sein!“ sprach die Marquise.

„Höre, Joseph, siehest Du, wie uns der Todtenkopf anlächelt? . . . es ist ein glückliches Vorzeichen.

„Ach,“ sagte der Vicar, wie kannst Du so etwas sehen?“

„Ei, lieben Kinder,“ sprach die Marquise gerührt, „seid Ihr närrisch, daß Ihr Euch mit solchen Dingen beschäftigt!“

„Mütterchen,“ entgegnete Melanie mit reizendem Lächeln, „das kommt daher, weil wir wirklich berauscht sind!“

„Reizende!“ rief der Vicar.

Joseph, Melanie, Frau von Rosann, Frau Hamel kamen um ein Uhr nach Mitternacht in das Hotel in der Straße de la Santé zurück. Als nach dem ersten Momente der Freude Frau von Rosann ihre Kinder umarmt hatte, so fühlte sie, daß sie dieselben allein lassen müsse.

Melanie warf auf Joseph den letzten Blick der Jungfrau und entschlipfte, von Finetten und Frau von Rosann gefolgt, zuerst.

Sie tritt in dieses Gemach, das der geschmackvollste Luxus verziert, sie lächelt, als sie den schwachen, blassen, fast phantasmagorischen Schein siehet, den eine, in einem alabasternen Gefäße hängende Lampe ausströmt; sie betrachtet das prächtige Bette, die Anordnung der Meubles und wagt Finetten nicht anzublicken; ihr Busen wogt.

„O, meine Mutter!“ spricht sie, sich an der Frau von Rosann Busen werfend, „wie glücklich bin ich!“

„Und doch weinen Sie?“

„Ich weine aus Instinct — — — — — — — — — — — — — — — — — —“

Finette verschließt das Brautgemach und Frau von Ro-

sann entfernt sich, einen Strom von Thränen vergießend. Wenn Finette gelächelt hat, so kann ich auch lächeln! aber ich muß ihr auch nachahmen und einen Riegel vor Alles schieben, was mir zu denken erlaubt ist. Lächelt also, wenn Ihr wollt! Möge Eure Phantasie sich an der Lücke üben, die ich lasse! Füllet dieses Blatt mit üppigen Ideen! . . . Ich für mein Theil mache solche nicht, denn ich liebe Melanien zu sehr, und die Zukunft erschreckt mich. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

XVI.

Argow bei Cachel. Gerüchte, die im Dorfe umlaufen. Lesecq entdeckt Alles. Man verhaftet Argow. Verführung Lesecq's; er wird reich.

Während alle diese Begebnisse sich in Paris zutrugen, gingen in Aulnay-le-Vicomte sonderbare Dinge vor, und wir müssen uns, um die Triebfedern dieses Abenteuers recht kennen zu lernen, in den Moment zurückversetzen, da Jakob Cachel den Argow, seinen Diener und den armen Gargarou auf seinem Karren wegfuhr.

Der Köhler gelangte ohne Hinderniß zu seiner Hütte, öffnete seinen Keller, brachte sämmtliche Gefangene, einen nach dem andern, hinein, betrachtete sie, als sie alle darin waren, von der Seite und sprach zu ihnen: »Daß mir Keiner schreiet und lärmet, denn ich bin kein Guter, wenn ich in Zorn gerathe! Sie werden gut behandelt und in Freiheit gesetzt werden, sobald ich Befehl dazu bekomme.«

»Mein Herr,« sprach Gargarou, »sind Sie der legitimen Regierung ergeben?«

»Nun?«

»Nun, wenn Sie ein guter Franzose sind, so dürfen Sie keinen vom Könige ernannten Maire festhalten.«

»Singen Sie mir ein anderes Lied,« sprach der Köhler.

»Höre,« begann Argow, »wenn Du mich noch vor Ablauf von zwei Stunden freilässest, so will ich Dir hunderttausend Francs geben?«

Bei diesem Antrage entwich der Köhler und beauf-

tragte seine Frau, den Gefangenen Nahrung hinzutragen, sich aber die Ohren zuzustopfen, um sich nicht verführen zu lassen.

Trotz der Stille der Gefangenen und der Verschwiegenheit Cachel's und seiner Frau, konnte man doch die Fama nicht am Schwatzen verhindern, und da sie zu Aulnay-le-Vicomte durch das Organ Margarethens und Lesecq's schwatzte, so wollen wir den Leser in den Kramladen des Herrn Gravadel einführen.

»Deswegen weil, sehen Sie,« sprach Gravadel, »deswegen weil Jakob Cachel einen Pferdestall an sein Haus angebauet hat, und von mir viel kauft und in Golde bezahlt, so ist er reich geworden . . . deswegen weil. . . .« Er sahe Lesecq an.

»Ja,« fuhr dieser fort, »es ist klar, man wird ohne Kniffe und Pfiffe, sine turpitudine, nicht plötzlich reich, und latet anguis in herba, es liegt eine Schlange unter dem Felsen, es steckt etwas dahinter, wie Cicero sagt."

»Hören Sie,« sprach Margaretha, ihr Pfund Zucker auf den Ladentisch legend, »die Schwester der Frau Schloßverwalterin Vernillet ist gestern da gewesen und hat gesagt, der dicke Gutsherr von Vans-le-Pavé wäre auch so Einer, der nicht wie Balsam röche, und daß Herr Joseph, dem er eine Schwester entführt hat, die seine Schwester nicht ist, denn dies ist eine Geschichte, die sie nicht kennen, und die ich Ihnen schon einmal erzählen will — sie ist sehr interessant, und es kommen Seeräuber darin vor; ja, der ist auch Pirat, der in Vans, wie es Herr Joseph gesagt.«

»Fiat lux, d. h. geben Sie uns ein Licht, um das zu verstehen, was Sie da sagen, age, quod agis, laufen Sie nicht hinter zwei Hasen her.«

»Kurz,« fuhr Margaretha fort, »sie hat gesagt, unser Vicar hat ein junges Mädchen entführt und der dicke Herr, der ein Bösewicht ist, wie Madame Gargarou sagt, wäre hiehergebracht und ich behaupte und wiederhole, wie ich es

eben behauptet habe, daß Jakob Cachel mit darunter steckt, und daß man ihn im Schlosse Vans schon festhalten würde; aber Herr Gausse sagt, „wie man die Heiligen kennt, so ehrt man sie,“ und Jakob Cachel gehet nicht mehr nach dem Schlosse.«

»Fortunate senex! glücklicher Lesecq!« rief der Schulmeister, ich sehe noch zwölfhundert Francs zu verdienen!« und er flog dahin, wie ein Pfeil.

»Was spricht er da?« sprach der Maire, die Augen aufsperrend; wohin will er?«

»Ich weiß es nicht,« entgegnete Margaretha, »aber das weiß ich, daß er ein schlauer Schelm ist, und wenn er will, daß ich sein Glück machen soll. . . . Herr Maire,« fügte sie hinzu, »wenn er so alle Monate zwölfhundert Francs verdient, so ist's eine gute Partie.«

»Pah! der Handel gehet nicht!« antwortete der Maire.

Margaretha entfernte sich, um Alles dem guten Pfarrer zu erzählen, der leicht errieth, daß das junge Mädchen, das der Vicar entführt, Melanie war.

»Ich sehe schon, was daraus herkommt,« antwortete er Margarethen, »aber Jeder ist seines Glückes Schmied.«

Lesecq eilte unterdessen nach dem Schlosse und als er vor Frau von Rosann stand, zog er ehrerbietig seinen Hut ab und sprach:

»Risum teneatis, freuen Sie sich, Frau Marquise, mit der größten Mühe und durch genaue Nachforschungen habe ich endlich erfahren, wo unser Vicar ist.«

»Nun,« entgegnete Frau von Rosann, »wo? sprechen Sie, lassen Sie hören, machen Sie es kurz!“

Lesecq drehete seinen Hut in den Händen herum.

»Gnädige Frau, Jakob Cachel hat ihn jüngst gesehen und . . .“

Die Marquise war hinausgestürzt und hatte Lesecq ganz allein gelassen; sie trieb selbst die Leute an, eiligst die Pferde anzuschirren, und begab sich zum Köhler.

Bei ihrem Eintritte in Cachels Stube bemerkte sie so-

gleich auf dem Kamine die Adresse, welche Joseph dem Köhler gegeben, um im Falle des Unglücks an ihn zu schreiben. Ohne ein Wort zu sagen, nahm nun Josephine das Papier zu sich, lief, zum großen Erstaunen Cachels und seiner Frau, so schnell sie konnte, wieder den Berg hinauf, und fuhr im gestreckten Galop nach A...y zu, Hier nahm sie Postpferde und begab sich nach Paris, wo wir sie wiedergesehen haben.

Die eilige Abreise der Marquise gab den Bewohnern von Aulnay-le-Vicomte viel Stoff zum Denken; aber Lesecq unter Andern, welcher begriff, daß Cachels Hütte irgend ein Geheimniß einschloß, schlich um dieselbe herum, und lauerte auf Alles, was darin vorging. Eines Morgens ging er hinein, unter dem Vorwande, der Frau Cachel zu sagen, sie solle ihre Kinder in die Schule schicken, weil der Vicar das Schulgeld bezahlt habe.

»Oho!« rief er, als er sahe, daß die Frau eine für ihre Familie zu reichliche Suppe zurichtete. »Oho, Mutter Cachel, Eure Kinder essen wohl sehr stark?«

»Sehr stark,« entgegnete die Hausfrau.

»Ei, auch eine Schöpsenkeule, ein Hühnchen.''

»Es ist heute Festtag bei uns!« sagte Frau Cachel.

»Ihr seid jetzt große Leute!« sprach Lesecq, verstohlene Blicke auf das ganze Haus werfend.

Das gehet Niemanden an!« antwortete kurz die Köhlerfrau. »Was wollen Sie heute Morgen bei uns?«

»Ich kam Ihrer Kinder wegen.«

In diesem Momente erschallte Argow's Lachen unter Lesecq's Füßen.

»Wer, zum Teufel! ist denn da unten?« fragte er.

»Mein Mann ziehet mit einem seiner Vettern Wein ab.«

Je ungeduldiger Cachels Frau wurde, um so mehr stellte sich Lesecq, als sähe er nicht auf sie, und blieb, seine Augen überall hinwerfend.

Jetzt erschallte Peitschenklatschen; Jakob Cachel kam aus dem Walde heim.

»Heda, Frau, mach' die Thür auf!«

Jetzt begriff Lesecq, daß es irgend ein Geheimniß gab und schwor, es zu entdecken. Er warf Cachels Frau einen boshaften Blick zu, grüßte sie und kehrte nach Aulnay-le-Vicomte zurück.

Am andern Tage begab er sich unter dem Vorwande, er habe mit ihm über eine wichtige Sache zu sprechen, mit dem Friedensrichter zum Maire. Als sie im Hinterladen saßen, sprach der Schulmeister folgendermaßen:

»Meine Herren! Sie sind die beiden hohen Behörden des Dorfes, **Consules Romae**, Sie wissen nun, ob ich bis jetzt ermangelt habe, **vas servire**, Ihnen nützlich zu sein; heute zeigt sich **magnum proelium**, eine große Gelegenheit, **ire Corintho**, Ihnen einen hohern Grad zu verschaffen, und die Namen Gravadel und Marignon berühmt zu machen. Es giebt in der Gemeine Anführer von Spitzbubenbanden, Falschmünzer oder große Bösewichter, wählen Sie.

Bei diesen Worten sahen der Maire und der Friedensrichter den triumphirenden Schulmeister mit beispielloser Angst an.

»**Florentem cytisum sequitur lasciva capella**, diese Worte des Cicero bedeuten, daß ein Richter die Verbrecher verfolgen muß; **trahit sua quemque voluptas**, man streitet nicht über Geschmackssachen, wenn Sie mir aber glauben, so muß etwas gethan werden.«

»Aber,« sprach der Friedensrichter, »so erklären Sie sich doch, und wenn Sie mir Mittel an die Hand geben, Richter in A...y zu werden, so überlasse ich Ihnen meine Friedensrichterstelle.«

»Wenn Sie meinem Handel aufhelfen . . .«

»Alles wird gehen,« entgegnete Lesecq. Er erzählte ihnen nun ausführlich, was er bei Cachel gesehen und gehört. »Sie merken, daß Sie **rem tetigeris acu**, den Nagel auf den Kopf treffen werden, wenn Sie eine gerichtliche Untersuchung bei Jacob Cachel anstellen, denn hieraus würde

hervorgehen, daß er entweder die Verbrecher von Vans'=le=Pavé, welche die Regierung sucht, eingeschlossen hält, oder, daß er Räuberhauptmann ist, oder endlich, daß er falsche Münze, falsos nummos, macht. Denn wo hat er das Geld bekommen, das er Ihnen bringt? Hat er nicht dreißig Flaschen Bordeauxwein gekauft?«

»Und zwar guten! . . .« rief der Maire.

»Das wird sehr wichtig,« sagte der Friedensrichter.

»Lesecq,« sprach Gravadel, „in meinem ganzen Leben würde ich keinen Menschen an den Galgen zu bringen suchen!«

»Herr Maire,« sprach der Friedensrichter ernst, „die Sicherheit des Staates erheischt . . .«

»Ja, ja,« fiel Lesecq ein, »man muß coërcere latrones, man muß die Räuber verfolgen.«

Der Schulmeister verstieg sich nun zu hohen Betrachtungen, und bewies, daß man Cachels Haus umzüngeln und das Geheimniß entdecken müsse. Seine Beredtsamkeit riß den Maire hin und es ward beschlossen, daß Gravadel mit der Schärpe und der Friedensrichter im Amtskleide, jeder mit seinem Greffier, nebst Lesecq, sich bei Anbruch der Nacht auf den Weg machen sollten, um Cachels Hütte zu durchsuchen.

Gegen acht Uhr Abends machte sich die Schaar wirklich auf den Weg; ihr folgten als Gendarmerie der Feldhüter und der Förster der Frau von Rosann.

Als sie vor des Köhlers Thür angekommen waren, klopfte Lesecq hart an. — Attolle portas, d. h. Öffnet die Thür im Namen des Gesetzes, des Königs u. s. w.«

»Siehest Du,« sprach Cachels Frau, »daß wir uns durch die Einsperrung dieser Räuber Verdruß zuziehen!«

»Wer ist da?« fragte Cachel.

»Im Namen des Gesetzes, öffnet die Thür!« sprach der Friedensrichter.

Als Cachel diese Stimme hörte, öffnete er die Thür und die gerichtliche Corporalschaft trat ein.

»Jacob,« sprach der Friedensrichter, es ist angezeigt

worden, daß Ihr Menschen versteckt haltet, die Ihr den Händen der Justiz hättet überliefern müssen. Wir werden Euer Haus durchsuchen, wenn Ihr nicht vorziehet, uns die Wahrheit zu sagen.«

»Geschwind, sag' Alles heraus!« sprach Cachels Frau.

»Cachel,« fuhr der Friedensrichter fort, »solltet Ihr, nach Euerm letzten Handel, wieder schuldig befunden werden, so würde es für Euch übel ausfallen. Erkläret frei heraus.«

»Wahrhaftig, mein Herr, ich will's Ihnen sagen.... Ich habe in meinem Keller drei Räuber, welche die gute Freundin des Herrn Joseph, unsres Vicars, entführt hatten. Sie wollten sie nach Dauphiné bringen, als vor einem Monate der Herr Vicar den Wagen des Herrn Marendi, der, wie man sagt, ein Seeräuberhäuptling ist, anhielt und sie mir zur Bewachung übergab, bis daß er mir schreiben würde, was ich damit machen sollte.«

»Eine Criminalsache!« rief der Friedensrichter. »Ein Räuberhauptmann! Wenn es der wäre, den der gnädige Herr dem Procureur des Königs in A...y bezeichnet hat, welche Entdeckung!... Cachel, Du wirst uns folgen und uns die...«

»Ja, Herr Friedensrichter; aber Sie müssen mir die Versicherung geben, daß mir nichts gethan wird, weil ich sie eingesperrt habe...«

»Nein, nein, man wird Dir nichts thun, und Du wirst sogar noch belohnt werden!«

Cachel, welcher meinte, es sei dem Vicare nur daran gelegen, sich den Argow vom Halse zu schaffen, glaubte bei diesen Worten des Friedensrichters, sein Gefangener würde in den Händen der Justiz noch besser aufgehoben sein, wie in den seinigen und führte nun die Schaar in seinen Keller. Als sie sämmtlich darin waren, fing Gargarou an zu schreien:

»Meine Herren, ich bin der Regierung ergeben,... und ich bin...«

„Schweig, Räuber," sprach Lesecq.

„Wie, Räuber? versetzte Gargarou; „ich bin der Maire von Vans = le = Pavé!"

Der Maire von Vans = le = Pavé!" rief Gravadel. „Ja, es ist wahr! Da ist ja Herr Gargarou!"

„O, Herr Gravadel!" sprach der Postmeister; „Sie sind der Regierung ergeben; ich hoffe, Sie werden mich von meinen Banden befreien und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Mein Herr," antwortete ernst der Friedensrichter, „Sie sind ab.r in eine schwere Criminalsache verwickelt, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um Diebstahl und Einbruch mit gewaffneter Hand auf dem Meere verübt. Sie sind in Gesellschaft von Seeräubern."

„Wie heißen Sie?" fragte Lesecq den Argow.

„Ich bin der Graf Marendi."

„Marendi!" versetzte Gravadel, „Sie sind allen Maires des Cantons als ein Mensch signalisirt, der auf der Stelle zu verhaften ist. Der Procureur des Königs in A...y hat es uns geschrieben."

„Und ich habe den Brief gelesen!" rief Lesecq.

Argow sahe sie Alle stolz an und sprach:

„Das kann sein, meine Herren, aber ich bin unschuldig, der achtbare Herr Gargarou wird dies bezeugen, und um Ihnen übrigens zu beweisen, daß ich die Augen der Justiz nicht fürchte, werde ich Ihnen folgen. Lassen Sie mich entfesseln. Halten Sie es für nöthig, mich in's Gefängniß zu setzen, so werde ich mit Vergnügen hineingehen, denn ich bin überzeugt daß binnen vierundzwanzig Stunden das Quiproquo aufhören wird, und daß ich im Gegentheile die Strenge der Gesetze zur Bestrafung meiner Mörder anzurufen habe ..."

„Papperlappap!" sprach Lesecq; Sie sind es, mein Herr, der die gute Freundin des Herrn Joseph, unsres Vicars, entführt hat ..."

„Wie," rief Argow mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Freude, „Joseph ist Priester?"

„Sehen Sie,“ sprach der Schulmeister, habemus reum confitentem, er verräth sich.“

„Nein, nein, ich verrathe mich nicht, mein Freund,“ entgegnete Argow, der seine Ruhe wiedergewonnen. „Geschwind, meine Herren, machen Sie ein Ende.“

Auf Gravadels Geheiß befreite man Gargarou, und dieser eilte von dannen, ohne das Übrige abzuwarten. Argow und sein Diener wurden den beiden Wächtern übergeben, nach Aulnay geführt, und, da es dort kein Gefängniß gab, einstweilen in die Schule Lesecqs, den man zum Kerkermeister ernannte, eingesperrt.

Diese Verhaftung gab zu vielerlei Geschwätze Veranlassung und da es bei jeder Sache zwei Meinungen giebt, so betrachtete auch die eine Hälfte von Aulnay den Maxendi für einen Räuber, und die andere für ein unschuldiges Opfer.

Die Meinung dieser letztern Hälfte machte dem Friedensrichter mnd dem Maire große Unruhe und sie fürchteten, compromittirt zu werden, denn die Zuversichtlichkeit des Gefangenen, sein Anzug, waren für die Raisonnements Derjenigen, welche behaupteten, der Gewürzkrämer und der Friedensrichter irreten sich, eine starke Stütze.

Der ehrliche Herr Gravadel ward indeß bald von seiner Besorgniß befreiet. Herr Maxendi nämlich schickte Lesecq ab, um einen Hut Zucker, sechs Bouteillen Branntewein, Liqueurs, Rauchtaback, Thee und andere Vorräthe in solcher Menge einzukaufen, daß der Gewürzkrämer meinte, er habe recht hübsche Manieren und sei nicht so schlecht, wie man sagte.

Als im Gefängnisse Alles angekommen, bat Argow den Lesecq, ihm bei der Zubereitung seines Punsches zu helfen, und nöthigte ihn dann höflich zum Mittrinken.

„Sie scheinen mir,“ sprach der Pirat zu ihm, „ein vortrefflicher Kerl zu sein, und es sollte mich wirklich dauern, wenn Ihnen irgend ein Unglück wiederführe!“

„Und mich auch, me quoque,“ antwortete Lesecq.

„Raisonniren Sie zuweilen?" fragte der Seeräuber.

„Fast immer," entgegnete Lesecq.

„Nun, so hören Sie!" versetzte Maxendi. „Ich kann nur Zweierlei sein: ich bin entweder ein Verbrecher, oder ich bin unschuldig."

„Aequum et justum est, nichts ist wahrer."

„Bin ich," fuhr Argow fort, „ein Verbrecher, so bin ich überzeugt, daß Sie es Ihr ganzes Leben bereuen werden, einen Menschen um seinen Kopf gebracht zu haben; denn es ist möglich, daß man, obgleich ich unschuldig bin, Beweise findet . . . aber es giebt keine. Bin ich unschuldig, so werden Sie stark compromittirt, und man verhaftet nicht ungestraft einen Mann, wie ich bin. Auf jeden Fall, wer zum Teufel kann Ihnen etwas anhaben, wenn ich mich durch Ihren Schornstein gerettet habe? . . . Hören Sie mich! Sie haben keine Verantwortlichkeit, man kann Ihnen nichts Schuld geben, ich biete Ihnen hunderttausend Francs an, wenn Sie mir heute Abend die Thür öffnen."

„Hunderttausend Francs!" rief Lesecq, „Wo sind sie?"

„Hier!" sprach Maxendi, seine Brieftasche öffnend und Banknoten vor ihm ausbreitend. „Sehen Sie dieselben?"

Der Schulmeister stand bestürzt da.

„Das ist noch nicht Alles. Ich will Ihr Gewissen vor aller Reue sichern; verlange ich, zu fliehen, so müssen Sie mich natürlich für schuldig halten. . . . Dem ist aber nicht also: ich will von hier weg, weil ich mich rächen will und ich in drei Tagen in Paris sein muß. Bleibe ich eine Nacht länger hier, so wird man mich nach A...y bringen, und dort muß ich warten, bis meine Sache sich aufklärt; begreifen Sie aber eine verspätete Rache? . . . während ich selbst in diesem Augenblicke des Schauspiels genießen müßte, das ein Wort herbeiführen wird. Geschwind, mein Freund, trinken wir, und überlegen Sie sich dies."

„Hunderttausend Francs für das Öffnen einer Thür!" rief Lesecq. „Warten Sie, ich will den Herrn Gravadel und den Pfarrer um Rath nehmen!"

„Pinsel!" sprach Argow, ihn aufhaltend, „muß man denn so etwas bekannt machen? Vor allen Dingen hören Sie mich an. Sagen Sie mir, ist Herr Joseph ein großer, brauner, schöner, junger Mann?"

„Ja, so ist unser Vicar."

„Nun, mein Freund, so entschließe Dich!" rief der Pirat, denn in zwei Stunden wird es nicht mehr Zeit sein."

„Ich glaub's wohl, daß es dann nicht mehr Zeit sein wird, sprach der Schulmeister; equites, d. h. die Gendarmerie wird ankommen; man erwartet sie."

„In diesem Falle," sprach Argow, „lasse ich Dir nur drei Minuten Zeit."

Der Pirat legte seine mit Brillanten besetzte Uhr auf den Tisch, zog, während Lesecq nachdachte, seinen Ring vom Finger, suchte seine Nadel und rief: „Möge mich Alles zerschmettern, ich will mich rächen!"

„Ego prendo, ich schlage ein!" sprach Lesecq.

„Und Du hast wohl gethan, Freund," sagte Argow, die Nadel wieder in den Ring steckend. „Vorwärts!"

„Und die hunderttausend Francs?"

„Ich lasse sie hier liegen," sprach Argow. „Führe mich aus dem Dorfe, so kannst Du sie nachher hinnehmen."

Der Schulmeister führte den Seeräuber und seinen Matrosen bis an den Weg in den Wald, wünschte ihnen eine gute Reise, kam in seine Schule zurück und verschloß seine Banknoten. Hierauf heuchelte er eine große Verzweiflung, verschloß die Thür des Gefängnisses begab sich zum Maire und Friedensrichter und erzählte ihnen, daß die beiden Verbrecher durch das Fenster entsprungen wären. Als er seine Klagelieder endigte, kamen der Procureur des Königs und die Gendarmen an, um Argow in Empfang zu nehmen. Man benachrichtigte sie von der Entweichung und die Gendarmen setzten dem Seeräuber auf der Stelle nach.

Argow hütete sich wohl, auf sein Schloß zu gehen, begab sich zu Gargarou und eilte mit Postpferden nach Paris.

XVII.

Melaniens Glück. Argow's Rache.

Es ist unmöglich, das reine und süße Glück, das im Hotel in der Straße de la Santé herrschte, zu schildern. Die sanfte Melanie, welche nun Alles hatte, was sie wünschte, glich einer jüngst an den Aufenthaltsort der Seligen gelangten Heiligen. Diese ruhige Wollust bietet der Kunst des Dichters oder des Schriftstellers keinen Zug dar: es ist damit, wie mit der Schilderung des Paradieses, das nichts dem Geiste bezeichnen kann, weil Alles gesagt ist, wenn man einmal gesagt hat: »Sie haben alles nur mögliche Glück; denn bei der Liebe giebt's keine Nüance; nur das gemischte Gute und Böse giebt greifbare Dinge.'' Kurz, die Liebe dieser beiden Wesen reinigte sich selbst in dem Stande, in welchem die menschlichen Leidenschaften einen Anstrich von Sinnlichkeit zu bekommen pflegen. Es war die Bestimmung dieser beiden reizenden Wesen, gleich jenem Könige in der Fabel, Allem, was sie berührten, die Eigenschaft des Goldes zu geben. Sie veredelten in der That Alles durch den Reiz ihrer Manieren, die Schönheit ihrer Seele und die Vollkommenheit ihrer Eigenschaften.

Frau von Rosann war mitten unter diesen rührenden Scenen einer Liebe, die das, was die Liebe gewöhnlich tödtet, überleben sollte, gerade an ihrer rechten Stelle. Sie schwieg so gut über die schrecklichen Geheimnisse ihres Sohnes, daß sie nicht einmal mit Joseph davon sprach, und diese zärtliche Mutter empfand Josephs Glück ganz so, wie wenn es ihr eigenes gewesen wäre; sie konnte Melanien, deren Sanftmuth, Schönheit und Reiz sie verführte, nicht verlassen, und da sie dieses Glück dauerhaft machen, es vor jedem An=

griffe sicher stellen, es über den Bereich der verschlingenden Hände des Unglücks hinausbringen wollte, so wandte sie ihren und ihres Mannes Einfluß an, um die Gelübde ihres Sohnes aufheben und ihn seiner Eide entbinden zu lassen. Sie war eine Verwandte des Gesandten in Rom und der Bischof von A . . . y kannte einen Cardinal, welcher der intimste Freund des heiligen Vaters war. Ohne also ihren Sohn von allen ihren Schritten, die ein glücklicher Erfolg krönen zu wollen schien, zu unterrichten, gedachte sie, an einem schönen Tage ihren lieben Joseph völlig glücklich zu machen, wenn sie ihm das Breve des Papstes, das ihn secularisirte, und die Ordonnanz des Königs, die auf ihn den Titel und die Pairie des Herrn von Rosann übertrüge, einhändigen würde.

Auf diese Weise wurde Alles zum Glücke dieses Paares vorbereitet, und das Glück schien ihm für immer lächeln zu müssen. Ach. der Dämon hatte beschlossen, daß das Wesen, das diese Familie haßte, sie unaufhörlich verfolgen sollte.

Obgleich es dem Vicar gelungen war, jeden Schrei seines Gewissens zu beschwichtigen, oder wenigstens ihn zu hören, ohne auf seinem Gesichte den Kummer, der ihn verzehrte, sehen zu lassen, so ahnete Melanie dennoch, daß ihr Gatte nicht ruhig war.

Eines Abends, als Joseph genöthigt war, den Herrn von Rosann in eine diplomatische Gesellschaft zu begleiten, und Melanie sich mit Frau Hamel allein befand, stieß sie einen Seufzer aus, blickte ihre zweite Mutter an und sprach:

»Mutter, hast Du bemerkt, wie träumerisch mein Joseph bisweilen ist?«

»Das ist ganz natürlich, liebe Tochter, die Männer haben oft an große Dinge zu denken, mit denen sie sich beschäftigen.«

»Aber, Mütterchen, deswegen würde Joseph nicht träumerisch sein. . . . Höre, Mutter, laß mich Dir meine Meinung erklären: ich bin so glücklich, daß ich mich nur mit einem reinen Himmel vergleichen kann, dessen sanfter, ruhiger Azur keine Wolke zeigt; nun, Joseph gleicht wahrlich diesem

entzückendem Himmel, aber es liegt über ihm jener Schleier, den man oft in der Luft bemerkt, wenn der Wind wehet und man auf einem hohen Berge ist.«

Frau Hamel war ganz verdutzt, als sie Melaniens anmuthstrahlendes Antlitz und ihre Stirn betrachtete, auf der die ganze Poesie ihrer Ideen sichtbar war.

Melanie fing an zu lächeln, denn sie erinnerte sich daran, daß sich die gute Alte nie zu der Höhe einer poetischen Idee hatte erheb.n können, und fuhr fort:

»Hören Sie mich an, liebe Mutter.«

»Ich höre, es macht mir Vergnügen, aber ich verstehe so etwas nicht.«

»Nun, betrachte diesen Spiegel,« sprach Melanie, »siehest Du den Flecken, der seinen Glanz verdunkelt?«

„Nun?" sagte Frau Hamel.

„Nun," sprach Melanie, „dieser Flecken ist Josephs Gemüth, und der andere Theil des Spiegels das meinige."

„Wo nimmst Du das Alles her, was Du da sagst, Töchterchen?" sagte Frau Hamel; „Du hast mich zum Besten. Joseph ist glücklich, er hat keinen Kummer."

„Doch, liebe Mutter, er hat Kummer, er ist glücklich, aber sein Glück ist nicht vollständig. Ich fürchte, daß er entweder eine chronische Krankheit hat, die ihn aufreibt, oder daß er bei mir nicht Alles gefunden hat, was er zu finden dachte. . . . Ich werde ihn darum fragen!" sprach sie, eine Thräne im Auge zerdrückend.

»Welche Hirngespinnste!" rief die ehrliche Frau.

„Nein, liebe Mutter! keine Hirngespinnste; zum Unglücke ist meine Seele zu sehr die seinige, ich empfinde durch Rückprall, was er in seinem Herzen hat, denn er hat nicht einen einzigen Gedanken, der nicht der meinige ist, und ich behaupte, daß er nicht mehr derselbe ist, der er gewesen sein würde, wenn wir uns, ohne gewußt zu haben, daß wir Geschwister mit einander wären, auf der Insel Martinique geheirathet hätten."

„Aber wie kommst Du auf alle diese Dinge?" fragte

Frau Hamel, ihre Brillen auf die Knie legend und nach der Pendeluhr sehend, die auf elf Uhr zeigte.

„Liebe Mutter, oft sehe ich ihn an, und er lächelt mich nicht an: oft, während er schläft, oft durch Träume oder durch Unruhe aufgeweckt, betastete ich seine Stirn, um mich zu überzeugen, daß er noch da ist; seine Stirn brennt, er redet, und scheint sich im Schlafe mit Fremden zu zanken, welche behaupten, er sei Priester. Kurz, Mütterchen, Du magst sagen, was Du willst, ich merke, daß er etwas in seiner Seele hat: gestern hörte er eine Glocke der Kirche Saint-Etienne, und er sprach: Da ist wieder Einer glücklich! Sein Ton sagte noch mehr, wie seine Worte selbst."

„Melanie," unterbrach sie die gute Alte, „es ist spät, gute Nacht!"

„Gute Nacht! Du solltest aber lieber hier bleiben, Finette ist ausgegangen. . . . Sie ist taub, die arme Mutter," sprach sie. Frau Hamel hatte wirklich Melaniens Worte nicht gehört und war zu Bette gegangen.

Melanie blieb ganz allein in ihrem großen Salon, zählte die Minuten und glaubte, jeder Wagen sei der ihres Joseph. Nach kurzem Nachdenken rief sie: „Pah, Frau Hamel hat vielleicht Recht, ich mache mir Hirngespinnste!" Nach Verlauf einer Viertelstunde sprach sie: „mich friert, meine Seele schaudert in sich selbst, es wird mir etwas begegnen."

Sie sahe in den Salon und horchte, Töne suchend mitten in der Stille. In der Ferne hörte sie das Rollen eines Wagens: das Rollen kommt näher . . . ihr Herz klopft. „O," spricht sie, „es ist Joseph! . . ." Die Kutsche hält wirklich im Hofe, sie springt auf, sie erbebt am ganzen Körper . . . die Thür öffnet sich . . . Argow erscheint. . . . Melanie sinkt in ihren Sessel und erstarret vor Schrecken.

„Sie erwarteten Ihren Mann!" spricht der Pirat mit scheußlichem Lächeln. „Mein schöner Flüchtling, fürchten Sie sich nicht vor mir. . . . Hören Sie, ich bleibe auf dieser Stelle, und schwöre es, mich hier zu halten . . . ich ver-

damme Sie nur zu einer einzigen Strafe — zu der Strafe, mich anzuhören.«

»Das ist eine furchtbare Strafe!« entgegnete Melanie, »und ich will mich davon befreien.«

»Nein, Sie entschlüpfen mir nicht! Ich habe für Alles gesorgt, Sie sind in meiner Gewalt!«

Ein tiefer Schrecken erfaßte Melanien, als sie sahe, daß die Klingelschnur abgeschnitten war.

»Ein Mensch der sich rächen will,« sprach Argow, »ist vorsichtig, alle meine Maaßregeln sind getroffen. Ihr Mann wird erst in einer Stunde zurückkommen, Ihre Leute sind nicht hier, Finette ist abwesend, und man hält sie auf, Sie sind in meiner Gewalt . . . aber ich werde Sie nicht anrühren! . . . Ich verabscheue Sie!« rief er mit Energie: »Ja, um den Reiz dieser Minute der Rache zu verschlingen, habe ich, wie die Spinne, ein unsichtbares Netz ausgespannt. Weil ich nun einmal ein Dämon sein soll, so will ich's auch bis zu meinem letzten Seufzer sein . . . und, ein Vasall des Satans, will ich all' das Böse thun, was ich thun kann, weil Du, grausame Schönheit es verschmähet hast, mich aus dem Gleise des Verbrechens zu ziehen.«

»O, sprechen Sie nicht also mit mir!«

»Nicht mit Dir sprechen? Das was ich Dir sagen will, wird bis an Deinen Tod in Deinen Ohren wiederhallen!« Er nähert sich, »es schwebt ein Schwert über Deinem Kopfe, es hängt an einem Faden, ich will ihn durchschneiden.«

»Nein, mein Herr,« sprach Melanie mit leichtem Lächeln, „mein Glück und mein Leben sind nicht mehr in ihren Händen."

„Kind," versetzte der Seeräuber mit dem Gekicher des Todes, ich hab's Dir schon einmal gesagt, ich bin extrem, und der Tag, an welchem ich tugendhaft werde, werde ich es vielleicht zu sehr sein . . . aber in diesem Momente will ich nur eine einzige Sache — mich rächen . . . und ich habe

Dir schon früher gerathen, den Sturm nicht zu erregen, der Wälder umstürzt, weil Du nur eine Blume bist!"

Verdutzt, das Auge auf das energische Gesicht des ruhig dastehenden Argow geheftet, glich Melanie einer Bildsäule.

„Ein Rest von Mitleiden belebt mich noch," sprach der Pirat, „und ich lasse Dir eine Minute des Glückes, ehe ich den verzehrenden Kummer für immer an Dein junges Herz hänge."

Marendi schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort:

„Du liebst Joseph?"

„O, ja," Und ein Lächeln schwebte auf Melaniens erstarrten Lippen.

„Deine Liebe gründet sich auf Achtung?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Sie wird verschwinden."

„Reden Sie nicht aus, die Verläumdung entehrt den Mann," sagte Melanie.

Der Pirat fing an zu lachen und fuhr fort:

„Melanie, Du hältst Dich für schön, tugendhaft. . . . Du bist nur eine Ehrlose, Deine Ehe ist nichtig, Dein Gatte ist Priester! . . . und Du bist . . . ein Kebsweib! . . . Du erröthest! . . . Du kannst dies unterlassen, Deinesgleichen erröthen nie."

„Ich sterbe!" rief Melanie, „ich sterbe! . . . zu Hilfe! o, ich bin tödtlich getroffen, ich fühle es!"

„Joseph, dieser seltene Mann," fuhr Marendi, sich an dem Todeskampfe seines Schlachtopfers weidend, fort, „dieser so geliebte Joseph ist ein Bösewicht, er hat Dich belogen! . . . er hat Dich getäuscht!"

„Nein, nein," sprach Melanie, „mein Bruder ist tugendhaft!"

Ihr Schrei der Liebe war herzzerreißend.

„Tugendhaft? . . . wie Du. . . . Ihr seid in Ausschweifung, in Infamie versunken."

„Ist das Alles," fragte Melanie mit Ruhe und ihren Schrecken zügelnd.

„Nein," sprach Argow, „das ist noch nichts!"

„Wie, dies ist noch nichts?" rief die junge Frau schaudernd.

„Ja, Du wirst zu meinen Füßen fallen, ich will Dich da sehen," sprach er, nach dem Fußboden hinzeigend, mit einem scheußlichen Ausdrucke der Wuth. Melanie sahe ihn starr an, wie das Lamm, welches vor der afrikanischen Boa zittert.

„Zu Deinen Füßen," murmelte sie schwach mit dem Tone des Verrückten, der über sein eigenes Leiden lacht.

„Ja," entgegnete der Seeräuber; „meine Rache soll glänzend sein: glaubst Du, ich bin mit dem Kummer zufrieden, der Dich aufreiben wird? Nein, nein, Jedermann soll erfahren, daß Du nur eine Ehrlose bist, daß Joseph auf's Blutgerüst gehet!"

„Schweigen Sie! . . . schweigen Sie! . . . Herr Marendi . . . aus Barmherzigkeit, schweigen Sie!"

„Auf das Blutgerüst," fuhr er, jede Sylbe des Wortes betonend, fort: ein Criminalproceß soll überall erschallen machen: Melanie von Saint-André ist ein Kebsweib! . . . und Du wirst in Frankreich nicht ein Wesen finden, das Dir dies nicht sagt! Man wird Dich in keiner Gesellschaft mehr aufnehmen, die Mutter wird nicht leiden, daß Du ihrer Tochter nahe kommst, und morgen wird bei dem Generalprocureur eine Anzeige gemacht, um ihn von Euern Verbrechen in Kenntniß zu setzen. Meine Rache wird von der der Gesetze unterstützt werden."

„Herr Marendi, wenn Sie, um ein solches Unglück abzuwenden, mich zu ihren Füßen sehen wollen, so will ich mich wahrlich dahinschleppen."

Als die arme Melanie eine Art Unentschlossenheit auf des Piraten Gesicht sahe, so näherte sie sich ihm langsam, kniete nieder; ergriff seine Hände, betrachtete ihn mit einem

Ausdrucke des Flehens, der einen Tiger gerührt haben würde und sprach:

„Argow, wenn Sie eine Mutter gehabt haben, die Sie geliebt, o, so beschwöre ich Sie bei ihrem süßen Andenken, Josephs zu schonen! . . . Seit zehn Minuten trage ich den Tod im Busen, ich habe den Hieb seiner Sichel gefühlt, Sie müssen mit einem Opfer, wie ich, zufrieden sein! . . . Sie, Sie werden mich getödtet haben! wenn das, was Sie mir eben gesagt haben, wahr ist."

„Sie können sich davon überzeugen," antwortete kalt der Pirat; „ist Joseph Priester, so ist er tonsurirt, und so viel Mühe er sich auch geben mag, Ihnen seinen Scheitel zu verbergen."

„Es ist wahr," sprach sie schaudernd.

„Sie brauchen ihn nur zu untersuchen! . . .

„Argow," sprach Melanie, „schweigen Sie darüber, ich flehe darum."

„Was werde ich davon haben?"

„Ein Verbrechen weniger."

„Nun, es sei, ich willige ein. . . . Adieu Melanie, nur in der Hölle sehen wir uns wieder!"

Der Pirat entfernte sich leise und ließ die Frau des Vicars, mitten im Salon knieend, allein. Melanie blieb ziemlich lange in dieser Stellung, wie wenn sie in ein tiefes Nachdenken versenkt wäre, und sie streckte die Hände aus mit den Worten:

„Sie versprechen es mir! . . . Halt, er ist nicht mehr hier!"

Nun stand sie auf, setzte sich in ihren Lehnstuhl, stützte das Haupt in eine Hand, legte den Ellenbogen auf den Arm des Sessels und ward erst durch eine sanfte Stimme aus ihrem Nachsinnen gezogen.

„Ei, Melanie, Deine Liebe schlummert, glaube ich?"

Wer spricht mit mir?" fragte sie mit verstörter Miene.

„O, Himmel, was fehlt Dir, Melanie?"

Jetzt blickte sie auf, erkannte ihren Gatten, und, ihren Kummer verhehlend, sprach das himmlische Weib.

„Ah, Du bist's, Joseph! ich schlief . . . welch' ein Übel, daß ich Deinen Wagen nicht gehört habe! Ich habe nun nicht bis an die Treppe laufen und in Deinen Armen zurückgetragen werden können!"

„Melanie," sprach der Vicar bekümmert, „Du hast geweint! . . . Du bist bleich, verändert, Deine Augen lächeln mir nicht, was fehlt Dir?"

„Höre," sprach sie, „Joseph, ich habe einen schlechten Traum gehabt. . . . Das hat mich beunruhigt und ich werde im Schlafe geweint haben."

„Warum bist Du nicht zu Bett gegangen? es ist halb zwei Uhr."

„Es ist eine heilige Stunde für uns," sprach sie, sich zum Lächeln zwingend, „und noch mehr, es ist heute ein Monat, daß wir verheirathet sind."

„Melanie, Du zitterst!" rief erschrocken der Vicar.

„Das macht, weil mich friert."

„Dich friert, und hier ist doch ein Feuer, an dem man sich zehn Schritte davon wärmen kann.

„Das mag sein, lieber Freund, ich bin ganz erfroren!" entgegnete sie. „O, nein, mein Herz wird immer brennen. Joseph, erwärme mich durch Deine Küsse . . . hier, setze Dich zu mir."

Und Melanie wieß ihrem Bruder seinen gewöhnlichen Sitz an. Der Vicar setzte sich; die junge Frau ergriff nun Josephs Kopf und legte ihn sanft an ihren vor Schrecken klopfenden Busen.

„Was hast Du denn heute Abend vor, Melanie? Dein Herz klopft mit ungewöhnlicher Heftigkeit! Was fehlt Dir, meine Geliebte? . . . Du verhehlst mir etwas, ich wiederhole es, denn Dein Auge siehet mich nicht mehr mit dem reizenden Ausdrucke der Liebe an, der es sonst immer be-

lebt . . . es mischt sich ein Gefühl darein, das ich zu nennen mich scheue."

Während der Vicar diese Worte sprach, hielt Melanie das Haupt ihres Mannes zwischen ihren niedlichen Fingern gefangen und streichelte sanft die Haare ihres Bruders. . . . Ein geheimer Schauder verhinderte sie, die Stelle der Tonsur, die noch nicht so ganz verschwunden war, daß sie ein geübtes Auge nicht hätte entdecken können, zu betrachten. Das Verhängniß trieb die arme Melanie . . . sie warf einen verstohlenen Blick dahin. . . .

„Melanie!" rief Joseph, „Melanie!" Der Vicar ergreift ein Flacon und läßt sie auf flüchtige Salze riechen, sie bleibt unbeweglich. Er bedeckt sie mit Küssen! Bei dieser Liebkosung öffnet sie ihr Auge und schließt es wieder. Der erschrockene Vicar, der keine Idee von dem hatte, was Melanien tödten konnte, verdoppelte seine Bemühungen.

„Lieber Freund," sprach sie endlich mit schwacher Stimme, „ich danke Dir."

Dann umschlang sie den Vicar mit furchtbarer Kraft, drückte ihn mit der ganzen Stärke der Liebe an sich, und umarmte ihn mit jener Wollust, welche die Idee eines Opfers glühender, fast rasend macht.

„Melanie," sprach der Priester mit einem Tone des Vorwurfs, „glaubst Du, daß eine solche Scene, mitten in einem reinen Glücke . . ."

»Nein!« rief die junge Frau mit Schrecken, fügte aber sich besinnend, hinzu: »Joseph . . . mein Schauder ist vorüber . . . er hat dem Fieber Platz gemacht . . . fühle.«

Sie ergriff die Hand des Vicars und führte sie an ihre Stirn; er erbebte vor Schrecken, als er fand, daß Melanie eben so brannte, als wenn anstatt des Blutes Flammen ihre Adern durchströmt hätten.

»Lieber Freund,« sprach sie, »erstaune nicht darüber, daß Du mich krank findest . . . ich liebe Dich zu sehr, um zu leben. . . . Die Seelen, welche alle ihre moralischen

Kräfte nach einem Gefühle hinleiten, müssen sich sehr bald verzehren, wenn ihre Leidenschaft zu lebhaft ist.

»Melanie!« rief der Vicar, zehn Schritte zurückprallend, »nun machst Du mich erstarren.«

»Komm, komm, Geliebter und verbanne alle Deine Furcht! . . . Du weißt, daß die Frauen Momente der Geistesabwesenheit haben . . . es ist eine düstere Betrachtung angestellt mitten in dieser Nacht, als ich allein war. . . . Jener Todtenkopf, den wir in unsrer Hochzeitsnacht in der Kirche Saint-Etienne gesehen, kam mir wieder in's Gedächtniß, ein Gedanke ergriff mich . . . meine Lebensgeister befanden sich in einer schlechten Stimmung . . . was soll ich Dir sagen? halt, komm, ein Kuß von Dir wird Alles wieder gut machen! Entferne Dich nicht wieder von mir! Joseph,« rief sie, ihn fortziehend, »ich fühle Kräfte in mir, Dich mehr, wie jemals, zu lieben!«

Und die Trauerwolken, die ihre Stirn entzierten, verscheuchend, drängte Melanie ihren Todesschauer und ihren Schrecken in die Tiefe ihrer Seele zurück. Aus bewundernswerther Hingebung schwieg sie und legte von allen bunten Kleidern der Freude das glänzendste und üppigste an; sie bedeckte sich für immer damit und ihr Übel wurde dadurch nur noch ärger.

Gleichwohl überraschte diese sonderbare Scene den Vicar, er ward nachdenklicher und fing an das erstaunliche Steigen der Liebe Melaniens, daß von diesem verhängnißvollen Abende an, sichtbar wurde, zu beobachten. Dieses Opfer der Liebe, mit Blumen bekränzt, wie die, welche in ihrem jungen Alter in den Tod gehen, verdoppelte in der That die Beweise der Zärtlichkeit.

Sollten nicht kurz vor dem Tode die Freuden tiefer gefühlt werden, und die Bande, die an das Leben fesseln, stärker sein?

XVIII.

Melaniens Krankheit. Der Vicar secularisirt. Schluß.

Verzehrt von dem Kummer, der sie insgeheim untergrub, ward Melanie einige Tage nachher genöthigt, sich in's Bett zu legen. Sie kämpfte lange, ehe sie diesen grausamen Entschluß faßte, denn sie fühlte wohl, daß sie ihr Bett nur verlassen würde, um in den Sarg gelegt zu werden. Eines Morgens versuchte sie es aber, dem Vicare, in dessen Gegenwart sie sich wohl zu scheinen zwang, einige Stücke vorzuspielen. Sie setzte sich vor ihr Fortepiano, ihre schwachen Finger konnten den elfenbeinenen Tasten keine Töne entlocken und es entflossen Thränen ihren Augen. Sie stand auf, sich auf das geliebte Instrument stützend, dessen Töne ihrem Joseph so sehr gefielen und erreichte nur mühsam ihr Ruhebett wieder. Immer noch bittere Thränen vergießend, neigte sie ihr Haupt an Josephs Busen, und sank, da sie seit mehren Tagen keine Minute geschlafen hatte, in einen leichten Schlummer.

»Meine liebe Hamel,« sprach Joseph, sobald Melanie entschlummert war, mit leiser Stimme. Kennen Sie das Leiden, das unser liebes Kind so erblassen macht?«

»Mein Freund,« antwortete die vortreffliche Frau, ihm näher kommend, und ihm ein Gesicht zeigend, das den Stempel einer tödtlichen Traurigkeit trug, glaubst Du, daß ich auf Deine Frage gewartet habe? glaubst Du, daß ich, obgleich ich nicht der Liebhaber dieses Engels der Erde bin, nicht bemerkt habe, wie sehr sie jeden Tag abmagert? Je-

den Tag wird ihre Blässe erschrecklicher. Ehemals schmückte sie sich mit Rosen, mit anmuthigen Kränzen, um Dir zu gefallen; gestern hat sie sich mit schwarzen Blumen geschmückt! wenn sie Dir bewiesen hat, es wäre die Mode . . . Die Mode, lieber Joseph, ist in ihrem Herzen. Ihre Lippen werden weiß; ihr so edeles, so verliebtes Lächeln, wenn sie Dich anblickt, ist traurig, wenn ihre Augen auf mich fallen! glaubst Du, daß mir dies Alles entgangen ist? Schon drei Tagelang, mein Sohn, frage ich sie . . . das arme Kind hat mir nichts sagen wollen; aber, Joseph, sie täuscht Dich! denn sie hat keine Kraft; oft ergreife ich ihre Hand, und nie habe ich sie ohne ein schreckliches Fieber gefunden. Du siehest nicht, daß sie Dir ihr Leiden verhehlen will, um Dich nicht zu betrüben, so wie Du es auch mit ihr machen würdest. Joseph, es ist keine Zeit zu verlieren . . . ich versichere Dich, daß Melanie sehr krank ist! . . . Siehe! selbst in diesem rührenden Schlafe der Unschuld fehlen ihrer Wange jene schönen Farben, welche alle Frauen beneideten und unter ihrer weißen Haut ist eine Leichenfarbe . . .« Die arme Frau konnte vor Schluchzen nicht fort reden. Diese Rede, die längste, die sie in ihrem Leben gehalten, konnte von ihr auch nur bei einer solchen Gelegenheit gehalten werden.

Vor Schrecken unbeweglich, betrachtete der Vicar mit den Augen des Wahnsinnes die sanfte Bewegung des Busens seiner Lebensgefährtin; sein halboffener Mund schien den Athem zu verschlingen, der über die entfärbten Lippen Melaniens schlüpfte. Jene große Vision himmlischer Ewigkeit, welche auf dem Antlitze einer entschlafenen Jungfrau glänzt, erschien schon auf dem Gesichte dieser bewundernswerthen Frau. Diese furchtbaren Vorzeichen, welche der Priester in Aulnay in Laurettens delirirenden Zügen bemerkt hatte, machten ihn erbeben und er fühlte in sich selbst eine furchtbare Convulsion alle seine Eingeweide bewegen.

»Engel des Himmels,« murmelte Melanie in ihrem Schlummer mit schwacher Stimme, »Ihr werdet mich nicht

ganz verstoßen! . . . ich bin rein! . . . ich habe zu sehr geliebt! . . . das ist mein ganzes Verbrechen!«

»Was sollen diese Worte bedeuten?« sprach der Vicar.

»Wann werde ich immer schlafen?« murmelte Melanie wieder, indem sie aufwachte und auf Alles, was sie umgab, die unsichern Blicke des Erwachens warf. Ein zärtlicher Ausdruck belebte ihr Gesicht, als sie Joseph und Frau Hamel betrachtete.

»Melanie,« sprach der Priester, »Du bist mir von Deinen leisesten Gefühlen Rechenschaft schuldig . . . ich fordere, daß Du mir das Geheimniß Deines Schmerzes anvertrauest.«

»Joseph, ich werde Dir Alles gesagt haben, wenn ich Dir sage, daß ich leide. Mein Freund,« fuhr sie fort, »ich bin krank . . . sehr krank . . . aber ich sage es Dir, weil Deine Seele stark ist . . . erstaune also über nichts. . . .«

Aber, Melanie, was hat denn . . .«

»Meine Liebe!« antwortete sie mit einem Lächeln. »Ja, Joseph, mein Blut hat sich entzündet, nichts kann es wieder abkühlen, denn in jedem Augenblicke entzündet es Dein Anblick noch mehr . . . und . . . ich will lieber sterben, als Dich nicht mehr sehen.«

»Sterben! . . .« rief der Vicar, der zum ersten Male die ganze Größe der Gefahr sahe . . . »Sterben!

»Joseph,« antwortete sie mit einer Miene des Schreckens, »sei nicht so wenig Herr Deiner selbst, denn Deine Schmerzen werden mir den Rest geben. Ahme mir nach, mein Freund . . . und leben wir unser ganzes Leben ohne Kummer! Umgieb mich mit Freude, mit Blumen, mit Lächeln, mit Liebe, mit Allem, was das menschliche Leben, der Luxus, die Gefühle, die Herzen Glänzendstes haben! Muß ich an der Krankheit, die mich verzehrt, sterben, Du kannst es nicht verhindern, und Deine Seele ist stark genug, um die Nothwendigkeit zu begreifen, weil ich, obgleich schwach, es begreife: so will ich, daß ich meine letzten Schritte auf einem goldenen Sande thue, wie der war, womit Du die

Pfade, die nach dem Schreckensthale führten, bestreuen ließest! Bleibe ich leben, so würde der Kummer auch überflüssig sein: also Fröhligkeit auf alle Weise.«

Des Vicars Bestürzung war indeß zu groß, und Melanie rief schmerzlich:

»Joseph, Du beschleunigst mein Ende!« Sie fiel auf ihn und nur mit Mühe brachte man die Sterbende auf ihr Ruhebett.

Augenblicklich stieg ein Diener zu Pferde, um einen Arzt zu holen. Er kam, näherte sich Melanien, untersuchte sie, erkünstelte eine lachende Miene und rief: — »Es fehlt dieser jungen Dame weiter nichts, als Zerstreuung und das Leben auf dem Lande.«

»Ja, mein Herr,« sprach sie, »das Land ... des Himmels,« fügte sie ganz leise hinzu, — »Joseph,« fuhr sie fort, »und Du, Mutter entfernt Euch!«

Sie entfernten sich mit Thränen in den Augen.

»Mein Herr,« sprach Melanie, »ich habe keine drei Tage mehr zu leben! Sie müssen die Ursache meiner Krankheit errathen haben? ... Das furchtbare Ereigniß, das meinen Zustand als Frau verändert hat, ist eine schreckliche Scene. Nichts kann mich retten, denn heute Morgen habe ich die Überzeugung davon bekommen. Ich muß sterben, Sie wissen es, nicht wahr?«

Der Arzt schwieg.

»Hören Sie mein Herr, ich bürge für mich bis zu meinem letzten Seufzer, ich werde fröhlich und freundlich sein; geloben Sie mir ... schwören Sie mir nur, meinen Mann zu täuschen und ihn zu überreden, daß es nichts ist und ich über eine Kleinigkeit erschrocken bin; sagen Sie ihm, um ihn besser zu täuschen (denn« sprach sie lachend, »es ist bewunderswerth an uns Frauen, daß wir Sie selbst dem Tode nahe täuschen), sagen Sie ihm, er sollte sich bemühen, mir die Ideen aus dem Kopfe zu bringen, die sich in denselben eingeschlichen haben; sagen Sie ihm, daß das, was ich mir

einbilde, meine Genesung verzögern könne; daß mich meine zu lebhafte Phantasie täusche, und daß ich die Schwindsucht bekommen würde, wenn man mich nicht enttäuschte. Dann wird mir mein Mann nicht den grausamen Anblick seines Schmerzes machen und ich werde die Hoffnung, daß er mich überlebt, mit in's Grab nehmen . . . ich werde nicht die Unglücklichste sein!«

Gerührt durch diese Rede betrachtete sie der Arzt mit bewundernder Überraschung. »O, gnädige Frau,« sprach er, »wenn das Ihr Tod ist, wie haben Sie denn gelebt?«

Sie lächelte und sprach:

»Geloben Sie es mir?«

»Ja, gnädige Frau.«

»Kommen Sie also von Zeit zu Zeit und sagen Sie ihnen jedesmal, daß ich mich viel besser befinde. . . . Sie sind an der Thür! . . . Geschwind meine Freunde, kommet herein!« rief sie leise.

Der Vicar kam zurück und blickte abwechselnd den Arzt und Melanien an.

Der Arzt stand auf, nachdem er einige unbedeutende Recepte verschrieben, und Frau Hamel und der Vicar bebleiteten ihn hinaus. Er war seinem Melanie gegebenen Versprechen getreu, weshalb der Priester und die alte Frau mit einem lachendem und zufriedenem Gesichte zu Melanien zurückkamen.

»Melanie,« sprach der Vicar, »binnen einem Monate tanzest Du auf dem Balle. Wenn unterdessen Herr von Rosann die Ordonnanz im Betreff meiner Pairie bekommen hat, so wollen wir hier zur Feier Deiner Genesung eine herrliche Gesellschaft halten: es fehlt Dir nichts, meine Geliebte.«

Nun unterhielt er sich lange mit diesem göttlichen Engel, der sich nur stufenweise der Meinung des Vicars ergab.

Nie war Melanie rührender, liebreizender, schmeichelnder, als in der letzten Periode ihres Lebens; keine Klage

kam aus ihrem Munde, und um den Vicar von der Spur abzuleiten, verbarg sie die furchtbaren Anfälle ihrer Krankheit unter einer ausgesuchten Toilette, so daß sie eine Art Frische behielt. Das Fieber belebte ihren Teint mit einer Farbe, die sie vor Schönheit glänzen machte; sie glich vollkommen jenen Nachtlampen, die, dem Erlöschen nahe, vorher noch einen Schein werfen, der in tausenderlei Helle glänzt. Selbst ihr Geist hatte eine Sanftheit, eine Lieblichkeit, die den Himmel athmete.

Als das Fieber wich, und ihr Gesicht jene bleifahle, todverkündende Farbe bekam, als sie bleich und entstellt wurde, als ihre schönen Augen matt wurden und ihr Unwohlsein zu deutlich war, stellte sie sich, als wollte sie etwas Seltenes und verlangte, daß es ihr Mann selbst kaufen sollte. Der getäuschte Vicar entfernte sich und durchstreifte Paris, wenn er mit der Blume, dem Kleinode, dem gewünschten Putze zurückkam, fand er Melanien glänzend wieder.

In diesen letzten Momenten überhäufte sie ihren Mann mit den Beweisen der heftigsten Liebe, die sie seit ihrer Kindheit an entzündet hatte, und Joseph erstaunte über diese Liebeswuth. Ein von Melaniens Geheimnisse unterrichteter Mann wäre in Thränen zerschmolzen, wenn er die bewundernswürdigen Gedanken, die Melaniens Benehmen zum Grunde lagen, geahnet hätte.

Frau von Rosann ward von ihrem Sohne im Betreff der Gefährlichkeit der Krankheit ihrer Tochter getäuscht, und begriff, obgleich sie dieselbe oft besuchte, nie, daß Melanie in Gefahr war. Sie lachte und weinte mit ihr, und die süße Geliebte des Vicars hatte eine himmlische Freude, da sie merkte, daß Jedermann, Frau Hamel ausgenommen, in die Schlinge ging, die sie gelegt hatte. Die arme Mutter Hamel, zu Melaniens Häupten sitzend, ahnete ihren Tod und zügelte ihren Kummer mit heroischem Muthe. Diese alte Frau war bewundernswerth wegen ihrer Kaltblütigkeit,

sie verbarg eine gefühlvolle Seele und vereinigte mit der Festigkeit eines Cato, die Wärme des Gefühls ihres Geschlechtes. In dem Zimmer ihrer geliebten Tochter schien sie ruhig und still zu sein, und sie leistete ihr tausend kleine Dienste mit der Liebe einer Mutter und der Pünktlichkeit eines Soldaten. Ihr Auge war stets auf Melanien geheftet, und sie errieth an jeder Geberde ihren geheimen Gedanken. Frau Hamel wußte, daß ihre Tochter dem Tode nahe war und sie sprach zu sich selbst mit unbeschreiblicher Kaltblütigkeit: »Ich werde meiner Tochter folgen.« Sie schickte sich dazu an, wie zu einer Vergnügungsreise, wie wenn sie eine neuerworbene Besitzung hätte besuchen sollen.

So verstrichen einige Wochen, ohne daß eine wesentliche Veränderung in dem Gesundheitszustande der Kranken eingetreten wäre. Ihre Heiterkeit in Josephs Gegenwart blieb sich stets gleich, und getäuscht durch das holdselige Lächeln des kranken Engels, verlebte der Vicar Tage des reinsten Glückes, denen die Aussicht auf eine günstige Wendung seiner Angelegenheiten und die Hoffnung auf Melaniens baldige gänzliche Genesung, einen fast paradiesischen Reiz verliehen.

Doch das grausame Schicksal, das den Vicar von Kindheit an verfolgt hatte, war noch nicht versöhnt, und es zögerte nicht, ihn den Becher des Leidens, den er bereits ausgekostet zu haben wähnte, bis auf den Boden leeren zu lassen.

Er sollte am Ziele aller seiner Wünsche sein Theuerstes verlieren und dann selbst erliegen!

Eines Morgens, es war im Märzmonate, eilte Frau von Rosann hastig in's Hotel, und ihr Sohn meinte, als er seiner Mutter Pferde und das schaumbedeckte Geschirr derselben sahe, sie würde eine recht wichtige Nachricht bringen. Die gute Mutter eilt die Treppe hinauf, stürzt in den Salon, fällt ihrem Sohne in die Arme und wirft des Papstes Breve, das Joseph secularisirte, und die Ordonnanz des Königs, die Joseph den Namen von Saint-André-Ro-

sann, den Grafentitel und das Recht dem Herrn von Rosann in der Pairie zu folgen gab, auf den Tisch.

Joseph wurde ohnmächtig vor Freude. Er erwacht und ruft: »O, meine Mutter, Du giebst mir die Ehre wieder und ich verdanke Dir zwei Male das Leben.«

»Mein Sohn, Deine Ehe ist nun rechtmäßig!«

Von unbeschreiblicher Hoffnung strahlend tritt der Vicar in das Zimmer Melaniens, die eben einen heftigen Fieberanfall hatte. Sie lächelt, als sie Mutter und Sohn freudig siehet. Joseph geht zu dem Bette seiner Frau, ergreift ihre Hand, küßt sie mit Glut, er will mit ihr reden, das Kochen seines Herzens läßt ihn nicht dazu.

„Joseph, was fehlt Dir?"

„Melanie, als ich Dich heirathete, war ich Priester."

„Ich wußte es!" antwortete sie erbleichend. (Joseph und Frau von Rosann standen wie bedonnert) „und dies ist es, was mich tödtet. Joseph, ich habe Dich vielleicht mehr geliebt . . ."

„Wer hat Dir's gesagt?" fiel der Vicar ein. „Wer ist das Ungeheuer?"

„Argow . . . hat mir vor drei Wochen das verhängnißvolle Geheimniß offenbart. . . . Nun, er hat sich gut gerächt!"

„Melanie! Melanie!" rief der Vicar; ich bin nicht mehr Priester! . . . Hier ist das Breve des Papstes!"

Bei diesen rücksichtslos ausgesprochenen Worten sank Melanie leblos auf ihr Kissen zurück.

Die Feder entsinkt meiner Hand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sehet Ihr in der Straße des Amandiers zwei ganz einfache Leichenwagen langsam sich dem Friedhofe nähern?

Ein einziger Mann folgt dem ersten. Dieser Mann ist bleich, entstellt, er blickt nur auf die Erde, er weint nicht.

Eine Frau folgt dem Zweiten; es ist Finette, die Frau Hamel beweint.

Das Wetter ist trübe, die Erde mit feuchtem Kothe bedeckt. Joseph und Finette sehen nichts. Trotz dem geringen Glanze dieses Leichenzuges bleiben doch viele Leute stehen und betrachten eins der rührendsten Gemälde, die der Schmerz je dargeboten hat.

Frau von Rosann hat ihren Sohn nie wieder gesehen, obgleich er zurückzukommen versprochen hatte.

Die Engel des Himmels haben das Geschenk zurückgenommen, das sie der Erde gemacht hatten. . . .

Meinen eigenen Schmerz vorhersehend, habe ich den Schluß dieses Werkes in die Vorrede desselben gesetzt.

E n d e.

Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage der G. Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg sind ferner folgende Unterhaltungsschriften erschienen:

Kampf, der, mit dem Drachen, oder das Zauberschloß. Eine Ritter- und Geistergeschichte aus dem 13ten Jahrhundert. 8. 1 Thlr.

Kapelle, die, des alten Schlosses von Saint-Doulagh, oder die Banditen von Newgate. Aus dem Englischen übersetzt von H. Müller. 4 Bände. Mit 1 Kupfer. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Klostersturm, der, oder wunderbare Rettung aus dem Schlachtgetümmel. Roman vom Verfasser des „Pfarrhauses zu Remsdorf". 3 Theile. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Knappen, die drei, Rolands, und Ritter Hans von Hackelberg, oder der wilde Jäger. Zwei Volkssagen. Mit 1 Kupfer. 8. 22 Gr.

Kock (Chr. Paul de). — **Das Kind meiner Frau.** Nach dem Französischen von A. v. B(...). 2 Theile. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Köhler (Friedr.). — **Der Räuberhauptmann.** Roman. 8. 1 Thlr.

Königsflucht, die, oder Hieronymus und seiner Staatsdiener Ankunft in Frankreich. Ein Gegenstück zum Abschiede von Cassel. 8. geh. 10 Gr.

Kreuzfahrer, der. Ein Roman nach Walter Scott. 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Kunze (Dr. St.). — Der **Landpfarrer** von Schönberg. 2 Theile. Mit 1 Kupfer. 8. 2 Thlr.

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 57

Quedlinburg und Leipzig 1845

P.o.gall. 194 c-56/57
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088128-7